Wolf-Dieter Storl

NATURRITUALE

Mit schamanischen Ritualen zu den eigenen Wurzeln finden

AT VERLAG

Naturrituale

Wolf-Dieter Storl

Naturrituale

Mit schamanischen Ritualen zu den eigenen Wurzeln finden

AT Verlag

6. Auflage, 2012

AT Verlag, Baden und München
Lektorat: Karin Breyer, Freiburg i. Br.
Umschlagbild: Kyllmeier, Kritzendorf
Fotos Farbbildteil: Gudrun Elpons, sofern nicht anders vermerkt
Lithos: AZ Print, Aarau

ISBN (ebook) 978-3-03800-131-7

www.at-verlag.ch

eBook-Herstellung und Auslieferung:
Brockhaus Commission, Kornwestheim
www.brocom.de

Ein Hinweis an die Leserinnen und Leser

Nicola Förg, die bekannte Allgäuer Krimi-Autorin, schrieb einmal im »Münchner Merkur« bezüglich Wolf-Dieter Storl: »Er ist kein Guru für Lebensbewältigungsfragen. Er ist kein Eso-Papst oder New-Age-Bewegter. Als ihn ein großes Magazin einmal als den ›Schamanen aus dem Allgäu‹ bezeichnete, musste er sich sehr ärgern. Er ist nämlich kein Schamane, sondern einer, der sich mit dem Schamanentum quer durch alle Kulturen beschäftigt hat. Allgäuer ist er auch nicht, sondern eigentlich ein gebürtiger Sachse mit US-Pass und einer Fülle von Lebensstationen rund um die Erdkugel. Auch wenn der Bart und die etwas wilde Haartracht solches assoziieren lässt: Ein Almöhi oder Wandereremit ist er auch nicht, kein Späthippie und auch kein Grüner. Parteien sind ihm wurscht, aus jeder vermag er Gutes und Schlechtes herauszufiltern. Und um es noch verwirrender zu machen: Die universitäre Wissenschaftskarriere hat der promovierte Anthropologe auch aufgegeben.«

Wolf-Dieter Storl will nicht als Wunderdoktor, spiritueller Weggefährte oder »Schamane« aufgesucht werden. Er ist kein Heilpraktiker. Seine Aufgabe oder sein *Dharma* ist es, Bücher zu schreiben, die Wissen vermitteln. Sein Geschenk ist das geschriebene Wort.

Inhalt

Heilung erfordert, tief in die Urgründe einzutauchen
Germanische Wurzeln
Eine neue Romantik
Facetten der Wirklichkeit
Verschwinden und Wiederkehr der Geister
Zeitenwende
Schamanensprache
Der Mensch als Tor ins Dasein

Was ist Puja?
Verschiedene Puja-Rituale
Pujas für die Flussgöttin
Der Berg der Chamunda
Kali-Tempel in Kalkutta
Wer ist der größte Verehrer?
Puja ist universal
Indianische Friedenspfeife
Krankenheilritual der Cheyenne

Vorbereitung für die Puja
Spiritistische Geisterbeschwörung
Vorbereitungen
- Begründung
- Reinigung
- Kleidung und Schmuck
- Ausrichtung
- Magische Zeiten
- Aufrufung und Begegnung mit dem Hüter der Schwelle
- Die Mitte finden, zentrieren

Auf der Suche nach dem Puja-Baum

Medizinbeutel und Kraftgegenstände
Blumensträuße für Pujas
Der Medizinbeutel
Die Hörner des Rehbocks
Das Muschelhorn
Die Trommel
Federn
Sonstiges Zubehör

Hüter der Schwelle
Peterchens Mondfahrt
Einweihung: Das Erwachen in der Traumzeit
Heimdal, der germanische Schwellenhüter
Wölfe
Ganesha, der Elefant
Sphingen

Feuer, Wasser und Gesang
Feuer und Wasser
Das Zünden des Notfeuers
Wassergießen
Sensibles Wasser
Singsang, Satsang

Rauchweihung
Zunderschwamm und Kohle
Gerüche: Offenbarungen der Seele
Geruchssinn und Sexualität
In jedem Duft eine Gottheit
Düfte: Heimat der Seele
Die Kräuter in der Friedenspfeife
Essigbaum oder Hirschkolbensumach

Der Rauch der Ahnen
Beifuß, das Kraut des Übertritts

Das Kraut der Göttin Artemis
Sage, der falsche Beifuß
Wacholder, der Feuervogelbaum
Mariengras, der Duft der Göttin
Tannenharz, der Duft der Innigkeit

Opfergaben und Windhorn
Blumendarbietung
Aufladen von Kraftgegenständen
Opfergaben
Elfenneid, Elfengeschosse
Windhorn: Von der Ekstase zur stillen Meditation
Das Yedaki
Wie aus dem Didgeridoo das Windhorn wurde

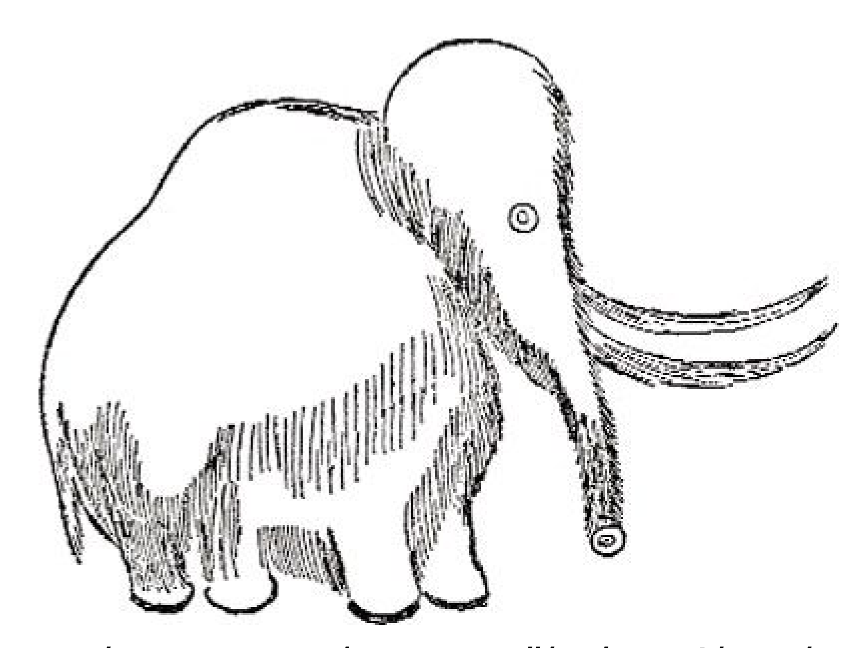
Das rote Blut der Erde
Blutopfer
Substitution: Die Geistwesen lassen sich nicht foppen
Ocker
Andere sakrale Färbemittel
Blóta, der germanische Blutsegen
Tieropfer und Schlachten
Segnung
Zauber
Ocker für die Puja
Ausklang

Laechentum, das germanische Schamanentum
Weise Frauen und andere Schamanen
Wie heilte der Lachsner, die Lachsnerin?
Der Finger des Lachsners
Berufskräuter
Von den Geistern lernen
Wegerich, das Laechenblatt

Würmlein klein, ohne Haut und Bein
Wahre Halluzinationen
Krankheitsbringende Entitäten in indigenen nordeuropäischen Kulturen
Magische Helminthologie (Wurmkunde)
Wurm, Wurz und Wort
Die neun Kräuter Wotans
Feldthymian oder Quendel
Kamille
Entsorgung der Elbenwürmer
Der Durchzug der Perchten
Schneegeisterbesuch

Nachwort
Literatur

Dem Kundigen, der da in Nordhuglen, einer kleinen Insel südlich vor Bergen, vor ungefähr1600 Jahren diese Runen ritzte und rötete: *Ek gudija ungandir.*



Mammutgravierung aus der europäischen Altsteinzeit (Font de Gaume).

Heilung erfordert, tief in die Urgründe einzutauchen

> »Und es ist notwendig, dass wir es trotzdem versuchen,
> das Unsagbare zu sagen.
> Und mein Hoffen dabei ist,
> dass jeder Satz aus mehr besteht
> als nur aus den Worten, die ihn bilden.«
> Werner Sprenger, *Das Höhlenbuch*

Im Sommer veranstalte ich gelegentlich Heilkräuterkurse, Kräuterwanderungen oder Seminare. Dabei spaziere ich mit den Teilnehmern über die Wiesen und durch den Wald, lasse sie barfuß laufen, damit sie den lebendigen Erdboden, den frischen Tau unter ihren Füßen spüren, ermutige sie, an den Kräutern und Beeren zu riechen, sie zu betasten oder zu kosten, und erzähle die dazugehörigen Geschichten und Sagen. Meistens, wenn es passt und stimmig ist, feiern wir dazu ein einfaches Naturritual, eine so genannte *Puja* (»Pūdscha« mit langem u ausgesprochen). Man spürt sofort, dass es sich um ein uraltes Ritual handelt. Es verbindet mit der Landschaft, mit den Kräutern, Bäumen und Tieren. Das Ritual wirkt wie ein Schluck Wasser auf die dürstende Seele. Es hebt die Teilnehmer aus der Hast und den Spannungen des Alltags heraus und hilft ihnen, in das Wunder der Schöpfung einzutauchen.

Da ich immer wieder nach Sinn und Bedeutung des Puja-Rituals und nach der Art und Weise seiner Durchführung gefragt werde, habe ich mich entschlossen, dieses Buch zu schreiben. In den ersten Kapiteln geht es darum, den Ablauf des Rituals zu schildern und die

Ritualgegenstände – Wasser, Feuer, Hirschgeweihe, Muschelhorn, Rötel usw. – im kulturanthropologischen Zusammenhang zu erläutern.

Eine Puja ist eine archaische, schamanische »Technik«, die einen sakralen Raum schafft, in dem sich die Seele der Natur manifestieren kann. Es ist eine feierliche Handlung, die es den Menschen ermöglicht, sich den tieferen Dimensionen des Seins zu öffnen, nämlich den Wesen, welche die »nicht alltägliche Wirklichkeit« bevölkern: den Naturgeistern, den *Devas* der Pflanzen und Tiere, den Ahnengeistern und Gottheiten. Diese Wesen reden ständig mit uns, wir haben nur verlernt oder vergessen zuzuhören: Puja hilft uns, besser zuzuhören. Puja hilft den Menschen, diese Wesenheiten zu spüren, sie zu erleben und vielleicht sogar zu »sehen«. Puja tut nicht nur dem Menschen gut; das Ritual ist auch »Nahrung« und Stärkung für die Natur und ein Segen für das Land. Es ist ein heilmachendes Ritual, ein Heilritual, oder wie die nordamerikanischen Indianer sagen würden: Es ist eine machtvolle »Medizin«. Es ist echte Magie.

Das Wort »Puja« ist indisch. Es entstammt einer obskuren dravidischen Sprache, die auf dem Subkontinent von den vorarischen, nichtvedischen Völkern gesprochen wurde. Der Begriff wurde aber bald ins Sanskrit entlehnt, die Sprache der Indogermanisch sprechenden arischen Einwanderer. Und obwohl ich den heute üblichen hemmungslosen Gebrauch von Fremdwörtern erschreckend finde, da es den inneren Zusammenhang einer Sprache zerreißt, habe ich mich in diesem Fall dennoch entschieden, diesen fremden Begriff zu übernehmen. Denn Worte wie Andacht, Gottesdienst, schamanisches Ritual, Zeremonie, Kulthandlung und dergleichen sind entweder nicht ganz zutreffend oder mit anderen Assoziationen belastet.

Germanische Wurzeln

Puja-ähnliche, schamanische Rituale gehören nicht nur den Hindus oder außereuropäischen Naturvölkern. Einst gehörten sie auch zu unserer eigenen indigenen Kultur, zur Kultur der Kelten, Germanen, Slawen und anderen früheuropäischen Völkern. Auch wir kannten ein auf eigenem Boden gewachsenes Schamanentum. Da es nicht mein Anliegen ist, weitere schwer verständliche Kulte aus fernen Ländern einzuführen, sondern die eigenen nährenden Wurzeln zu finden, versuche ich in diesem Buch einige der verschütteten Quellen unserer Kultur freizulegen. In einem anderen Werk, *Die Pflanzen der Kelten* (AT Verlag 2003), habe ich mich mit den vorchristlichen keltischen Wurzeln auseinander gesetzt. In diesem Fall wird der Schwerpunkt mehr bei den Germanen liegen. Denn bei diesen nordeuropäischen Völkern ist der schamanische Hintergrund besonders offenkundig. Die Hauptgottheit, Wotan (nordisch *Odin*, angelsächsisch *Woden*, wandalisch *Guodan*, alemannisch *Woutan, Woutis*) ist vor allem eine Schamanengottheit.

Der *Lachsner* oder die *Lachsnerin*, die traditionellen Heiler der germanischen Völker, heilten und zauberten insbesondere mit schamanischen Methoden. Mit diesen Heilmethoden und dem dazugehörigen Weltbild werden wir uns eindringlich befassen.

Die Germanen gehen uns ebenso an wie die Kelten oder die Römer, da ein Großteil des indigenen Volksbrauchtums – die Volksmedizin, die Sprachen, Märchen und Sagen, Jahresfeste, Aberglauben – in weiten Teilen Europas von ihnen geprägt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Beschäftigung mit der germanischen Kultur im deutschen Sprachraum leider zum Erliegen gekommen und ist, abgesehen von verunglimpfenden Schriften, praktisch tabu. Dafür sind nationalsozialistische Ideologen verantwortlich, die die »Germanen« zu »arischen Übermenschen« hochjubelten. Glücklicherweise sind die Gelehrten in anderen, vorwiegend germanischen Ländern nicht an dieses

Tabu gebunden. Meine Quellen sind vor allem englische, amerikanische, belgische und skandinavische.[1]



Odin (Skizze von Lorenz Fröhlich, 1845).

Wer sind nun die Germanen? Es handelt sich um die Nachkommen der nordeuropäischen Megalithkultur (Trichterbecherkultur), jenes jungsteinzeitliche Bauernvolk, das vor fast 6000 Jahren die Hünengräber und Steinkreise aufstellte. Es sind die wahren nordeuropäischen Ureinwohner, die hiesigen Aborigines (Storl 2003: 56). Sie gehörten ursprünglich nicht zu den »arischen

Völkerschaften« – den Proto-Kelten, Slawen, Balten, Illyrern, Latinern und Hellenen –, jenen ehemaligen Hirtennomaden, die zwischen dem 1. und dem 2. Jahrtausend in mehreren Wellen aus den westasiatischen Steppen einwanderten und sich in Europa niederließen. Zu den germanischen Stämmen, deren Urheimat sich von der Nordsee zur Ostsee und nach Südskandinavien erstreckte, gehören die späteren Dänen, Norweger und Schweden, die Angelsachsen, die die britischen Inseln besiedelten, die Friesen, Flamen und andere niederländische Ethnien, die Franken, die Frankreich seinen Namen gaben, die Alemannen, die heute in der Schweiz, im Elsass und im Bodenseeraum zu Hause sind, die Schwaben in Südwestdeutschland, die Bajuwaren, die den bayrisch-österreichischen Raum besiedelten, die Langobarden in Norditalien, die Burgunder, die zwischen Lyon und Genf ihr Königreich hatten, die Westgoten und Wandalen, die bis Südspanien zogen und dort den Adel stellten, die Ostgoten, die auf der Krim siedelten, und die Wikinger, deren Siedlungen sich von Island, Irland, Schottland, Grönland, Russland und vorübergehend bis Vinland (Nordamerika) erstreckten. In anderen Worten, sie sind ein wesentlicher Bestandteil der europäischen Völkerschaften. Und wenn wir unsere eigenen lebendigen Wurzeln finden wollen, dann sollten wir uns mit ihnen befassen.

Eine neue Romantik

Schamanentum ist uralt. Es hat seine Wurzeln in der alten Steinzeit und ist noch immer Teil der Lebensweise der naturnahen Völker. Schamanentum fasziniert uns, denn auch in unserer schrillen, schnell lebenden, globalen Gesellschaft ist nicht alles Gold, was glänzt. Wie Vampire saugen wir das schwarze Blut der Erde aus, um die summenden, knatternden, rauschenden Maschinenroboter zu füttern, die unsere Wälder und Wildnisse schwinden

lassen und Luft und Wasser verschmutzen. Und das Bewusstsein der Menschen, die wie Stallkaninchen in ihren Lebensumständen eingeengt sind, wird entsprechend bizarrer. Bewusstsein und Sein hängen zusammen. Terrorismus, Drogenabhängigkeiten, sexuelle Ausbeutung und Abartigkeit, das Ertrinken der Jugend in den virtuellen Realitäten einer elektronischen Unterhaltungs- und Ablenkungsindustrie sind die soziale Seite desselben Prozesses. Kein Wunder, dass im allgemeinen Bewusstsein, wie auch in der ethnologischen Wissenschaft, das Bild des Schamanen, des berufenen und befähigten Urheilers, immer stärker in den Vordergrund rückt. Das zunehmende Interesse am Schamanentum stellt so etwas wie eine Rückbesinnung dar, ein Anfragen bei denen, die (vermutlich) noch wissen, wie man im Einklang mit sich selbst und mit der Natur lebt. Es geht darum, sich befruchten zu lassen von den Ursprüngen, so dass man neu geboren werden kann.

Zugegeben, es ist ein romantisches Bild, das in diesen Gedankengängen beschworen wird. Zugegeben, in mir - wie auch in der Seele vieler Ethnologen, die andere, einfühlsamere, einfachere Lebensweisen kennen gelernt haben - schlummert ein Romantiker. Novalis, Hölderlin, Wordsworth, Coleridge, Emerson, Thoreau sind mir nicht fremd, und die Gebrüder Grimm verehre ich geradezu.

Aber ist der romantische Idealismus nicht längst überholt? Haben uns nicht Kolonialismus und die Härte der industriellen Revolution, linker und rechter Totalitarismus, die Weltkriege mit ihrem Terror, Wirtschaftsnot, globale Marktzwänge und dergleichen unsanft aus dem romantischen Traum geweckt? Was ist aus dem *sauvage noble*, dem »edlen Wilden« des Jean-Jacques Rousseau, aus dem »wilden Naturkind« des Südseeforschers Louis Antoine de Bougainville geworden? Die hungernden, bettelnden, in Lumpen gehüllten, im Plastikmüll erstickenden, Drittwelt-Slumbewohner haben seinen Platz eingenommen. Für den

modernen Intellektuellen ist die Romantik, auch in ihrer seichten Neuauflage als »New Age« und Esoterik, wirklichkeitsfremde Schwärmerei.

Realisten warnen uns: Schauen wir den Tatsachen, den wissenschaftlich bewiesenen, konkreten Fakten ins Gesicht. Welchen Sinn haben steinzeitliche, archaische Ideen und Techniken in einer überbevölkerten, naturdegradierten Welt? Die Bedingungen sind heutzutage gänzlich andere. Ob wir es wollen oder nicht, wir sind auf dem Weg in eine *brave new world*.

Aber ganz so ist es auch nun wieder nicht. Das Wissen der Naturvölker und der Steinzeitmenschen geht uns mehr an, als wir denken. Unsere Urgeschichte und das Leben in den Wäldern und Tundren haben uns grundsätzlich geprägt. Wir müssen das verstehen, um uns selbst zu verstehen. Die so genannte Steinzeit kündigte sich vor ungefähr 3 Millionen Jahren mit behauenen Steinwerkzeugen an; vor 1 Million Jahren brannten die ersten Lagerfeuer; vor rund 300000 Jahren trugen die Neandertaler schon genähte Lederkleidung und bestatteten ihre Toten mit Blumen, rotem Ocker und Grabbeigaben. Ja, unsere kulturellen Wurzeln gehen tief, tiefer als die vor erst knapp 10000 Jahren gegründeten ersten sesshaften Siedlungen, tiefer als die vor 2500 Jahren gegründete »ewige Stadt« Rom. In der alten Steinzeit wurzeln unsere Sprachen und die Symbole, mit denen wir das Wunder unseres Daseins zu umschreiben und zu begreifen versuchen. Grundtechniken des Wohnens und Jagens, Märchenmotive, Kinderspiele und viele Elemente unserer Heilkunde, vom Kräuterwissen bis zur Schwitzhütte, gehen auf die paläolithische Urzeit zurück. Ebenso das Schamanentum, das Wissen um den Umgang mit den Geistwesen, die in der Natur, hinter der Oberfläche wirksam sind. Der Mensch kann es sich nicht leisten, diese, sein Wesen bestimmende Prägung zu ignorieren. Er kann es sich nicht leisten, sich von dem spirituellen Hintergrund, von der

Erde und der Natur abzusondern, ohne dem Wahn und der Zerstörung zu verfallen.

Facetten der Wirklichkeit

Schamanentum ist keine Religion im Sinne der großen Glaubenssysteme. Diese sind erst spät entstanden und beruhen auf charismatischen Stifterpersönlichkeiten, deren Lehren es zu glauben gilt. Schamanentum hat aber nichts mit Glauben zu tun, sondern mit Erfahrung. Ein Schamane ist jemand, der die Begabung hat und die Techniken beherrscht, um mit den Geistwesen, den Gottheiten und Dämonen umgehen zu können. Dazu gehören Methoden – Trommeln, Tanzen, Trance induzierende Entheogene[2], Fasten, Enthaltsamkeit, Askese usw. –, die den Zugang zu diesen Dimensionen öffnen. Der Schamane, der in diese Dimension hineinschlüpft, hat auch gelernt, wie man mit den Geistwesen umgeht, wie man mit ihnen verkehrt, wie man sie dazu bewegt, sich den Menschen gegenüber freundlich und wohlwollend zu verhalten. Berufene Schamanen arbeiten in der »Traumzeit«, in der nichtstofflichen »Anderswelt«, im Bereich des Werdenden und nicht - wie unsere Wissenschaftler es tun - im Bereich des Gewordenen. Sie wirken, wie es in dem sehr alten, schamanisch geprägten Text des *Tao-Te-King* heißt, in der »Leere«, nach dem Prinzip:

> *»Handle, ehe es da ist*,
> Lenk es, ehe es wirr wird …
> Der Weise (der Schamane)
> *geht zurück den Weg, den die Menschen gingen*
> um den Dingen zurückzuhelfen zu ihrer Natur
> und wagt nur eines nicht: wider die Natur zu handeln.«
>
> Lao-tse, *Tao-Te-King*, 64; Übersetzung Ernst Schwarz

Einer der Grundsätze der Kulturanthropologie ist es, dass jede Gesellschaft ihre eigene Wirklichkeit konstruiert. Auch

die *facts*, die vermeintlich bewiesenen Tatsachen, an die wir uns festklammern, erweisen sich als eine »kulturelle Konstruktion der Wirklichkeit«, als Vorstellungen (Schopenhauer), als *Maya* oder Illusion, wie die Inder sagen. Ein Blick in die Wissenschaftsgeschichte macht das deutlich: Die Feststellungen von heute sind die Irrtümer von morgen. Das Gebäude unserer Realität ist, wie die australischen Eingeborenen sagen würden, ein »Traum«, der sich vermaterialisiert hat; es ist der verdinglichte, verdichtete, dingfest gemachte Gedanke, wie einst die Germanen glaubten. In unseren Träumen, durch unsere Wünsche, Gedanken, Entscheidungen, durch unsere Opfer und Anstrengungen schaffen wir die Wirklichkeiten, in denen wir leben. Die mentale oder körperliche Handlung (Sanskrit *Karma*, »Tat«) wird zur Ursache unseres Schicksals. Das materialistische, experimentalwissenschaftliche Weltbild, welches die absolute Wirklichkeit des modernen Bürgers ausmacht, ist letztlich auch eine Traumwirklichkeit. Es ist der kollektive Traum, der *Spell*[3], die Verzauberung dieser heutigen Zivilisation. Es ist ein unduldsamer Traum, der für sich den Alleingültigkeitsanspruch erhebt.

Der Traum ist vorerst etwas Geistiges. Erst wenn sich die Gesellschaft diesem Traum hingibt, ihn lebt und verwirklicht, dann nimmt er Fleisch und Blut an, dann wird er materiell konkret. Es gibt Träume, die – wenn verwirklicht – das Leben schöner, angenehmer, glücklicher machen. Es gibt auch Träume, die, wenn sie ausgelebt werden, leidvoll und destruktiv wirken. Es scheint, als ob der Traum der modernen materialistisch geprägten, technokratischen Welt kein guter *Spell* ist, denn er hinterlässt viel Leid und Zerstörung: Pflanzen und Tiere sterben aus und verlassen die Erde für immer; die Kulturen der kleinen traditionellen Stämme und Völker werden zerstört; Sprachen, von denen jede eine einmalige kostbare Sicht der Welt beinhaltet, verschwinden.

Schamanische Rituale, wie auch die Puja, können dazu dienen, aus einem Alptraum aufzuwachen. Es ist möglich, weil das Ritual das Bewusstsein in die geistige Dimension hineinträgt, festgeronnene Konturen auflöst und erstarrte Seelen für neue Inspirationen öffnet. Woher kommen die Inspirationen? Sie kommen aus den geistigen Dimensionen, aus der »Leere«, aus dem Bereich des Potenziellen, des Möglichen, aber noch nicht materiell Kondensierten. Sie kommen von den Göttern, Engeln, von den Elfen, Zwergen und anderen Geistwesen der Natur, die uns umgibt; sie werden uns von den Urahnen zugeraunt, von jenen Vorfahren, die Sorge um jene trugen, die nach ihnen kommen und in denen ihr Lebensblut weiterfließt. Diesen gilt es sich zu öffnen. Diese gilt es um Rat zu bitten. Den Indianern, Tibetern, australischen Aborigines, all diesen Völkern, die treu an altbewährten geistigen Wahrheiten und heiligen Ritualen festhielten, gilt unser Respekt und auch unser Dank, denn sie erinnern uns an vieles, was wir vergessen haben. Sie können uns Anregungen geben. Aber ihre Brauchtümer, Lebensweise und ihre Rituale gehören ihnen und sind, wie sie, eingebettet in der sie umgebenden Natur. Viele indianische Medizinmänner, die ich kenne, sind entsetzt, wenn man ihre Rituale nachmacht: »Findet eure eigenen Wurzeln«, mahnen sie, »verbindet euch mit der Spiritualität, die in eurem Land in der freien Natur vor euren Augen ausgebreitet ist.«

In diesem Buch nehmen wir den gut gemeinten Rat an. Wir gehen in den Wald, wir suchen das Wissen der einheimischen Völker, der Kelten, der Slawen, der Romanen und vor allem der Germanen. Wir versuchen, uns mit ihren Götterimaginationen, ihren hellsichtigen Visionen zu verbinden. Wir nehmen Kontakt mit den Naturgeistern, Zwergen und Elfen auf, die in den hiesigen Wäldern, Wiesen und Matten, den Bergen, Tälern und Flüssen zu Hause sind. Voller Ehrfurcht wenden wir uns der Erde zu, jener Erde, in der die Knochen der Verstorbenen - unsere eigenen

Vorfahren - ruhen. Spiritualität, die nicht mit der umgebenden Natur und mit den eigenen Ahnen verbunden ist, bleibt blutleer und abstrakt; sie ist etwas für das Hirn, aber nicht für den Bauch, die Leber, die Füße.

Verschwinden und Wiederkehr der Geister

Aufgabe der Wissenden und Weisen der alteuropäischen Völker, der keltischen Druiden oder der hellsichtigen Schamaninnen der Germanen war es, die Beziehung zu der Welt der Geistwesen auf gute Weise zu regulieren. Es war ihre Angelegenheit, dass der »Traum«, der *Spell*, der die Gesellschaft in seinem Bann hielt, ein guter blieb. Die christlichen Missionare, die die nordeuropäischen Waldlandvölker bekehrten – bei ihnen handelte es sich oft um zum Christentum bekehrte ehemalige keltische Druiden –, kannten diese Wesen sehr gut und zweifelten nicht an ihrer Existenz. Die christlichen Glaubensverkünder brachten, davon waren sie überzeugt, einen neuen guten Zauber, einen »guten *Spell*« – so nannten sie das Evangelium einen *good Spell* oder, im modernen Englisch, *Gospel.* Um die Einmaligkeit des Christus hervorleuchten zu lassen, erklärten sie viele alte Götter zu Dämonen und Teufeln; aus Freya wurde Maria, und altes Brauchtum, wie die Kräuterweihe, das Lichtmessfest und Wochenbettbräuche, wie das »Frauenstroh«[4], wurden auf sie übertragen; an Donar/Thors Stelle trat der Petrus oder der Streiter wider den Drachen, Michael; andere alte Gottheiten wandelten sich zu christlichen Heiligen und Märtyrern, oder nahmen wenigstens deren Stelle ein; die Wichtel, Feen, Elfen und anderen Wesen der niederen Mythologie blieben im Volkschristentum ungeschoren.

Erst im späten Mittelalter, nachdem die fanatischen Katharer (griechisch *katharoi*, »die Reinen«) die im Volkschristentum übrig gebliebenen Reste des Heidentums

anprangerten, Ehe, Eid, Bilder und Reliquienverehrung ablehnten und den absoluten Gegensatz zwischen Gott und Satan formulierten, änderte sich das. Die verunsicherte römische Kirche reagierte mit der Einführung der Inquisition, um diese Ketzer zu bekämpfen, übernahm aber zugleich auch deren dualistisches Weltbild. Schließlich wollte man nicht die Anschuldigung auf sich ruhen lassen, man sei zu lax mit dem Teufelstreiben. Nach der Unterdrückung des Ketzertums ging man vehementer gegen »Aberglauben« und Hexerei vor, bei der es sich lediglich um Reste eines indigenen keltischen oder germanischen Schamanentums handelte.

Der pferdefüßige »Teufel«, der dem Bauern gelegentlich über den Weg lief, der so genannte Klaubauf, der Hans-spring-ins-Feld, der grüne Junker, der Hinkefuß, der Heinrich, der schillernde Kavalier, der wilde Jäger, war wohl eher einer der vielen rauen, neckischen Naturgeister[5], die seit heidnischen Zeiten bekannt waren. Diese armen Teufel trieben Schabernack und konnten die Menschen plagen, zugleich aber hatten sie Angst vor Johanniskraut, Quendel und Dill, vor Weihwasser und Lauch. Dem klugen Bauer gelang es fast immer, sie zu überlisten; und gelegentlich verschenkte ein solcher Waldteufel dem Wanderer Rossäpfel, die sich in Gold verwandelten. Aus listigen Waldschratten wie diesen wurde – in der Zeit der Inquisition und Hexenverfolgung – der mächtige »Fürst dieser Welt«, der Gegengott, Satan, gegen den einzig und allein die Kirche Schutz bieten konnte. Ein für die Kirche profitables Monopol! Mit den Menschen, die in alter Manier mit den Naturgeistern Umgang zu pflegen wussten, räumte die Inquisition auf. Sie wurden als Hexen verfolgt; viele wurden verbrannt.



Mittelalterliche Vorstellung von Teufeln (aus Jacobus de Teramo, Das Buch Belial).

Ebenso radikal verfuhr die darauf folgende Aufklärung. Sie machte *tabula rasa*, reinen Tisch, indem sie die Geistwesen vollkommen leugnete. Die rationale Aufklärung war der neue *spell* der westlichen Welt. Der Hohepriester und Visionär der neuen experimentellen Wissenschaft war Frances Bacon, ein ehemaliger Staatsanwalt bei Hexenprozessen. Er und seine Genossen, wie Descartes oder Newton, leiteten die Entmythologisierung der Welt ein. Für sie war die Welt eine Maschine, die nach materiellen, mechanisch-mathematischen Prinzipien funktioniert. Nachdem Gott, der kosmische Uhrmacher, die Weltenmaschine konstruiert hatte, zog sich dieser ins Nebulöse zurück. Erkenntnis hieß nun, die Logik der Konstruktion dieser Weltenmaschine zu verstehen. Keine Götter hielten mehr die Planeten in ihrer Bahn, sondern mechanische Gesetze; keine Wichteln oder Elfen treiben das Pflanzenwachstum voran, sondern chemische Reaktionen.

Geister und Götter hatten ausgedient, es gab sie nur noch im Aberglauben alter Weiber, als Zeichen mentaler Verwirrung, bedingt durch Fehlfunktionen im Stoffwechsel des Hirns, oder als die irreale subjektive Fantasie der Künstler und Poeten. Es war der Traum einer leblosen, stofflichen Welt, geboren in toten Labors – ein tödlicher Traum für die Seele und für die lebendige Natur.

Die Romantiker lehnten sich auf. Sie wussten besser. In der »Walpurgisnachtszene« seines *Faust* lässt Goethe den empörten Rationalist, den Proktophantasmist (»Mastdarmgeisterseher«)[6] über das Geistertreiben schimpfen:

»Seid ihr immer noch da! Nein, das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug, und dennoch spukt’s im Tegel.
Wie lange hab’ ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird’s rein; das ist doch unerhört!«

Inzwischen hat sich wenig geändert. Noch immer tut sich die offizielle, materialistisch-positivistische Wissenschaftsideologie mit der Existenz der Geistwesen schwer, versucht sie zu psychologisieren, etwa als Projektionen verdrängter oder unbewusster psychischer Inhalte, oder auf biochemische Prozesse im Hirn selbst zu reduzieren, oder als Energiefelder zu definieren. Und dennoch kommen sie wieder – heimlich, unerkannt, und da niemand da ist, der mit ihnen richtig umgehen kann, zunehmend destruktiv. Sie haben Schlupflöcher, Ritzen gefunden in der Mauer, die uns schützen soll. Sie fluten in Gestalt von Orcs, ETs und Monstern aus dem All, als Gremlins, Killerbienen, als Goofys und Mickey Mäuse, als destruktive Enten, als Woody Woodpecker oder als Horrorfiguren durch die Kanäle der Medien, der Videospiele, Fernsehsendungen, Computerspiele, Gameboys, Werbespots. Hemmungslos schleichen sie sich in die Seelen

der Kinder und bevölkern diese. Sie suchen sie heim in Fantasien, und vor allem nachts in den Träumen. Unruhig schlafen die Kleinen dann, sie schrecken oft auf.[7] Kinder kennen keine objektive Distanzierung: Für die Seele sind die Bilder real, sie leben weiter in der inneren Seelenlandschaft; wie unsichtbare Würmer kriechen sie durch die Psyche; ohne dass der Betroffene es merkt, beeinflussen sie das Verhalten, die Stimmung, das Denken und das Entscheiden. Besonders verheerend wirken die von Produzentenehrgeiz und Profitgier motivierten Hollywood-Streifen. Um die Faszination[8] auf das Publikum zu stärken, werden alle Register gezogen, was Brutalität und Perversionen betrifft. Wie viele Menschen können sich noch dem fröhlichen Planschen im Meer hingeben, nachdem sie Spielbergs Horrorfilm über den Weißen Hai gesehen haben? Wer wagt es noch heutzutage, nachts in den Wald zu gehen, wie einst Schiller oder Goethe, um im fahlen Mondlicht zu lustwandeln? Unsere Zeitgenossen könnten es nicht einmal, wenn sie wollten, denn unbewusst und heimtückisch schwimmt der Killerhai unter der Oberfläche, und im dunklen Gebüsch lauert möglicherweise die Blair Witch, der Psycho-Killer oder ein sonstiges unsichtbares Unheil. Ja, in dieser Gestalt erscheinen sie, die verdrängten, verleugneten Andersweltlichen, und rauben den Menschenkindern ihren inneren Frieden.

Die Zelluloidzauberer arbeiten zudem gerne mit unterschwelligen sexuellen Reizen. Der Geschlechtstrieb, dieser Wonnequell und Tor der Verkörperung für die nächste Generation, ist etwas dermaßen starkes, dass er die Aufmerksamkeit fesseln und die Psyche verzaubern kann. Wenn Sexualszenen besonders grausam und widernatürlich sind, dann lassen sie die Seele nicht mehr los. Sie besiedeln dann die Vorstellungen. Arthur Hermes drückte es so aus: »Das Pathologische fasziniert.«

Rudolf Steiner hat es für diese Jahrtausendwende vorausgesagt: Die andersweltlichen Wesen kommen wieder; eine Generation wird aufwachsen, die sie wieder wahrnimmt, aber nicht weiß, wie damit umzugehen ist. Auch andere Türen und Tore haben diese Wesen gefunden: Psychedelische Drogen – zuerst in der Künstler- und Hippieszene verwendet, später als Bestandteil der Jugendkultur – lockern die Seele aus ihrer körperlich-physischen Verankerung, so dass man, ähnlich wie im luziden Träumen, im künstlerischen Schaffensrausch oder bei Nahtoderfahrungen, die Wesen der astralen und ätherischen Dimension wahrnehmen kann. Das ist besonders bei den Substanzen der Fall, die bei den Raves, in Diskos und bei Jugendparties generell erhältlich sind – etwa »Adam« oder »Xstasy«, Acid, THC oder synthetische Nachbildungen der mittelamerikanischen Schamanendroge Meskalin (Peyote). Psychoaktive Pflanzensubstanzen, wie Ayahuasca (*Banisteriopsis caapi;* Yahe), San-Pedro-Kaktus (*Trichocereus pachanoi*; Aguacolla), »Psillos« *(Psilocybin)* und andere »Zauberpilze«, die einst eine Rolle in schamanischen und sakralen Traditionen spielten, bringen verborgene Welten zum Vorschein. Dem Zeitgeist gemäß kommen die Andersweltlichen heutzutage oft aufgemacht als Außerirdische daher, und mancher wird von diesen UFO-Reisenden mitgenommen, untersucht, sexuell belästigt oder in kosmische Geheimnisse eingeweiht. Die Erlebnisse sind oft so stark, dass die Alltagswirklichkeit dagegen verblasst. Für einige wenige ist die Berührung mit diesen Dimensionen wegweisend und sinnstiftend, ähnlich den Initiationen und Visionssuchen der Naturvölker; für andere aber ist sie erschreckend, beängstigend, bedrückend; sie kann in den Wahnsinn oder den Tod führen.

Zeitenwende

Nach der radikalen Aufklärung, dem wissenschaftlichen Positivismus und dem atheistischen dialektischen Materialismus der Marxisten[9] schwingt nun das Pendel in die entgegengesetzte Richtung. Es ist das Gesetz von Yin und Yang:

»Die Klinge immerfort geschärft,
bleibt nicht lange Klinge;
der Saal mit Gold und Jade vollgestopft
ist nicht vor Räubern zu bewahren;
Glanz und Ehren mit Hochmut gepaart
ziehn sich selbst ins Verderben.«

Lao-Tse, *Tao-Te-King*, 9

Die Drogenexperimente der künstlerischen Bohème im 19. Jahrhundert und die Psychoanalyse kündigten schon einen Umschwung an. Der eigentliche Durchbruch der anderen Dimension, die Wiederkehr der verpönten und lange ignorierten Götter und Dämonen ins menschliche Bewusstsein, gelang jedoch in der chaotischen Zeit mitten im Zweiten Weltkrieg, und zwar am 19. April 1943, im Forschungslabor des Chemiekonzerns Sandoz in Basel. An dem Tag veränderte sich die Welt. An dem Tag trank der Biochemiker Albert Hoffmann im Labor eine wässrige Lösung mit einer vermeintlich niedrig gewählten Dosierung von 0,25 Milligramm d-Lysergsäure-Diethylamid. Als er dann mit dem Fahrrad nach Hause fuhr, wusste er nicht, ob er verrückt werde. Er schreibt: »Die psychische Wirkung war überwältigend … Furchterregende Visionen traten auf; auch die Erfahrung, den eigenen Körper schon verlassen zu haben, wie auch das Gefühl der Zeitlosigkeit. Als diese fremdartigen Wirkungen langsam nachließen, wandelte sich die Erfahrung in ein unbeschreibliches Glücksgefühl und zu dem Gefühl in ein neues Leben hineingeboren zu werden« (Hoffmann 1998: 91).

Es muss hervorgehoben werden, dass Albert Hoffmann vorher ein ganz sachlicher und nüchterner Chemiker war,

kein Mystiker, sondern eher ein genialer Materialist, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die molekulare Struktur des Mutterkorns, eines alten Hebammenmittels zur Weheneinleitung, zu analysieren. Eines der Produkte der Aufschlüsselung dieses Schmarotzerpilzes war eben die Lysergsäure, kurz LSD genannt. Durch dieses Erlebnis offenbarte sich ihm auf einmal die tief liegende Spiritualität, die in oder hinter der empirischen Oberfläche west. Es öffnete, so scheint es, sein »drittes Auge«. Seither sieht der Chemiker in die beseelte Tiefe der Natur. Die Wiesen und Hecken rund um sein Haus sind belebt und beseelt, sie sind von Elementarwesen und Elfen bevölkert. Da er sie mit liebenden und bewundernden Augen bei seinen Spaziergängen immer wieder wahrnimmt, treten sie so stark in Erscheinung, dass auch der normale Sonntagsspaziergänger plötzlich von dem unerklärlichen Zauber und der Schönheit berührt ist.

Interessant ist, dass Basel, die alte Alchemistenstadt, wo schon der große Paracelsus gewirkt hat, einst eines der Hauptkultorte der alten Kelten war. Es ist ein magischer Ort, wo der Rhein einen Knick macht und auf die Burgundische Pforte trifft; ein Ort innerhalb eines Dreiecks, das durch die drei Belchen – die drei heiligen, dem Sonnengott Belenos (Bel) geweihten Berge im Elsass, im Schwarzwald und im Baselbiet – geformt wird. LSD wurde im Forschungslabor zuerst im November1938 synthetisch hergestellt; 1943 wurde sein seelenbewegendes Potenzial entdeckt. Fast zeitgleich entdeckte Ende 1938 Otto Hahn und F. Strassmann die Kernspaltung; 1943 wurde unter Leitung des Atomphysikers Oppenheimer in Los Alamos (New Mexico) das Labor gebaut, in dem im Rahmen des »Manhattan Projects« die erste Atombombe gebaut wurde.

Spiegelbilder; »Wie unten, so oben«, verkündete einst der Meister der Alchemisten Hermes Trimegistos: Hier, ein *Flash*, der verborgene innere Archetypen sichtbar macht – da, die durch Menschenangst und Hass erzeugte Entladung

geballter zerstörerischer Energie. Hier der archaische Sonnengott Belenos, der Lichthafte, dort der schwarze Unterweltgott Pluto[10]. Die Grenzen Midgards[11], die Grenzen zur inneren und äußeren Anderswelt sind gesprengt!

Ja, der Wendepunkt ist überschritten, das Pendel schwingt schon in die andere Richtung. Vorbei ist es mit krudem Materialismus und simplem Rationalismus. Es kommt die von den Traumtänzern des New Age als »Wassermannzeitalter« bejubelte Zeit der mystischen Schau, der Götternähe; zugleich aber nimmt auch die Zauberei, die magische Manipulierung durch heimliche, verschworene Mächte zu. Fernab vom Auge der Öffentlichkeit bemächtigt sich ein zunehmender Okkultismus der Politik und der Wirtschaft. Filme wie Harry Potter, Matrix oder Herr der Ringe deuten vage an, was sich im Hintergrund bewegt. »Spiritualität« kann nämlich durchaus auch finstere Züge annehmen, wenn sie egoistisch motiviert ist, wenn sich Machtgelüste, Habgier, Hass oder Neid mit ihr verbünden. Wahre Spiritualität verlangt Liebe, Demut und geläuterte Herzen. Die anderweltlichen Wesen sind nicht automatisch gut und lichthaft – das wussten die Germanen, die Kelten, die Schamanen der Naturvölker –, sondern können auch durchaus zwiespältig, ungut oder gar lebensfeindlich sein. Die Schamanen wussten zu unterscheiden.

In den traditionellen Kulturen wurden die Übertritte in diese Bereiche geregelt. Sie fanden im Rahmen großer gemeinschaftlicher Feste und Rituale statt. Erfahrene Schamanen und andere weise, außergewöhnliche Persönlichkeiten trugen Verantwortung und wussten, welche Gottheit, welcher Riese, welcher Zwerg, welches Feenwesen ihnen gegenüberstand. Heute stolpert die Menschheit in diese Bereiche, unwissend, unerfahren, chaotisch ohne Führung. Und manche tappen dabei ins Verhängnis.

Aus diesem Grund beschäftigen wir uns hier mit heilsamen Ritualen, die mit dem rechten Umgang mit den Geistwesen zu tun haben. – Das soll der Sinn dieses Buches sein. Wir versuchen die schamanischen Wurzeln unserer Kultur wiederzuentdecken, damit uns unsere Ahnen helfen können. Wir holen Rat bei den Hütern alter Traditionen, bei den Indianern und vor allem bei den Indern, die auf sorgfältigste Weise altes Wissen erhalten haben. Dabei stellen wir uns nicht gegen die schöne Tradition des einfachen, frommen Volkschristentums, denn auch hier sind heilsame Elemente enthalten.

Schamanensprache

Jeder »besondere« Blickwinkel auf das Dasein hat seine besondere Sprache, Worte, die Dinge aufzeigen, die sonst unerkannt im Hintergrund verschwinden würden, und eine Grammatik, die Beziehungen und Zusammenhänge nachzeichnet. Die Sprache der Eingeborenenvölker spiegelt ihr Eingewobensein in den Klängen, Düften und dem Leben ihrer unmittelbaren Umwelt wider. Bekanntlich haben die Inuit (Eskimo) unzählige Wörter für Wetter, Schnee und Eis, die ein genaues Wissen über das lokale Ökosystem andeuten. Es stellt sich heraus, dass Eskimos, die ihrer Sprache beraubt und nunmehr nur englisch sprechen, nicht mehr wissen, wie man in der Eiswildnis überlebt. Sie haben die sprachlichen Werkzeuge nicht mehr, die ihnen sagen, ob das Eis hält, ob der Wind einen Wettersturz ankündigt oder die Seehunde in ihrem Verhalten beeinflusst. Jede lokale Sprache ist ein einmaliges Fenster ins Dasein. Echte Sprache ist Religion, im Sinne des lateinischen *religere* (»sorgsam beobachten«, »pflegen«), im Gegensatz zu *negligere* (»vernachlässigen«). Mit jeder Sprache, die ausstirbt, wird ein Fenster zur Wirklichkeit geschlossen. Der Tod einer Eingeborenensprache ist der Tod einer Sichtweise, ist ein Taubwerden.

Es gibt viele Sprachen, auch innerhalb offizieller Sprachen. Die Kräuterkundigen haben zum Beispiel ihre Sprache. Wenn ich mit normalen Stadtbewohnern durch Wald und Wiesen streife, dann zeige ich auf diese oder jene Pflanze, benenne sie, lass daran riechen, sie kosten, erzähle Geschichten dazu. Für meine Begleiter lösen sich dadurch – aus dem Wirrwarr des unbestimmten Grünzeugs – individuelle Pflanzenpersönlichkeiten heraus: Wie aus dem Nichts werden sie, mitsamt ihrer Schönheit, Heilkraft und ihren anderen Eigenschaften, ins Bewusstsein, und so ins Dasein gezaubert. Dabei wird die erlebte Welt reicher und voller für die Zuhörer. Um das zu erreichen, sind treffende, stimmige Wörter der Schlüssel.

Jede Sprache vermittelt also einen Blickwinkel. Beispielsweise ist die Sprache der Mathematiker für das Objektivieren logischer Zusammenhänge, für das Zählen, Rechnen und Messen bestens geeignet. Die Sprache der Mechaniker ist wieder eine andere. Und die Sprache der Schamanen ist eine mythologische; sie kennt den *Logos* des *Mythos.* Altüberlieferte Märchen, Sagen, Legenden und Rituale liefern für den »Wanderer zwischen den Welten« die geeigneten Werkzeuge, die es ihm erlauben, die Begegnungen und Erlebnisse in anderen Dimensionen zu verstehen, in Griff zu bekommen oder den richtigen Umgang zu finden. Überlieferte Märchen, nicht aber bodenlose, skurrile Fantasien, sind wie Landkarten der seelischen Dimension zu verstehen. Schamanen sind immer Märchenerzähler. Es sind aber seelisch-geistige Wahrheiten, die sie damit ausdrücken. Und sie können nur auf diese Art und Weise ins Bewusstsein gebracht werden. Trotz ihres Alleingültigkeitsanspruchs ist die naturwissenschaftlich positivistische Sprache nicht geeignet, dem schamanischen Erleben Ausdruck zu verleihen, denn sie schließt ganze mythologische Bereiche aus. Es liegt in ihrer Natur, geistig-seelische Dimensionen auszuklammern, als irrelevant zu erklären. Da wir es in diesem Buch mit Ritualen und

Schamanentum zu tun haben, werden wir uns häufig der Sprache der Märchen und des Mythos bedienen.

Der Mensch als Tor ins Dasein

Wir sind keinesfalls nur passive Zuschauer des großen Weltgeschehens, sondern es liegt an uns, welchen Geistwesen wir den Eintritt ins Dasein gewähren, welche wir – wie die australischen Ureinwohner sagen – ins Dasein hineinträumen, oder – wie es bei den Germanen hieß – welche wir *thingen* oder *dingen*, das heißt, hereindenken, zum Ding machen. Die Geistwesen, die Unverkörperten, streben mit aller Macht danach, sich auf dieser Seite des Seins zu verkörpern und zu verwirklichen. Die menschliche Seele ist das Tor, durch das alle Jenseitigen passieren müssen, um hier in *Midgard* anzukommen. Geister, Dämonen, auch die Götter kämpfen um den Zugang, den die Menschen ihnen gewähren können. Dieser Kampf findet auf dem Feld der Seele statt, in »Kurukshetra«, wie es in der *Bhagavad Gita* heißt. Der Held Arjuna, stellvertretend für jeden Mensch, ist Bogenschütze. Seine Pfeile sind seine Entscheidungen: »Dies« und »dies nicht«! Seine Sinne werden durch die Pferde dargestellt, die seinen Kampfwagen ziehen. Als Wagenlenker hat er sich Krishna, sein höheres göttliches Selbst, gewählt; dieser weiß die Pferde zu zügeln, dieser weiß, wohin der Wagen zu lenken ist.

Ohne die täglichen Rituale und Opferungen der Brahmanen – so lehren die Veden – würden die Götter verblassen, würden sich zurückziehen. In der Seele der Brahmanen werden die Götter geboren. Auch unsere Mystiker kennen das hohe Geheimnis: Sogar der allmächtige Gott klopft an die Tür unseres Herzens und bittet um Einlass, will in uns und durch uns geboren werden:

»Ich muss Maria sein und Gott aus mir gebären,
Soll mich ewiglich der Seligkeit gewähren.«

Angelus Silesius, *Der cherubinische Wandersmann*, 23

»Ich weiß, dass ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd’ ich zunicht, er muss vor Not den Geist aufgeben.«
Angelus Silesius, *Der cherubinische Wandersmann*, 8



Arjuna im Wagen mit Gott als Wagenlenker.

Dieser Überzeugung waren die Naturvölker: Wenn die Menschen die Wesen – Sonne, Mond, Sterne, Meer, Berge, Tiere, Erdboden, Flüsse – nicht im Bewusstsein halten, nicht lieben, nicht bewundern, nicht mit heiligen, andächtigen Ritualen herbeirufen und unterstützen, dann verblassen sie, dann vergehen sie, dann schwinden sie.

Die Kogi-Indianer in der hohen Sierra Nevada in Kolumbien nehmen wahr, wie der Schnee auf den Gipfeln von Jahr zu Jahr weniger wird, wie die Wälder schrumpfen, wie an der Küste die Industrie die einst blühende Natur verwüstet. Auch sehen sie, wie blind der »jüngere Bruder« (die Weißen, die Spanier) sind, wie närrisch, wie gierig. Nach langer Beratung sandten sie Boten zu den Weißen mit der Botschaft:

»Wir sind die älteren Geschwister.

Wir haben die alten Wege nicht vergessen …
Wir wissen noch, wie man die heiligen Tänze tanzt.
Wir haben nichts vergessen.
Wir wissen, wie man den Regen ruft
Und wenn es zu stark regnet, wissen wir, wie man ihn anhält.
Wir rufen den Sommer.
Wir wissen, wie man die Erde segnet und erblühen lässt.

Aber jetzt töten sie unsere Mutter [Erde].
Der junge Bruder denkt nur an das Ausplündern.
Die Mutter versorgt auch ihn, aber er denkt nicht daran.
Er schneidet ihr ins Fleisch,
Er schneidet ihre Arme,
Er schneidet ihre Brüste ab,
Er nimmt ihr Herz heraus.
Er tötet das Herz der Erde …
Wenn er den älteren Bruder [die Indianer] tötet,
dann ist es auch mit ihm aus.
Dann ist es mit uns allen aus.
Aber was würden sie [die Weißen, der jüngere Bruder] denken,
wenn alle Mamas [Priester der Kogi-Indianer] sterben?
Würden sie denken, na, und? Gut so? Was würden sie denken?
Wenn das passieren würde, wenn alle Mamas sterben, und niemand
unsere Arbeit [unsere Rituale] ausführen würde,
dann würde kein Regen mehr vom Himmel fallen,
dann würde es heißer und heißer vom Himmel herabkommen,
dann würden keine Bäume mehr wachsen
und keine Feldfrüchte.
Oder irre ich mich, würden sie dennoch wachsen?
…
Die Sonne würde ausgehen,

die Welt würde enden.
Aber wenn wir uns richtig verhalten und Gutes denken,
dann wird sie nicht enden.
Deswegen sorgen wir für die Sonne und den Mond und
das Land.
Wir opfern immer der Sonne
Und den Bergen
Und auch den Sternen.
Deswegen leben wir hier.
Und solange wir das tun, wird uns nichts geschehen,
auch dem jüngeren Bruder nicht.«

(Ereira 1992: 167 und 1993: 113)

Für den gebildeten Bürger der modernen Welt sind solche Gedankengänge schwer nachzuvollziehen. Es ist »primitives« Denken, längst überwundener Animismus[12]. Oder wer will noch glauben, dass der 149 600 000 Kilometer von der Erde entfernte, erdnächste Stern, dieses thermonukleare Fusionskraftwerk, welches wir Sonne nennen, von unseren Opfergaben abhängig ist? Und wer, außer ein Schizophrener, würde noch glauben, dass Pflanzen reden können, sie haben ja nicht einmal Nervenzellen, geschweige denn ein Hirn? Als ob die Natur, das Universum, von uns abhinge! Das ist menschliche Hybris, Selbstüberschätzung, wie mir ein Psychologe entgegenhielt, als ich mit ihm darüber sprach. »Wir sind keine wundergläubigen Kinder mehr. Dank Kopernikus haben wir erkannt, dass die Erde nicht der Mittelpunkt des Universums ist; dank Darwin wissen wir, dass wir nur Tiere sind, und dank des Fortschritts in der Astrophysik wissen wir, dass wir praktisch nichts sind, Staub in einem unendlichen Universum. Diese Einsicht fordert die Menschheit zur Demut auf«, sagte er, sichtlich stolz auf die Erkenntnisleistung seiner Wissenschaftlerzunft. Auch das smarte, von Medien und Ökoaktivisten immer wieder vorgebrachte Mantra: »Die Natur braucht den Menschen

nicht; der Mensch aber braucht die Natur!« negiert die Urerfahrung der Naturvölker.

Von der Ebene des im Hirn verankerten Denkens mag das alles richtig sein. Aber Hirn und rationales Denken sind nur eine ganz kleine beschränkte Ebene unseres Seins. Mit den Augen der Seele, mit dem »Denken« des Herzens, sieht es anders aus. Es ist die Seele, wenn sie gesund ist, die die Beseeltheit des Universums sieht und die Verbundenheit mit allen Wesen erkennt. Diese seelische Ebene ist tiefer und wesentlicher als das abstrakte, tote analytische (auflösende) Denken. Der Intellekt erfasst nur das schon Gewordene. Und das, was geworden ist, zerfällt, vergeht, wird Staub. Die Seele aber kann in das Ätherische hinein »sehen«, in das noch nicht manifestierte Werdende, in die Traumgebilde, die sich potenziell zur Wirklichkeit verdichten. Der »Primitive«, der noch lebende Seelenaugen hat, opfert für das Werdende, das Schöne, Gute, Freundliche, Wonnevolle, das seine Ahnen schon immer kannten, damit es sich weiterhin manifestiere. So erhält er die Sonne und die Geschöpfe der Natur in ihrem Dasein. Diese Erkenntnis ist keine Hybris. Ein naturnaher Mensch ist umsichtig im Umgang mit seinen Mitgeschöpfen: Er rodet nicht ganze Kontinente, er vergiftet nicht die Meere und die Luft.

Anthropologen versuchen, den Menschen als hochentwickeltes Produkt der Evolution, als vernunftbegabtes Wesen, als »Krone der Schöpfung« zu definieren, als kulturbedingtes Wesen, als Sozialwesen, als Verbraucher und so weiter. Das mag größtenteils stimmen, für mich aber liegt das Wesentliche des Menschen woanders. Der Körper des Menschen ist gebrechlich, und seine Intelligenz ist limitiert. Der Einzelne unter Unzähligen ist zwar einmalig, so wie jede Schneeflocke einmalig ist – und ebenso kurzlebig. Er ist nur ein winziges Glied in der unendlichen Kette des Seins. Aber als dieses Glied hat er eine Aufgabe, die ihn in seinem Wesen ausmacht: Er ist das Tor für die Geistwesen, die ins Dasein drängen. Wenn er

einmal etwas hineingelassen hat, dann ist es da. Dann nimmt es seinen Lauf, sein eigenes Leben an. Der Mensch mag versuchen, das, was er in die Welt gesetzt hat, zu beherrschen, zu führen, zu kontrollieren, aber meistens reicht seine Kraft dazu nicht aus. Das Hereingelassene wächst ihm oft über den Kopf, wird zu seinem eigenen und zum kollektiven Schicksal. Wenn niedere Beweggründe hinter seinen Erfindungen, Worten und Taten stehen, dann lässt er Dämonen herein. Diese danken es ihm möglicherweise, indem sie ihren »Schöpfer« hüten, so wie man eine Milchkuh hütet (Tyrannen haben oft solche dämonischen Hüter.) Meistens aber knechten und quälen sie ihn. Der schwarze Titan, der die Macht hat Atome zu spalten, gaukelte seinen »Erfindern« Vergeltungsmacht, Dominanz und unbegrenzte Energie vor. Man ließ ihn hinein. Und nun geht er nicht wieder, und niemand weiß, wie man die lebensfeindlichen strahlenden Abfälle entsorgen soll. Und einem weiteren Riesen aus Utgard, aus dem finsteren Chaos, hat man Einlass gewährt. Schlaue, aber unweise Magier, die die Lebenskeime mit plumpen Fingern probten, öffneten ihm das Tor in den Garten des Lebens, in Midgard: Er würde weltweiten Hunger stillen und unheilbare Krankheiten heilen können, dabei wühlt und wütet er in den Millionen Jahre alten Bauplänen der Lebewesen und chaotisiert diese. Man achte also darauf, welche Geister man ruft. Man wird sie nicht so leicht wieder los.

Auch das Puja-Ritual ist ein Hereinrufen, ein Hereinträumen. Aber keine Dämonen werden gerufen, sondern die Freunde, die uns schon lange trugen, nährten und froh machten. Wie alle naturverbundenen Menschen rufen wir Sonne, Mond, Sterne, Berge, Fluss, Tiere, Wolken, Meere, Pflanzen und Mutter Erde ins Bewusstsein, in unser Dasein. Wir füttern sie mit Dank und mit Liebe. In ihnen leuchtet uns der göttliche Urgrund entgegen. Mögen sie uns erhalten bleiben.

Puja soll kein Kult sein, keine weitere Verzauberung, sondern eher eine Entzauberung, ein Heilmittel, das unsere seelischen Augen wieder öffnet zur Schönheit und Heiligkeit der Schöpfung, ein befreiendes, nicht ein beengendes Ritual. Puja ist ein guter *Spell*.

Werner Sprenger, Autor mystischer Texte, schrieb einmal: »Die Grunderfahrung meines Lebens ist, dass sich meine Arbeit als Schriftsteller nicht trennen lässt von meinem täglichen Leben, ohne dass beide zerstört werden« (Sprenger 1988: 9). Das ist auch bei mir der Fall, deswegen scheue ich mich nicht, viel persönlich Erlebtes in dieses Buch einfließen zu lassen.

---

1 Um einem populären Missverständnis entgegenzuwirken: Germanen sind nicht identisch mit den so genannten Deutschen. Diese Mitteleuropäer haben zwar germanische Wurzeln, aber ebenso keltische, baltische und slawische. Auch waren die Germanen kein, wie so oft dargestellt, blutrünstiges, kriegerisches Volk. So wurden sie lediglich aus taktischen Gründen von Julius Cäsar dargestellt, damit der römische Senat bereit war, den imperialistischen Feldzug des Feldherren zu finanzieren. Es ist genau diese propagandistische Darstellung, die von den Nationalsozialisten wieder aufgewärmt wurde. Die späten schriftlichen Zeugnisse aus christlicher Hand über die germanischen Stämme, wie etwa die Nibelungensage, entstammen der Zeit der Völkerwanderung, einer von Kriegswirren gezeichneten Epoche, als sich diese Völker im Spannungsfeld der von Osten hereindrückenden Hunnen und der Römer im Süden und Westen befanden. Auch Odin/Wotan, der Schamanengott, wurde erst spät in der Geschichte vom Kriegeradel zum Kriegsgott stilisiert. Die meist höfischen Heldensagen entsprechen nicht dem Geist dieser Bauernvölker, denen Friede und Wohlstand näher am Herzen lagen.

2 Entheogen (griechisch *en* + *theos*, »Gott darin«; *gen*, »werden«) wurde von C. A. P. Ruck, Jonathan Ott und anderen Forschern im Bereich der psychoaktiven Substanzen als treffende Bezeichnung für Pflanzendrogen vorgeschlagen, die zu mystischen, prophetischen Zuständen oder zu Besessenheit führen, oder nachweislich im Rahmen schamanischer und religiöser Riten eine Rolle spielten (Rudgley 1999: 116).

3 Das englische Wort *Spell* ist verwandt mit dem deutschen »Spiel, spielen«, im Sinne von vorgaukeln oder verzaubern, so wie der Barde, der Sänger, der Schamane mit seinen Worten und seiner Musik Gefühle und Stimmungen erzeugt, die Menschen zum Lachen und zum Weinen bringen kann, sie krank machen oder gesunden lassen kann (Storl 2003: 98).

4 Frauenbettstroh oder Liebfrauenbettstroh, einst Freyabettstroh genannt, waren heilsame aromatische Kräuter, auf denen die Wöchnerin mit ihrem Kind gebettet wurde.

5 Radulf Glaber, ein Mönch aus dem 11. Jahrhundert, beschreibt den Teufel, dem er höchstpersönlich begegnete: »Er war von mittlerem Wuchs, hatte einen langen dürren Hals, ein abgezehrtes Gesicht, pechschwarze Augen, geblähte Nüstern, vorstehende Wulstlippen, ein fliehendes Kinn, einen Bocksbart, behaarte spitze Ohren, Hundszähne, einen spitz zulaufenden Schädel und einen bebenden Hintern« (Gerlach 2000: 229).

6 Es handelt sich um eine Satire Goethes gegen den Berliner Aufklärer und Rationalist Nicolai, der vor der Berliner Akademie der Wissenschaften erklärte, er habe selbst eine Geisterscheinung wahrgenommen, doch nachdem ein Arzt ihm Blutegel an den After gesetzt hatte, sei er davon befreit gewesen (Trunz 1999: 572).

7 Untersuchungen der Psychologen zeigen Folgendes: Je mehr Zeit Kinder vor dem Fernseher verbringen, desto unsicherer und unglücklicher werden sie. Sie lernen eine Welt kennen, die voller Gewalt, Tücke und Boshaftigkeit ist. Das beunruhigt sie und raubt ihnen das unbekümmerte Kindsein.

8 Faszinieren, vom lateinischen *fascinatio*, »Behexung«. *Fascinus* war eine römische Gottheit, mit einem dermaßen grotesken und großen Penis, dass niemand den Blick abwenden konnte. Ein Amulett in der Form dieses Teufelsgliedes diente der Abwehr des »bösen Blicks«.

9 In der Sowjetunion und anderen kommunistischen Ländern wurden Schamanen hingerichtet oder in die Gulags gesperrt, wo sie Zwangsarbeit leisten mussten. In den westlichen Ländern endeten schamanisch Begabte oft in der Psychiatrie.

10 Nach Pluto, dem schwarzen Unterweltgott, ist Plutonium benannt. Tschernobyl (Ort der Atomkatastrophe, 1986) bedeutet »schwarze oder finstere *(tschórny)* Begebenheit *(byl)*«.

11 Nach der germanischen Mythologie ist *Midgard* die mittlere Welt, die befriedete, von Donar geschützte Stätte, wo die Menschen wohnen; im Gegensatz zu Utgard, dem Ort jenseits des Weltenmeers, jenseits der Weltenschlange, wo Unholde, Riesen und andere Wesen hausen.

12 Mit Animismus bezeichnet man den Glauben der Naturvölker, dass die Natur, sogar Steine, Pflanzen, Berge beseelt sind.

Was ist Puja?

> »Ein Sein nun gibt es, die Seher künden es mit vielen Namen.«
>
> *Rigveda* I,164,46

> »Arm wie ihr seid, meine Hausgötter – geht nur, geht mit den anderen zum Götterfest!«
>
> Meister Issa, japanisches Haiku

Der normale westliche Tourist, der etwas Zeit in Indien, Nepal, Ostasien, Bali verbracht hat, wird mit bunten, oft unverständlichen Ritualen konfrontiert worden sein. Puja-Rituale gehören dort zum Leben wie das Essen, Schlafen und Atmen. Es gibt Pujas am Morgen bei Sonnenaufgang, um die Götter zu begrüßen, und am Abend bei Sonnenuntergang, um sie in die Nacht zu verabschieden.

Am frühen Morgen, nachdem Darm und Blase entleert, der Schleim aus Nase herausgespült und aus dem Rachen herausgehustet und der Nachtschweiß unter dem Guss einer Kanne oder beim Bad im Fluss oder Teich heruntergewaschen wurde, wendet man sich der aufgehenden Sonne zu, begrüßt sie mit heiligen Worten (Mantras)[13], gießt den Göttern, den Ahnen und Verstorbenen sowie den Geistern reines Wasser aus. Oder man geht zu einem alten ehrwürdigen Baum, unter dem sich *Lingam-Yoni* – ein ovaler oder zylindrischer Stein, der die Gegenwart von Gott und Göttin darstellt – befindet. Man ruft das Götterpaar und die Gottheiten, ruft sie mit Muschelhörnern, Glöckchen und Trommeln, weckt sie mit den Düften schwelender Kräuter oder sorgfältig hergestellter Räucherstäbchen. Man gießt heiliges

Gangeswasser über sie, damit auch sie ein morgendliches Bad genießen können, oder man begießt sie mit Milch, zerronnener Butter, Rosenwasser oder anderen flüssigen Kostbarkeiten. Man schwenkt Lichter für sie, zündet Butterlämpchen, füttert sie mit Obst, schmückt sie mit Blumen, singt und tanzt für sie, bis man selbst in Ekstase fällt, bis man an ihrer göttlichen Wonne teilhat, denn Wonne *(Ananda)* ist das Wesen der Götter. Und dann kann man, des Segens gewiss, sein Tageswerk beginnen. Man glaubt nicht an die Götter, man braucht nicht an sie zu glauben, denn man kennt sie, man erlebt sie. Auch wenn sie in einer Dimension leben, zu der die naturwissenschaftliche Methode keinen Zugang hat, sie sind da, so wie die Sonne, der Berg oder die friedlich grasende Kuh unleugbar da sind.

Am Abend ruft man die Götter wieder herbei. Man ruft sie in die Gegenwart, man ruft sie aus den Tiefen der Seele hervor, aus dem Himmel, aus der Erde, aus den Bäumen, Steinen, Pflanzen. Man lädt sie ein, auf dem Thron, dem Altar – vom lateinischen *altare*, »erheben, hochheben« – Platz zu nehmen. Es ist der Ehrenplatz; sie sind die verehrten Gäste, die man mit Leckerbissen, Gesang, Tanz, Blumen und Andacht verehrt. Nun sind sie wieder gegenwärtig und lassen uns teilhaben an ihrer Wonne. Wieder ist der Ort, die heilige Nische im Haus, der Platz unter dem Baum von einem übernatürlichen Glanz gefüllt, die jeder Anwesende wahrnehmen kann. Nun ist die Nacht gesegnet, die Kinder können ruhig schlafen, ohne dass Albträume sie plagen, Mann und Frau können liebend ineinander verschmelzen, wie Shiva und Parvati oder Krishna und Radha, und die Seelen der Kranken werden still, so dass die heilbringenden Götter, die Engel, ihnen Heilkräfte einflößen können.

Auch der Bauernphilosoph Arthur Hermes, einer meiner Lehrer, begleitete die Sonne mit Morgen- und Abendritualen. Vor dem Frühstück, nachdem er sein Herdfeuer gemacht hatte, begrüßte er all die guten Geister, die Erzengel und

vor allem die Sonne, die für ihn das Licht des makrokosmischen Christus darstellte. Er begrüßte sie mit gespreizten Armen und rief ihnen die heiligen Laute »I-A-O« zu. Dann legte er sich meditativ den Tag zurecht und bat Michael, seinen auserwählten Schutzengel, um Segen. Am Abend, beim goldenen Schein von Bienenwachskerzen hielt er meditative Rückschau über den Tag, verband sich mit dem Christus, dem »Ich« der Schöpfung, bat um das Gedeihen von Wiese, Feld und Wald, und für Mensch und Tier, die auf seinem abgelegenen Einödhof im waadtländischen Jura zu Hause waren. Dann legte er sich in sein selbst gezimmertes Bett, das einem Sarg glich – für ihn war der Schlaf ein kleiner Tod, ein Hinübergleiten in die geistige Welt; das Erwachen am nächsten Morgen war wie eine kleine Wiedergeburt auf dieser Seite des Seins. »Damit ich es nicht vergesse«, betonte er mir gegenüber immer wieder, wie wichtig es sei, den Morgen mit dem Abend zu verbinden.

Erst später, nachdem ich in Indien gewesen war, wurde mir klar, dass diese Rituale, die Hermes jeden Tag getreu durchführte, eigentlich auch Pujas waren.

Verschiedene Puja-Rituale

Es gibt einfache, spontane Pujas und solche, die unglaublich kompliziert, aufwendig oder zeitintensiv sind. Wenn man in Indien, auf dem Land oder im Dschungel mit den *Adavasi*, den eingeborenen, analphabetischen Waldbewohnern, unterwegs ist, kann man erleben, wie sie, wenn sie einen Geist wahrnehmen, diesem im Vorbeigehen eine Blüte pflücken und als Gruß zuwerfen – auch das ist Puja, eine kleine Puja. Manchmal läuft man durch den Urwald und sieht am Fuße eines alten Baums einen nassen Stein, auf dem eine Blume oder ein dreiblättriges Holzapfelblatt *(Bel, Bilva)* so liegt, als sei es zufällig darauf gefallen oder der Wind hätte es dahin geweht. Kein vorübergehender Tourist wird je

erkennen, dass hier einer Gottheit Wasser gegossen wurde oder dass dem dreiäugigen Gott, dem *Shiva-Triambakam*, das dreifach gefiederte Blatt als Dank oder Opfergabe geschenkt wurde. Nur ein Kundiger wird wissen, dass sich hier eine Menschenseele mit dem göttlichen Urgrund verbunden hat. So einfach kann das sein; dazu braucht man kein riesiges Gebäude, keine Tempel oder Kathedralen, keine Priester in Ornat, keine Bischöfe oder sonstigen Vermittler. Für diese Eingeborenen besteht kein Zweifel: Das Göttliche ist überall, ist in jedem gegenwärtig und kann immer und jederzeit gerufen werden.



Beim Lingam-Puja.

Natürlich gibt es auch groß angelegte Pujas, an denen der ganze Stamm oder die ganze Gemeinschaft teilnimmt, die von Ritualspezialisten, den so genannten *Pujaris* oder *Pujaka*, durchgeführt werden. Oft sind das Jahreszeitfeste, die im Einklang mit den natürlichen Sonnen- und Mondrhythmen, mit dem landwirtschaftlichen oder sakralen Kalender, oder in Zeiten besonderer Not, etwa Krieg oder

Seuche, zelebriert werden. Aber solche Zeremonien gehen oft schon in den starren Ritualismus über, der fast überall die organisierten Religionen befallen hat, und der von machtbewussten Priesterhierarchien verwaltet wird.

Pujas für die Flussgöttin

Ein solches großes Fest ist das Lichterfest *Divali* (auch Dipavali), das in der Neumondnacht im Monat Karttika (Mitte Oktober bis Mitte November) gefeiert wird.[14] Bei Anbruch der Dunkelheit werden Millionen von Lämpchen und Laternen angezündet; Abertausende Kerzen treiben in winzigen, aus Blättern gefertigten Booten den Ganges hinab, so dass es aussieht, als fließe die Milchstraße mit all ihren Sternen auf der Erde. Der Ganges ist eine Göttin in Flussgestalt. Sie bringt das Wasser, welches das Leben ermöglicht, auf die Erde herab, zugleich aber trägt der mächtige Strom die Asche oder die körperlichen Hüllen der Verstorbenen in den großen fernen Ozean, in die vielschichtige Welt der Vorväter *(Pitri).* So bringen die Lämpchen den Verstorbenen Licht; den Lebenden aber wird es mit Segen und Wohlstand gelohnt. Es ist ein uraltes indogermanisches Fest, das bereits die Kelten als Totenfest, als *Samhain*, zelebrierten. Zu Samhain tun sich die Grabhügel und Gräber auf; die Gespenster gehen um und bitten um milde Gaben; sie vergelten es von der anderen Seite aus, mit reichlichem Erntesegen und Fruchtbarkeit. Noch heute opfern die Inselkelten zu dieser Zeit (Allerheiligen, Allerseelen) Speisen und zünden Grablichter und Kerzen für die Verstorbenen an.[15]



Ganga, die Flussgöttin.

Einige Wochen nach Divali findet in Varanasi, der heiligsten Stadt der Hindus, ein weiteres Lichterfest *(Ganga Mahotsav)* statt. Wiederum werden, diesmal ausdrücklich zu Ehren der vorbeiwandelnden Flussgöttin, unzählige Lämpchen am Ufer des Stroms aufgestellt, und überall werden Pujas gefeiert. Die beeindruckendste Puja, umrahmt von künstlerischen Darbietungen, wird, im Beisein von Ministern und hohen Staatsbeamten, am Dashaswahmedha-Ghat – dort hatte einst Brahma höchstpersönlich zehn Pferde geopfert – zelebriert. Touristen bekommen Ehrenplätze, denn auch hier gilt die vedische Regel: »Der Gast ist Gott .« Auch mir wurde an dem Abend ein solcher Stuhl angeboten. Der Platz ist hell erleuchtet, ohrenbetäubende Musik plärrt von den Lautsprechern, Tanzgruppen, traditionelle folkloristische Darbietungen und bekannte Entertainer versuchen einander zu überbieten.

Großartige Unterhaltung. Aber eine weihevolle Stimmung kommt kaum auf. Nicht weit entfernt von dem Riesenspektakel sah ich eine andere Gruppe. Ein weiß gekleideter Pujari schwenkte feierlich, das Gesicht nach Osten, dem glitzernden Strom zugewendet, eine Kampferlampe. Er bewegte die Flamme von unten nach

oben, hin und her, wie ein Pendelschlag, um sie dann wie ein Rad im Kreis zu wirbeln. Die Musiker, die ihn begleiteten, spielten in selbstloser, ekstatischer Hingabe und hielten perfekten Takt. Das war keine Unterhaltung, das war reines *Árati*, die Verehrung des Göttlichen mit einer Flamme. Das war kein Unterhalter, das war ein Mensch im Zustand reiner Anbetung. Kampfer brennt ohne Rückstände: Dieser Pujari glich dem weißen, vom göttlichen Feuer ergriffenen Kampfer, er leuchtete, ohne dass ein »Ich« oder ein Ego als Rückstand übrig blieb.

Die Trommeln, Flöten und Saiteninstrumente, die hingebungsvollen Lobgesänge zu Ehren der Götter, verzauberten mich. Plötzlich war ich in Trance, da sah ich den Fluss nicht mehr als ein physikalisches, geografisches Geschehen, sondern ich sah eine diamantene Schlange, eine Göttin gekleidet in einem fließenden, mit Lichtern bestückten Gewand, mit ihrem Gefolge von Devas, Gottheiten, Nymphen und Nixen vorbeiziehen. Alles war im Einklang, alles war heilig. Das Lautsprechergeplärre nebenan störte nicht mehr. Ein Boot, vollgestopft mit neugierigen, mit Kameras bewaffneten, westlichen Touristen, fuhr ganz nahe am Ufer vorbei. Ein UFO voller Aliens. Sie verstanden nichts, wussten nichts von dem Zug der Göttin, waren aber begierig, das vermeintlich »primitive«, heidnisch-abergläubische Treiben auf Zelluloid zu bannen. Blitzlichter zuckten wie Geschützhagel. Der Pujari nahm aber nur die holde Göttin wahr. Unwillkürlich schwenkte er das flammende Feuer so, dass er – so kam es mir vor – mit jeder Bewegung die blitzenden Dämonengeschosse mühelos abfing.

Wie lange die Puja dauerte, weiß ich nicht, zumal sie nicht auf der Ebene der Zeit, sondern am Rande der Ewigkeit stattfand. Als es ausklang, fühlte sich jeder Teilnehmer geheiligt und gesegnet. Der Pujari war nun wieder ein Mensch unter Menschen; er plauderte und

verteilte *Prashad*[16]: Das sind Häppchen süßer Speise, die der Göttin geopfert wurden und nun an die Teilnehmer zurückgegeben werden. *Prashad* ist für die Inder wie spirituelle Medizin, es vermittelt dem Gemüt Ruhe, Klarheit und Reinheit. Auch drückte er jedem, der es wollte, einen roten Tupfer auf die Stirn. Ich war ganz erstaunt, dass er seinen Weg zu mir, dem einzig anwesenden Europäer, bahnte und einige freundliche Worte mit mir wechselte. Später wurde mir bewusst, dass er mich dazu berufen und befähigt hatte, wenn es notwendig ist, das Göttliche mit *Árati* zu verehren.

Der Berg der Chamunda

Von einem weiteren Puja-Erlebnis, welches mich prägte, will ich hier erzählen. Nach den verschiedenen Krankheiten, die meine Frau und mich nach der Ankunft in Varanasi (Benares) wie die aufkeimende Saat alten Karmas befallen und geläutert hatten, wandelte sich unser Bewusstsein. Auf einmal war ich des öden Intellektualismus überdrüssig, der leider auch an der dortigen Universität herrschte. Unsere Seelen waren ausgehungert, uns dürstete nach dem Wasser des Lebens. Also entschieden wir uns, eine Pilgerreise zu den heiligen Orten Indiens zu unternehmen.

Heilige Orte sind heilende Orte. Alte Kirchen und Kapellen strahlen Heilkraft aus, nicht wegen der Gebäude, oder der Bilder und Statuen, die sie zieren, sondern – wie man es heute zu erklären versucht – wegen der sich dort befindlichen geomagnetischen Wirbel, der Erdstrahlen, der sich kreuzenden Ley-Linien, der Gitternetze oder auch wegen der morphogenetischen Felder, die sich über Jahrtausende hinweg, aufgrund der Andacht und Erwartungen Abertausender von Gläubigen, bildeten. Wünschelrutengänger und Pendler sprechen von energetischen Schwingungen und versuchen diese in

pseudo-wissenschaftlicher Manier mit der so genannten Bovis-Skala und verwegenen radiästhetischen Messinstrumenten zu quantifizieren. Für einfachere Gemüter sind es schlicht Orte, wo sich die Götter oder bereits verstorbene Heilige manifestieren. Solche Orte existieren überall, aber in Indien, wo es keine Tradition der Skepsis und des kritischen Hinterfragens gab, wo man nicht nach irgendwelchen materialistischen Ursachen suchte, um die Wirkung zu erklären, da spürt man ihre Kraft besonders.

Ein solcher kraftgeladener Ort befindet sich in der Nähe der Stadt Mysore. Es ist der Berg der Göttin *Chamunda*, der Dämonenzerstörerin. Diesem heiligen Berg galt unsere Wallfahrt. Im frühsten Morgengrauen, als die Vögel gerade zögerlich ihre ersten Morgenlieder anstimmten, machten wir uns auf den Weg durch die noch schlafende Stadt. Weiter draußen, wo die Gemüse- und Obstgärten in Felder übergehen, war es schon heller. Die riesige rote, indische Sonne hob sich gerade über den Horizont, da begegnete uns ein alter Brahmane. Freundlich grüßend, sprach er uns auf Hindi an, welches meine Frau glücklicherweise versteht. Als lese er in ihrem Herzen, sagte er ihr, die Kinder, die sie sich wünsche, werden auch zur richtigen Zeit kommen. Er gab sogar ein Datum an. Dann wandte er sich mir zu und sagte mir die Zukunft voraus, wobei er betont auf Englisch hinzufügte: »Für die nächsten zwanzig Jahre gehörst du dir nicht selbst, dann bist du »public property«. Anstatt – wie üblich bei solchen Begegnungen – anschließend die Hand aufzuhalten und eine kleine Spende zu erbitten, gab er uns einen Zehn-Rupien-Schein. (Seine Weissagungen – das muss hinzugefügt werden – erfüllten sich.)

Nicht wissend, was wir von der seltsamen Begegnung halten sollten, wanderten wir weiter, bis an den Fuße des bewaldeten Berges. Dort, hinter einem Torbogen, über dem der bunt bemalte *Ganesh*, der elefantenköpfige Hüter der Schwelle, thronte, führten abwechselnd weiß und rot bemalte Steinstufen hinauf in die Höhe. Ich zögerte und

stellte mir die Frage: Wie geht man in der richtigen Art und Weise über eine Schwelle, die in einen heiligen Bezirk führt? Da lief plötzlich ein im weißen *Dhoti* gekleideter Pilger vorbei, berührte den Boden mit seiner Stirn, stand auf, drehte sich rechtläufig um die eigene Achse, die Hände vor der Brust zu einem *Namaste* gefaltet, um alle vier Himmelsrichtungen zu verehren. Nun wusste ich es. So ist es immer: Für jede Frage der Seele ist die Antwort immer gleich zur Hand, nur merken wir es meistens nicht.

Wir wanderten im hellen Morgenlicht, zwischen lianenbehangenen alten Bäumen die steilen Stufen empor. An einer zerfallenen, von dicken Feigenbaumwurzeln zersprengten Mauer war das Bild des Affengottes zu erkennen. »Hanuman!« rief ich unwillkürlich, und schon turnte eine Horde Rhesusaffen durch die Zweige und musterte uns. Und dann sahen wir vor uns die aus schwarzem Fels gehauene, wohlbekannte Statue von Nandi, dem Stier, der das Reittier Shivas ist und Torwächter der Heiligtümer des Götterpaares. Dort boten in bunte Saris gehüllte Bauersfrauen den Pilgern Blumen, Räucherwerk, Obst, Kokosnüsse und andere kleine Kostbarkeiten an, die man den Göttern opfern konnte. Warum würde man auch sonst den heiligen Berg besteigen, wenn man nicht eine Puja machen oder die Götter um Gnade oder Gunst bewegen wollte?

Dem jungen weiß gekleideten Pujari, der die Opfergaben entgegennahm, sah man an, dass er ein reines, Gott geweihtes Leben führte. Er schien von einem Lichtglanz umgeben. Er ließ uns einen Tropfen Gangeswasser trinken, vermittelte den Göttern die Blumen und das Räucherwerk, das wir ihm überließen, und zerschlug die Kokosnüsse vor der Statue. Die braune Erde saugte die Kokosnussmilch auf. Er segnete uns, drückte einen roten Punkt auf unsere Stirn und gab uns als *Prashad* ein Stückchen von dem Nussfleisch zu essen.

Die bei der Puja geopferte, rauschalige Nuss hat eine ganz besondere Bedeutung. Sie stellt unseren Schädel dar, jene harte Kapsel, in der sich das Ego, der überhebliche Eigenwille, verschanzt. Diesen opfert man der Gottheit freiwillig, indem man ihn zerschlägt. Sein flüssiger Inhalt wird von der Gottheit getrunken, von der langen roten Zunge Kalis, der Zerstörerin des Wahns und der Illusion, gierig aufgeleckt. Mit dem Zertrümmern der Zitadelle der Selbstsucht kann sich die Seele wieder dem Göttlichen öffnen, dem Höheren Selbst, dem eigentlichen Wesen, dessen Natur Wahrheit, Weisheit und Wonne *(Sat Chit Anand)* ist. Wir empfanden tatsächlich eine innere Freude. Das schlichte Ritual hatte gewirkt: Alles sah frischer, klarer, schöner aus – und lustiger. Die tollenden Affen überfielen gerade eine kreischende indische Touristin und entrissen ihr die Handtasche. Auch die langhaarigen Sadhus, die in einer Höhle hinter der Nandi-Statue hausten, schmunzelten bei dem Schauspiel.

Plötzlich trat eine hübsche junge Inderin an uns heran. Sie wirkte wie die Verkörperung der Göttin oder wenigstens wie eine der *Apsarasas*, der himmlischen Tänzerinnen, welche die Götter oft begleiten. Sie bat uns mitzukommen. Weiter oben auf dem Berg, mitten im Grün, machte ihre Familie Picknick. Sie luden uns ein mitzuspeisen und häuften süße, auch scharfe Köstlichkeiten auf die Bananenblätter, die als Teller dienten. Sie taten es wohl in der Hoffnung, jenen Segen zu erlangen, der das Speisen von Pilgern und Heiligen mit sich bringt – es könnte ja sein, dass die Fremden, die man gerade speist, Shiva und Parvati selbst sind …

Bald stiegen wir weiter aufwärts. Gegen Mittag wurde es immer heißer. Auf dem Gipfel sah man die in grellen Farben bemalte, kitschige Statue der Göttin Chamunda, die gerade einen schlangenförmigen Dämonen köpft. Der Tempel dieser Göttin war einige Schritte entfernt. Wir legten die Schuhe ab, wuschen die Füße und gingen durch die Pforte. Das

Geld, das uns der alte Brahmane gegeben hatte, legten wir in die Opferschale. Einer der Pilger fiel beim Anblick der Statue zu Boden und schüttelte sich, als ob ihm ein elektrischer Schlag verpasst worden wäre. Das sei nichts Ungewöhnliches; so stark sei die *Shakti*, die göttliche Energie, die von dieser Erscheinung ausgeht. Uns kam es aber eher wie Schauspielerei vor.

Wir sogen die Kraft des Ortes auf. Beim Abstieg schloss sich uns ein Wildhund an und begleitete uns ein Stück des Weges. Als die Abendsonne die Landschaft in ein goldenes Licht tauchte, schritten wir wieder durch die von Ganesh behütete Eingangspforte. Es war der heilige Augenblick, in dem jeder Haushalt die Abend-Puja feiert. Überall klingelten Glocken und Glöckchen. Aus den kleinen Tempeln klangen *Bhajans*, Lieder zur Lobpreisung der vielen Namen Gottes. Das Singen der Menschenstimmen vermischte sich mit einem Abendgezwitscher, dem Trillern und Pfeifen der Vögel. Der Duft von Räucherstäbchen und schwelenden Kuhfladen, auf denen das Abendmahl gekocht wurde, hing in der Luft. Zwei junge Mädchen kamen dahergesprungen, strahlten uns mit lachenden Augen an und fragten nach unseren Namen: Wir nannten unsere indischen Namen: Shankar und Ganga.

»Ich bin Lakshmi«, sagte die eine.

»Und ich bin Shubha«, sagte die andere mit einem breiten schönen Lächeln. Da erkannte ich, dass es zwei Göttinen waren, die sich durch diese beiden barfüßigen Bauernmädchen offenbarten.[17]

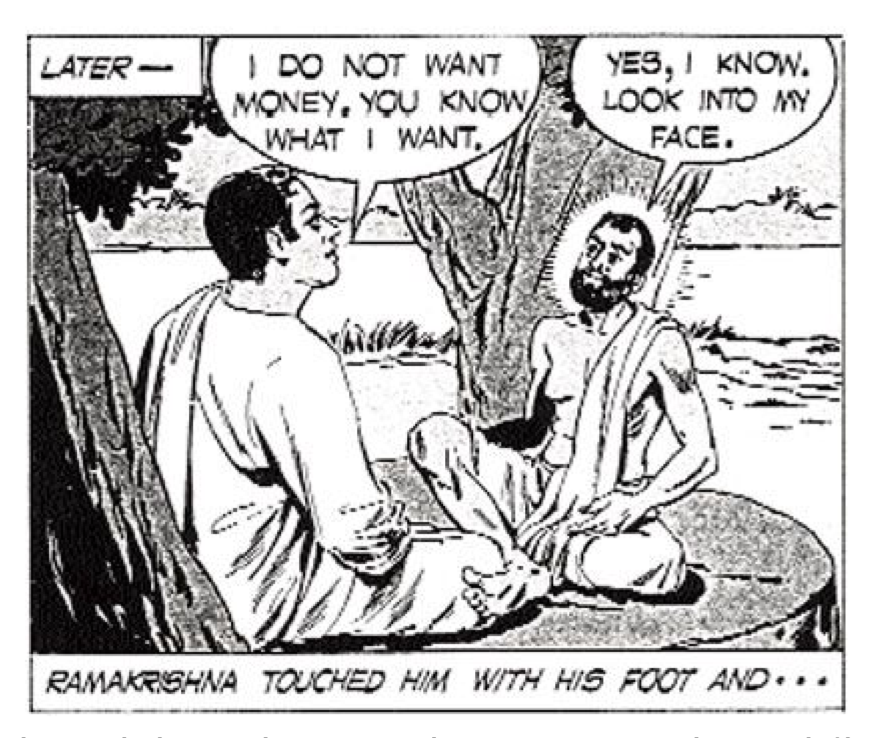
Ja, Wallfahrten zu heiligen Orten und Pujas öffnen die Seele und lassen Wahn, Trug und die Illusionen, die unser Ego schafft, verfliegen, so dass man weiß, dass das Göttliche immer gegenwärtig ist.

Kali-Tempel in Kalkutta

Shri Ramakrishna (1832–1886) ist einer der großen Heiligen der Neuzeit. Er war ein einfacher Mensch, ein Sohn armer Eltern, mit wenig Schulbildung. Als junger Tempeldiener in einem Kali-Tempel, in der Nähe von Kalkutta, geriet er immer wieder spontan in Ekstase, so dass er bei der Puja häufig nicht einmal die Statue der schwarzen Göttin beachtete, sondern ringsum die Blumen verstreute und Gangeswasser verspritzte. Überall sah er *Kali Ma*, die Mutter, die allen Schmerz, alles Herzeleid auf sich nimmt und die Seelen tröstet und befreit.

Vor einigen Jahren machte ich eine Pilgerreise nach Kalkutta, der Stadt Kalis, um den Tempelkomplex am Ganges zu besuchen, in dem Ramakrishna einst lebte und wirkte. Kalkutta ist eine herrliche Stadt, trotz Slums und materieller Armut. Das Göttliche ist zum Greifen nahe, es leuchtet aus den Augen der Menschen, auch der vielen Flüchtlinge, die von fanatischen Islamisten aus ihrer Heimat in Bangladesch vertrieben wurden, und die nun inmitten der riesigen Metropole an den Straßenrändern kampieren und nachts auf den Bürgersteigen schlafen. Sie wissen, dass man im ewigen Kreislauf des Schicksals mal reich und mal arm, mal gesund und mal krank, mal freudvoll und mal traurig ist. Sie wissen aber auch, dass die Götter immer da sind, und dass diese den Segen mehren, wenn man sie sich vergegenwärtigt, wenn man ihren Namen ständig wiederholt, wenn man Pujas macht. Nein, ihre Pujas brauchen nicht aufwendig zu sein, brauchen nicht einmal einen großen steinernen Tempel oder Götzenbilder, denn der eigene Leib ist der Tempel Gottes, und jedes Glied, jedes Organ ist eine Göttersphäre. Manchmal kleben sie ein kleines abgegriffenes Bildchen der Göttin oder des Gottes an ihre Habseligkeiten oder an die Pappwand ihrer notdürftig zusammengeschusterten Hütte. Ein Räucherstäbchen, das am Morgen und am Abend davor brennt, und einige inbrünstig gesungene *Bhajans* (Loblieder), begleitet von aneinander geschlagenen

Tonscherben oder Kieselsteinchen, die den Rhythmus angeben – mehr braucht es zur Puja nicht; mehr braucht es nicht, um die Gegenwart der Götter vor die Seele zu zaubern und um ihren Segen zu empfangen.



Ramakrishna, lehrend unter einem Baum sitzend (indischer Comic).

Wer ist der größte Verehrer ?

Narada war sich sicher, dass er der Größte unter den Anhängern Vishnus sei. Alle seine Gedanken und Gefühle, sein ganzes Leben kreiste nur um Vishnu, dem Erhalter des Universums. Er folgte dem großen Gott, der in der Gestalt eines Sadhus, eines wandernden Heiligen, unterwegs war, vom Meer bis in die Berge.

Vishnu, die egoistischen Gedanken seines eifrigen Anhängers lesend, fragte:

»Narada, willst du meinen größten Verehrer kennen lernen?«

»Ja, Meister«, antwortete Narada etwas enttäuscht, dass nicht er selbst als dieser anerkannt wurde.

»Gehe in jenes Dorf, da wohnt ein armer Bauer mit seiner Familie. Das ist mein größter Verehrer.«

Narada machte sich auf den Weg. Die Bauersfamilie nahm ihn in der engen Lehmhütte wohlwollend auf; sie hielten sich an die Anweisungen der Veden, wo es heißt, »Behandle den Gast wie Gott«. Er bekam die beste Schlafstätte und das Beste, was sie ihm zu Essen bieten konnten.

Narada war gespannt, wie der Bauer, der angeblich der größte Verehrer sein sollte, die Puja zelebrieren würde. Dieser aber machte anscheinend gar keine Puja. Er sagte lediglich: »Om, Hari Om«[18], wenn er am frühen Morgen aufstand, ehe er seinen Arbeiten auf dem Feld nachging. Und am Abend, ehe er sich zum Schlaf niederlegte, sagte er auch wieder nichts weiter als »Om, Hari Om«.

Narada war enttäuscht, schwer enttäuscht. Wie konnte dieser ungelehrte, einfache Bauer ein größerer Verehrer sein als er selbst? Er verabschiedete sich und ging zu Vishnu zurück.

Darauf angesprochen, antwortete Vishnu: »Du bist die ganze Zeit bei mir, folgst auf Schritt und Tritt meinen Wanderungen und veranstaltest wunderbare Pujas. Die Leute verehren dich als wandernden Heiligen und füllen deine Bettelschale, so dass du immer zu essen hast und keine materiellen Sorgen. Dieser arme Bauer aber muss hart arbeiten und hat eine große Familie zu versorgen. Und dennoch vergisst er mich nie. Am Morgen, als Erstes, wenn er aufsteht und am Abend, als letztes eh er einschläft, versenkt er sich in mich, indem er meinen Namen ruft. Also sage mir, wer ein größerer Verehrer ist? Schon das Rufen meines Namen ist würdige Puja.«

Mit einem jungen Freund aus Deutschland, der sich von der intellektuellen Gewalttour des Abiturs erholen musste, machten wir uns auf den Weg nach Dakshineshvara, wo der Kali-Tempel am Ganges liegt, an dem Ramakrishna gewirkt hatte. Wie ein Panzer bahnte sich der klapprige, zerbeulte Bus seinen Weg durch das Gewühl von Uraltautos, Ochsenkarren, Fußgängern, heiligen Kühen, Rikschas, schwer beladenen Kulis. Gelegentlich flogen Funken, und der Spiegel wurde mit lautem Knall abgestreift, als der Bus einen überbeladenen Lastwagen streifte. »*Noproblem*, indische Zustände!«, kommentierte der Sitznachbar in dem voll gestopften Vehikel. Als der Bus nach zehn Kilometern hielt, trat eine attraktive junge Frau, freundlich lächelnd, auf uns zu. »Sicherlich wollt ihr zum Kali-Tempel«, sprach sie uns an. Unaufgefordert führte sie uns durch das Gewimmel bis an den groß angelegten Tempelkomplex, half uns beim Kaufen der Blumen, Früchte, Räucherstäbchen, die man den Tempelpriestern für die Puja überlässt, und verabschiedete sich.



Eingang zum Kali-Tempel, Dakshineslnvar (indischer Comic).

Vor dem Eingang des Tempels, in dem sich die Statue der schwarzen Göttin mit der langen roten Zunge befand, wartete geduldig eine Schlange Pilger und Verehrer. Wir stellten uns in die schleppend langsam sich weiter bewegende Schlange. Als wir endlich die Tempelstufen

erklommen und ich die Kali-Statue zu Gesicht bekam, war ich enttäuscht. Es war ein hässliches Götzenbildnis, das da im halbdunklen Gedrängel zu sehen war. Es erinnerte mich an die heidnischen Abgötter, wie sie uns der Pfarrer im Katechismusunterricht bildhaft geschildert hatte. Der Fußboden war glitschig und verklebt von der Milch, dem *Bhang* und anderen Flüssigkeiten, die die Priester ständig über die Statue gossen. Überall lagen zertrampelte Blumen. Der Duft unzähliger süßlicher Räuchereien beleidigte die Nase. Die Menschen drückten und schubsten. Die gut genährten Priester nahmen lustlos die Opfergaben entgegen und murmelten automatisch ihre Mantren und Sprüche. Eher angewidert drehte ich um, um zu gehen. Und dann sah ich sie. An der Schwelle stand sie. Eine Frau mittleren Alters, oder eher ohne Alter. Das ganze Leid, der ganze Schmerz der Geschöpfe war ihr ins Gesicht geschrieben. Und dennoch war sie unendlich schön. Sie stand da, zeitlos, am Rande der Ewigkeit, und schaute mit milden, dunkel umrandeten Augen dem Treiben zu. Mir war *Darshana*[19], der Blick in das göttliche Mysterium, gewährt worden.

Sie war mir keine Fremde. Ich hatte sie schon einmal gesehen, auf Golgatha, in der Grabeskirche, neben dem heiligen Ort, wo Jesus gekreuzigt worden war. Auch dort, ein kaum verhohlenes Pandämonium. Es hing förmlich in der Luft, wie verbissene Mönche und Priester der Katholiken, der abessinischen Kopten, der Anglikaner, der syrischen, russischen und griechischen Orthodoxen und anderer christlicher Richtungen um jeden Zentimeter des heiligen Bodens der Grabeskirche feilschten, wie sie sich stritten, wann Liturgie gesungen, wie und wann geräuchert werden durfte, ob die Anglikaner eine Orgel spielen dürften oder ob der Stuhl des orthodoxen Patriarchen einen Zoll zu weit in das Territorium der Franziskaner hineinragte. Und draußen, Wellen des Hasses und der Missgunst: Juden, Muslime und christliche Armenier – keiner liebte seinen Nachbarn wie sich

selbst. Ja, und da stand sie, neben dem Kreuz, die Schmerzensmutter, eine Maria Magdalena in Fleisch und Blut, die Augen voll tiefem Mitgefühl. Es war dasselbe Wesen wie die Frau, die da neben dem Tempeleingang stand, unweit der kleinen schwarzen Steinstatue, die als Mutter des Universums verehrt wurde.

Gerührt, nein, ekstatisch, verließ ich den Tempel. Die roten Hibiskusblüten, die ich für die Kali-Puja mitgebracht, aber sie dann vergessen hatte hinzulegen, trug ich hinüber zu einem der zwölf Shiva-Tempel am Rande des Kali-Heiligtums. Ich legte sie – ein »Om Nama Shivaya« auf den Lippen – auf einen der steinernen Lingams, gerade als eine sauber gekleidete, gut bürgerliche Hindufamilie den Tempel betrat. Das Entsetzen war ihnen ins Gesicht geschrieben: Hier machte sich ein wilder *Mlecha*, ein unreiner Ausländer, über den heiligen Shiva-Lingam her, und legte rote Hibiskusblüten, die ja nur der Kali geweiht sind und nie und nimmer in der Shiva-Puja verwendet werden dürfen, auf den heiligen Stein. Sie flohen augenblicklich, und ich erkannte im gleichen Moment meinen Fehler. Wer so etwas tut, der ist verflucht, so heißt es. Es war höchste Zeit, den Tempelkomplex zu verlassen.

Als wir das nach Westen blickende Tempeltor durchschreiten wollten, trat uns eine alte, weißhaarige Frau entgegen. An ihrem weißen Sari erkannte ich, dass es sich um eine Witwe handelte. Freundlich lächelnd schaute sie uns in die Augen und betupfte unsere Stirn mit kühlender, duftender Sandelholzpaste, dann faltete sie ihre Hände zu einem »Namaste« und entließ uns. Vor uns floss, vom Abendlicht rotgold gefärbt, der Ganges. Ein Fährmann lud uns in seinen Kahn und ruderte uns über den breiten Strom zum Ramakrishna-Math – einem Hain und Tempelgelände, wo sich der bengalische Heilige einst mit seinen Jüngern aufhielt, wo er lehrte und wo er seinen physischen Leib ablegte. Dort in den uralten Bäumen zwitscherten die Vögel ihr Abendlied, und die unzähligen Krähen und Raben –

Vögel, in denen sich nach indischem Volksglauben die Seelen der Verstorbenen aufhalten – veranstalteten ein bombastisches Krächzkonzert, ehe sie für die Nacht, paarweise, ihre Nester aufsuchten. Entrückt schaute der junge Abiturient über das Wasser; der Ganges wurde ihm zur Elbe und der in der Ferne sichtbare Hafen Kalkuttas mit seinen Kranen und Schiffen, wurde auf einmal Hamburg, die Stadt, aus der seine Vorfahren kamen.

Ich musste an die drei Frauen denken – die junge anmutige, die uns zum Tempel führte, die Mater Dolorosa im Tempel und die Alte, die uns verabschiedete. Es war die Göttin in dreifacher Gestalt. Auch unsere Vorfahren kannten sie: im Mittelalter als die drei heiligen Jungfrauen, in keltischen Zeiten als die drei Matronen oder als die drei Schicksalsfrauen der Germanen.

Die Götter sind unsterblich, sie wechseln nur, je nach Kultur oder Zeitgeist, ihre Gestalt und Erscheinung. Pilgerreise und Puja waren mit einem *Darshana*, einer Vision des Göttlichen, belohnt worden.



Keltische Matronendarstellung aus Vertault.

Puja ist universal

Ich könnte noch mehr persönliche Erlebnisse mit Pujas in Indien erzählen. Nun aber ist es wichtig zu wissen, dass derartige Rituale ebenso wenig allein dem Hinduismus gehören, wie eine seligmachende Lehre einzig dem Katholizismus oder die Erleuchtung dem Buddhismus. Als Völkerkundler – und durch das Studium der Strukturalisten, wie etwa Levi-Strauss, der Religionshistoriker wie Mircea Eliade und Joseph Campbell oder der Tiefenpsychologen wie Carl Gustav Jung – habe ich erkennen können, dass derartige Rituale in ihren Grundzügen universal sind, also in irgendeiner Ausprägung in praktisch jeder kulturellen Tradition vorhanden sind, und das seit Anbeginn, seit der alten Steinzeit. Es ist das Grundgerüst vieler Rituale, die heute als schamanisch bezeichnet werden.

Bei den Indianern, insbesondere bei den Cheyenne, die am Rande der Big Horn Mountains in Montana leben, habe ich ähnliche Rituale wie die indische Puja erlebt. Während die Inder vor allem den Blick nach innen werfen und die Gottheiten, die in den Tiefen der Seele wohnen, herbeirufen, richten die Indianer ihre Rituale mehr an die Götter und Geistwesen, welche den Sternenhimmel, die Wolken, die Wälder, Berge und Seen bewohnen. Die *Maiyun*, die Spirits, sind für sie nichts Abstraktes, Imaginäres, sondern sie sind die Geistseelen der Dinge, die man in der wilden, freien Natur antrifft. Sie rufen sie mit Rauch, Trommel und Medizinlied herbei. Sie rufen sie, wenn die Energie des Universums abnimmt, wenn unter den Menschen Unglück, Unzufriedenheit und Spannungen immer unerträglicher werden, wenn die Erdmutter zuwenig Nahrung schickt, wenn das Wild fern bleibt, wenn das Wetter chaotisch wird. Dann ist es Zeit, »Medizin zu machen«, das heißt, die Kräfte durch Rituale zu erneuern und zu bündeln. »Das Ritual«, sagte einer der Cheyenne, »ist wie die routinemäßige Wartung

eines Autos, wie Schmieren, Ölwechsel, Zündkerzen erneuern, damit es wieder optimal läuft.«

Einmal fragte ich den großen Cheyenne-Medizinmann George Elkshoulder, was wir Europäer tun könnten, da wir praktisch alle unsere überlieferten, naturbezogenen Rituale und heiligen Lieder verloren haben, und viele nicht einmal mehr die Spiritualität der Natur wahrnehmen. Er sagte kurz: »Ihr habt nichts verloren. Ihr habt alles, was ihr braucht, Berge und Bäume, Felsen und Flüsse, Vögel und andere Tiere. Fragt sie, sie werden euch die Rituale lehren können« (Storl 2004: 18). Für den alten Medizinmann sind Spiritualität und Natur nichts Getrenntes. Die Natur ist nicht unbeseelt und geistlos, sondern ist das Reservoir des Heiligen. Das Ritual, durchgeführt von einem »heiligen Menschen«, der ein tadelloses Leben führt, ist ein Verfahren, welches die Ordnung, die richtige Beziehung zur heiligen Natur, wieder herstellt.

Die Geistwesen, die die Natur bevölkern, sind nach Ansicht der Indianer mächtig und oft weiser als die Menschen. Man geht zu ihnen mit einer respektvollen Geisteshaltung; man legt Überheblichkeit ab, wird zum Bittsteller. Mit der in Schulen und Hochschulen antrainierten distanzierten, kritischen oder skeptischen Haltung kommt man nicht weit. Da zieht sich die Seele der Natur, da ziehen sich die Geistwesen zurück, da spricht kein Tier zu einem, keine Pflanze zeigt ihren leuchtenden Ätherleib, kein Steinmädchen tanzt.

Oft sind es die Geistwesen selbst, die einen auserwählten Menschen rufen, die es ihm erlauben, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Sie sind es, die sich mitteilen, ihn dann als Neffen adoptieren und ihm die Rituale und Medizinlieder beibringen. Das ist eigentlich auch bei anderen Naturvölkern so, und bei den Hindus sowieso: Der Mensch erfindet die Rituale nicht, es sind die Götter selbst, die den Menschen die notwendigen Rituale zum Leben und Überleben schenken. Sie schenken die Rituale, so wie man

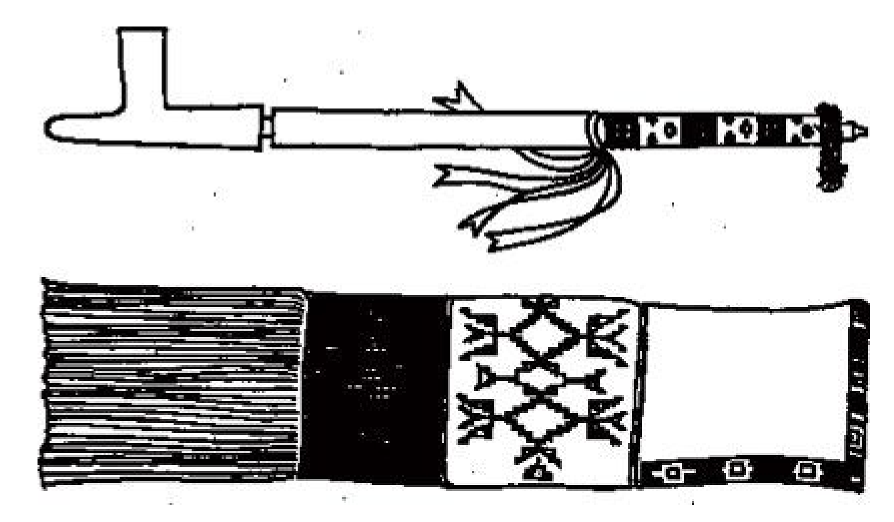
heutzutage einem Freund oder sympathischen Menschen seine Telefonnummer schenkt, so dass man sie, wenn notwendig, anrufen kann. Das Wählen der Ziffern in der korrekten Reihenfolge gleicht dem Ausführen des Rituals. Führt man es nicht richtig aus, vergisst oder verwechselt man eine Ziffer, dann kommt auch keine Verbindung zustande. Und ohne Grund sollte man sie sowieso nicht anrufen.

Indianische Friedenspfeife

Das Kalumet[20], die so genannte Friedenspfeife, ist in dem Sinn ein Handy, ein tragbares Telefon, mit dem man die *Maiyun*, die mächtigen Geistwesen, oder *Maheo*, den Großen Geist, anrufen kann, um Dank zu sagen oder um etwas zu erbitten. Die Dakota Indianer (Sioux) sagen: »Die Pfeife *(Tschannunpa)* schickt die Stimme zu *Wakan Tanka*, dem Großen Geist im Himmel, dem Allvater.«

Das Kalumet ist ein tragbarer Altar. Das ganze Universum ist in der Pfeife enthalten. Der Pfeifenkopf, aus Speckstein oder rotem Stein (Catlinit) geschnitzt, symbolisiert die rote Erde, die Mutter aller Wesen und den glücklichen roten Pfad des Lebens (Schwarzer Hirsch 1992: 26). Der Stiel aus Holz steht für die gesamte Pflanzenwelt. Das Mundstück aus Horn, eventuell ein angehängtes Stück Fell oder Büffelhaare, steht für alle Tiere der Erde; die Adlerfeder am Pfeifenkopf stellt alle Vögel und die Geister des Himmels dar. Der lange Stiel gilt als die männliche Kraft im Universum, die Schale des Pfeifenkopfs als die weibliche. Wenn der Medizinmann Kopf und Stiel zusammensteckt, dann gilt das als die Vereinigung der Gegensätze, als sakraler Beischlaf, als das Erzeugen von der Energie, die das Leben ermöglicht. Auf diese Weise ist die Pfeife das *Lingam-Yoni* der Indianer. Der *Lingam*, wir erinnern uns, ist der Stein, der Shiva oder Shivas Glied darstellt, die *Yoni* ist

der universelle Schoß, die weibliche Energie *(Shakti).*[21] Die heilige Pfeife der Indianer erfährt dasselbe Maß an Verehrung wie *Lingam-Yoni* bei den Indern.



Heilige Pfeife mit Behälter (Dakota).

Das Friedenspfeifenritual wurde von den Göttern selbst gestiftet. Bei den Prärie-Indianern war es die Weiße Büffelfrau, die die erste Pfeife brachte. Bei einem Jagdausflug in die Prärie sahen zwei Jäger eine in weißem Leder gekleidete Frau von unbeschreiblicher Schönheit. Der eine Jäger war derart angetan, dass er sie auf der Stelle besitzen wollte; doch als er sich ihr mit unlauteren Absichten näherte, verwandelte sie ihn in ein Skelett. Dem anderen aber, der nicht Sklave seiner Gelüste war, offenbarte sie das Pfeifenritual. Bei nahezu allen Stämmen wird das Ritual bei jedem wichtigen Anlass vollzogen – vor der Ratsversammlung, bei den Tänzen zur Vermehrung der Tiere, beim Tod eines Menschen, beim Erntedankfest, bei Eheschließungen, vor dem Schwitzhüttenritual, vor der Jagd, bei Heilungen, beim »Vergraben des Kriegsbeils«.

Wenn der Pfeifenhüter, dem der Medizinbeutel mit dem heiligen Rauchrohr anvertraut wird, das Kalumet aus dem Beutel holt und den Pfeifenkopf am Stiel befestigt, dann sammelt er auch all seine Kräfte und Energien. Er hört auf, ein Teil zu sein, er wird »ganz«, wird Mittelpunkt, wird zur

heiligen Pfeife selbst. Bei den Osage-Indianern singt der Pfeifenhüter:

»Dieses Volk hatte eine Pfeife,
Die es zu seinem Leibe machte.
O Hon-Ga, ich habe eine Pfeife, die ich zu meinem
Körper machte. Wenn du sie zu deinem Leibe machst,
Wirst du einen Leib haben, der frei von allem
Todbringenden ist. Schau das Halsstück,
Das ich zu meinem Halsstück gemacht.
Schau den Mund der Pfeife an,
Den ich zu meinem eigenen Mund gemacht.
Schau die rechte Seite der Pfeife an,
Die ich zur rechten Seite meines eigenen Körpers
gemacht.
Schau das Rückgrat der Pfeife an,
Das ich zu meinem eigenen Rückgrat gemacht … «
(La Flesche 1939: 62).

Im Frühling nehmen die Ojibwa – ein Volk von Jägern, Fischern und Sammlern von Wildreis[22] – die heilige Pfeife aus dem Beutel hervor, um sie, wie das Jahr selbst, zu erneuern und wiederzubeleben. Der Medizinmann ruft *Manitu*, den Großen Geist, an, in die Pfeife einzuziehen und weiht sie dem Himmel, der Erde und den vier Himmelsrichtungen. Der Stamm ist versammelt, es wird gesungen und gebetet. Den ersten Zug aus der Pfeife bläst der Medizinmann der Sonne zu. Die Sonne ist die Vermittlerin, die den Rauch zum Großen Geist trägt. Der zweite Zug gilt der Erde, der Mutter aller Wesen, und dem Weiblichen überhaupt. Die nächsten vier Rauchopfer gelten den Hütern der vier Richtungen. Zuerst wird dem Osten Rauch geopfert, dann der gegenüberliegenden Richtung, dem Westen. So werden Geburt und Tod, Auf- und Untergang, Jugend und Alter verbunden. Dann schickt der Medizinmann dem Norden, dem Ort des Winters und der Härte, den heiligen Rauch. Zuletzt wird dem Süden, dem

Sommer, der Zeit der Fülle und Wärme, gedankt. Die Pfeife wird dann, dem Lauf der Sonne entsprechend, im Uhrzeigersinn weitergereicht. Die Berührung mit der Pfeife und das Rauchen verbindet jeden Anwesenden mit dem heiligen Urgrund, mit Manitu, der sich in der Pfeife verkörpert (Johnston 1992: 174).

Bei den anderen Indianervölkern verläuft das Ritual ähnlich, aber es gibt auch Unterschiede. Beispielsweise wird bei den Cheyenne zu Beginn des Rituals der Stiel gegen den Himmel gehalten, dann zur Erde und den vier Richtungen. »Großer Geist oben, rauche!«, sagt der Leiter der Zeremonie, »Erde, rauche! Vier Himmelshüter raucht!«

Das Kalumet ist den Cheyenne absolut heilig. Niemand darf zwischen dem Feuer, das in der Mitte des *Tipis* brennt, und der Pfeife laufen; keiner darf in Anwesenheit des Kalumets unbedachte Worte reden oder klappernde Geräusche machen. Der Medizinmann Bill Tallbull sagte, die Atmosphäre sei heutzutage so unruhig, überall Maschinengeräusche, Flugzeuge, Radios und dergleichen, dass sich die Medizinmänner kaum wagen, die heiligen Pfeifen aus ihren Medizinbeuteln herauszunehmen. Die Beutel selbst sind mit Stachelschweinborstenstickereien verziert, die mystische Symbole und Motive darstellen.

Mit der Pfeife, diesem tragbaren Altar, kann man die Mächte ansprechen und um Hilfe bitten. Das gilt nicht nur für Gottheiten oder geistige Mächte, sondern auch für Menschen, die eine »starke Kraft«, eine »Medizin«, besitzen und die man um einen Gefallen bitten will.

So ging einst der Cheyenne, der den Tod eines Verwandten oder Freundes rächen und der Begleiter auf dem Kriegspfad finden wollte, durch das Dorf und bot anderen Kriegern die Pfeife an. Wer bereit war mitzugehen, der rauchte. Wer nicht gewillt war, der verweigerte die Pfeife. War die Kriegergruppe dann zusammengestellt, begaben sie sich zum Hüter des Stammesfetischs, der heiligen Pfeile. Sie rauchten gemeinsam mit dem Hüter die

Pfeife und baten ihn, mit den heiligen Pfeilen zu sprechen, damit diese ihnen Schutz für ihr Leben und Erfolg bei der Erbeutung von Skalps und Pferden gewähren mögen (Grinnell 1923: 9).



Weihung der Medizinpfeife.

So ist es noch immer. Will ein junger Mann bei einem Medizinmann lernen, will er etwas von dessen magischer Kraft für sich erwerben, dann bringt er ihm eine mit Tabak vollgestopfte Pfeife. Raucht der Medizinmann, dann hat er sich verpflichtet, etwas von seiner Medizinkraft dem Bittsteller zu übertragen.

Krankenheilritual der Cheyenne

Bei den Cheyenne gibt es, wie bei anderen schamanischen Völkern, viele verschiedene Heiler. Jeder hat seine persönliche »Medizin«, seine Macht. Es kommt

darauf an, welche Hilfsgeister er hat, welche *Maiyun* ihn auserwählt haben, ihn begabt haben, ihm Visionen und Träume geschickt haben. Niemand wird Medizinmann oder Medizinfrau aus eigenem rationalem Entschluss. Auch kann ein Medizinmann ohne Frau, ohne weibliche Unterstützung nichts bewirken. Die eigene Ehefrau – oder, falls diese dazu nicht bereit ist, eine andere Frau – muss ihm zur Seite stehen. Auch auf sie kommt es an, welche Krankheiten er heilen kann. Im Gegensatz zu unseren schulmedizinischen Ärzten getrauen sich die Heiler nicht an jede Krankheit, sondern nur an jene, wo sie kompetent und befugt sind. Manche sind befugt, Geisterpfeile herauszusaugen und die Geister, die sie geschossen haben, zu beschwichtigen und zu versöhnen. Andere vermögen Fieber und Seuchen zu heilen, die von Berggeistern ausgehen oder von verärgerten *Ho ho' ta ma itsi hyo ist*, den Erdleuten (Zwergen), herrühren, die nachts aktiv sind.

Wird eine Familie mit Krankheit geschlagen, dann suchen sie den entsprechenden Medizinmann auf, der hierfür die richtige »Medizin«[23] hat. Meistens geht der Vater zu diesem Medizinmann mit einer Pfeife. Er legt sie auf die Erde, so dass der Stiel auf den Medizinmann zeigt. Nimmt dieser die Aufgabe an, hebt er die Handflächen beider Hände gegen den Himmel. Dann berührt er die bloße Erde mit beiden Handflächen. Nun hebt er die Pfeife auf, hält sie zuerst in der rechten, dann in der linken Hand, streicht sanft über den Stiel, nimmt ein Stück Glut vom Feuer, um sie anzuzünden, und raucht. Mit diesem kleinen Ritual sagt er, ohne Worte: »Ja, meine Medizin wird den Kranken heilen.«

Er folgt dem Bittsteller zur Wohnung des Kranken. Zuvor reinigt er Körper und Seele mit einem besonderen Rauch. Dazu legt er duftende Tannennadeln (*Abies lasiocarpa*, englisch »sweet pine«) oder eine Mischung

von Wacholder, Mariengras (*Hierochloe ordorata*, englisch »sweet grass«), einem zerriebenen, getrockneten Pilz und die getrockneten, bittern Wurzeln einer indigenen Portulak-Art (*Lewisia rediviva*, englisch »bitter root«) auf glühende Kohle und nimmt den Rauch und die Hitze mit den Handflächen auf. Mit den so erwärmten Handflächen berührt er die schmerzenden Körperpartien des Patienten, ehe er mit seiner Rassel[24] die Stellen, wo die Krankheit sitzt, berasselt und besingt. Dieses Rasseln beunruhigt den Krankheitsgeist und kann diesen herauslocken. Ab und zu unterbricht er das Rasseln, um kurz zu beten, oder er steht auf, um mit Rassel und Gesang böse Geister, die sich in dunklen Ecken hier und da in der Wohnung verstecken, zu verjagen. Manchmal geht er hinaus, hält die Handflächen zur Sonne, zum Himmel, berührt die Erde und erneuert seine Kraft, indem er die Hände und die Rassel durch den erwähnten Rauch zieht, ehe er weitermacht. Einige Cheyenne-Medizinmänner saugen die Krankheit heraus, die dann in Form von Haaren, Steinchen, Würmern oder auch Eidechsen erscheint. Andere, wie George Elkshoulder, benutzen eine Adlerfeder oder eine andere Vogelschwinge, um den Krankheitsgeist auszufegen.

Immer wieder wird etwas Mariengras auf die heißen Kohlen gelegt. Der angenehme süße Duft des schwelenden kumarinhaltigen Grases soll gute Geistwesen, Hilfsgeister, anziehen. Auch kaut der Cheyenne-Medizinmann gelegentlich ein winziges Stückchen von der »Sweet Medicine« genannten Wurzel des Christophskrauts *(Actaea rubra)*, welches den Geist des Urschamanen, Motsiiuef, enthält und die Schutzpflanze des Stammes ist (Storl 2001: 146). Er kaut die an sich giftige Wurzel, versprüht sie feierlich im Kreis oder spuckt sie sich in die Hände.[25]

Nachdem er drei Medizinlieder gesungen hat, macht er eine Pause, um die Medizinpfeife zu rauchen. Er verbrennt noch etwas Mariengras, reinigt die Pfeife, dann gibt er dem Kranken – abgestimmt auf die Krankheit – warmen Kräutertee zu trinken. Nun werden fünf weitere Medizinlieder gesungen, der Patient wird weiter mit der Feder oder mit dem »Saugen« behandelt, die schmerzenden Stellen mit zerkauter Christophskrautwurzel besprüht. Erneut wird eine Pause gemacht, um Kraft aufzuladen und die Pfeife zu rauchen; wieder bekommt der Patient Kräutertee. Wieder wird die Rassel beräuchert und Mariengras verbrannt. Irgendwann dann mischt der Medizinmann Kräuterpulver mit dem Fett vom Reh und reibt die schmerzenden Körperstellen des Patienten mit der Salbe ein.

Nun werden neun weitere Medizinlieder gesungen. Meistens schläft der Patient ein, ehe der Medizinmann fertig ist. Es ist ein therapeutischer Schlaf: Die Medizinkraft ist derart stark, dass der Kranke geheilt wird.

Mit dem Beenden des neunten Liedes nimmt der Medizinmann die Pfeife in die rechte Hand und hält sie dem Süden, dem Westen, dem Norden und dann dem Osten entgegen, dem Himmel und schließlich der Erde. Er wechselt die Pfeife in die linke Hand und raucht noch einmal. Nun ist das Heilritual fertig (Grinnell 1923: 132). Anschließend wird Essen hereingebracht. Der Medizinmann nimmt davon fünf kleine Fleischstückchen, hält sie zwischen den Handflächen, wendet diese abwechselnd von unten nach oben, geht hinaus ins Freie und opfert sie an der südlichen, westlichen, nördlichen und zuletzt östlichen Ecke der Behausung.

Rituale sind aus dem Leben der Cheyenne nicht wegzudenken. Trotz Verbote und Verfolgung durch Regierungsagenten und Missionare führten sie heimlich, abgelegen in der Wildnis der Rocky Mountains, ihre herkömmlichen Rituale durch. »Wir hätten unser Wesen als Cheyenne verloren, wir wären als Volk untergegangen, wenn wir die altüberlieferten, von den Maiyun geschenkten Rituale aufgegeben hätten«, beteuerte Bill Tallbull, der weise Hundekrieger (»dog soldier«) und Pflanzenmedizinmann, mir gegenüber.

Im Gegensatz zu den Europäern und weißen Amerikanern reden die Indianer wenig. Probleme werden weniger durch rationale Diskussionen und zermürbende Gesprächsrunden gelöst, sondern vielmehr durch das Wissen um das richtige Ritual zur richtigen Zeit. Auf diese Weise kann man am besten die Energien, die das Universum durchwirken, lenken.

Insbesondere die Medizinmänner reden wenig. Georg Elkshoulder störte es, als wir, wie gewohnt, beim Essen plauderten. »Wenn wir Indianer essen, dann essen wir. Wenn wir laufen, dann laufen wir; und wenn wir reden, dann reden wir.« Für die Medizinleute ist Reden zu heilig, als dass es zum bloßen Geschwätz verkommen darf. Geschwätz, intellektuelle Diskussion verschwendet zu viel kostbare Energie. Je mehr ein vermeintliches Problem diskutiert wird, desto schwächer wird die Wortkraft, desto größer wird die Gefahr des gegenseitigen Missverständnisses. Es können Tage vergehen, ohne dass ein »heiliger Mann«, eine »heilige Frau« ein Wort von sich gibt. Wenn er/sie aber dann spricht, oder sein/ihr heiliges Lied singt, dann ist es treffend, dann ist es wirksam, dann erreicht es die Herzen anderer, dann hören selbst die Geister zu.

Rituale sind den Cheyenne und anderen Indianern wichtiger als Worte. Deswegen, so erklärte mir Bill Tallbull, kommen die Cheyenne – wenn sie überhaupt etwas mit den christlichen Missionaren zu tun haben – mit der katholischen

Messe eher zurecht als mit den wortgewaltigen, feurigen Predigten der protestantischen Evangelisten.

---

13 Eines der wichtigsten Mantras ist das *Gayatri*, das von den Hindus jeden Tag, beim Aufgang der Sonne und bei dessen Untergang, gesprochen wird. Es handelt sich um den heiligsten Vers aus dem *Rigveda*. Gayatri, dieser Vers, gilt als die Personifizierung Brahmas, als Mutter der Veden und Mutter der Brahmanen. Gayatri wendet sich an die Sonne (Savitri) – an die höchste Intelligenz, an die Quelle des Lichts – mit den Worten:
»OM BhurBhuvah sva
Tat Savitur varenyam
Bhargo Devasya Dhimahi
Dhiyo Yo Nah Prachodayaat.«
(Ungefähre Übersetzung: »Erde, Luft, Himmel. Mögen wir über das leuchtende Licht der heiligen Sonne meditieren. Möge sie unseren Geist erleuchten.«)

14 Wie die Kelten und Germanen, halten sich die Hindus an die tatsächlichen Mondrhythmen. Deswegen sind die Monate nicht kalendrisch fixiert, sondern wandelbar. Der Monat beginnt mit Neumond und läuft über den Vollmond wieder zum Neumond. Wie bei den vorchristlichen Europäern fallen die meisten Feiertage auf den Neu- oder Vollmond.

15 Heutzutage, in der modernen Welt, ist das alte Fest mit Halloween (englisch *hallowed evening*, »heiliger Abend«) unter säkularem Vorzeichen wieder zu neuem Leben erwacht.

16 Sanskrit, »Gnade oder Gunst des Göttlichen«, »Klarheit, Reinheit, Gemütsruhe«.

17 *Lakshmi* ist der Name der Göttin des Glücks und Wohlstands; *Shubha* oder *Shubhadra* ist die »Schöne«, deren Anblick das Herz erfreut; sie ist die Schwester Krishnas.

18 Hari, einer der Namen Vishnus.

19 Sanskrit, »Anblick«, »Anschauen«, »das Sehen des Heiligen«.

20 Kalumet oder Calumet, als Bezeichnung der Friedenspfeife, ist eine Verballhornung des französischen *chalumeau* (Schalmai, Schilfrohr), da in den Augen der französischen Waldläufer und Trapper die Pfeife mit dem langen Rohr einer Flöte ähnlich sah.

21 Das höchste Mysterium, die Vereinigung des Männlichen und des Weiblichen, wurde bei den Kelten durch den Kessel der Göttin und den Lichtspeer des Gottes dargestellt; das Motiv wurde weitergetragen in die christliche Legende des heiligen Grals und des heiligen Speers. Erst wenn beide vereinigt sind, wird die Erde fruchtbar, friedlich und freudvoll. Aufgabe der mystischen Gralsritter war es, dieses Heiligtum zu schützen. Auch der bei Maivollmond aufgestellte geschälte Baum, dessen Spitze einen Kranz aus Blüten und roten Bändern

durchstößt, der ursprüngliche Maibaum, ist eine alteuropäische Version desselben Urbildes.

22 Es handelt sich um den in Europa als Delikatesse gehandelten schwarzen Wildreis *(Zizania aquatica)*, der in den Sümpfen im Bereich der Oberen Seen massenweise wild wächst.

23 »Medizin« bedeutet für die Indianer nicht pharmakologische Wirkstoffe, sondern geistige Macht. Der Medizinmann ist jemand, der viel magische Macht gebündelt hat, die es ihm erlaubt, geistige Unordnung zu ordnen, Krankheiten zu vertreiben, Menschen zu führen. Auch Pflanzen (Heilpflanzen), Tiere und Gegenstände können machtgeladen sein und werden als Medizinträger gesehen.

24 Die Rassel ist aus Büffelhaut und mit kleinen Kieseln gefüllt. Oft wird ein Zopf, geflochten aus duftendem Mariengras, an dem Stiel befestigt.

25 Das Christophskraut, ein Hahnenfußgewächs, darf keinesfalls geschluckt werden. Ein Dakota-Medizinmann, der bei einer Zeremonie der Cheyenne die gekaute Wurzel schluckte, da er nicht wusste, dass sie giftig ist, starb daraufhin unter Krämpfen. Das hätte fast das Bündnis zwischen den beiden Stämmen gesprengt.

Vorbereitung für die Puja

»Zu einem guten Ende gehört ein guter Anfang.«
Kung-fu-tse, *Schu-Ing* 3,2,9

»Ich bete bevor ich etwas beginne,
so dass es ein Segen für alle Menschen sein wird.«
Red Hat, Cheyenne

Die Art und Weise, wie man eine Puja zelebriert, ist offen – ähnlich wie die Musik der indischen Ragas oder wie guter improvisierter Jazz. Hauptsache ist, dass die Puja wirkt, dass sie die Seelen lockert, sie aus ihren Alltagsroutinen hebt, Flügel verleiht und Verbindung mit den Geistwesen herstellt. Eine Puja ist keine religiöse Zeremonie mit exakt vorgeschriebenem Ablauf. Sie beginnt auch nicht an einem exakt vorgeschriebenen Zeitpunkt. Vielmehr vollzieht sie sich in *Indian time*, »Indianerzeit«, also wenn die Stimmung richtig ist, oder wenn die Natur ein Zeichen gibt. Es sind die Geistwesen, die selbst den Beginn und den Ablauf bestimmen. Es ist wie bei einem indischen Tabla/Tambura/Sitar-Konzert: Leute kommen und gehen, die Musiker stimmen ihre Instrumente, Kinder und Hunde rennen umher und spielen. Der Übergang zwischen dem Einstimmen der Instrumente und dem Spielen ist fließend. Auf einmal fließt die Musik melodisch und harmonisch. Plötzlich merkt man: Das sind keine bloßen Menschen mehr, die da musizieren. Götterhände schlagen die Trommelhäute im spielerischen Takt, zupfen die Saiten der Sitar, streichen über die Tambura. *Sarasvati*, die weiße Göttin mit Schwan und Leier, die Muse der Künstler, schickt Inspirationsschübe. Das Publikum wird mitgetragen, Begeisterung verleiht ihnen

Flügel, der Alltag mit seinen Lasten und Sorgen schwindet. Einige Zuhörer setzen sich ganz nah an die Spieler und fallen in Verzückung. Es ist ein lebendiges Konzert, nicht erstarrter Formalismus. Auch das Ende des Konzerts ist nicht vorherbestimmt; erst wenn sich die Geistwesen zurückziehen, kommt es zum Ausklang.

Spiritistische Geisterbeschwörung

Als junger Ethnologe lebte ich in den abgelegenen Eichenwäldern im Nordosten Ohios und betrieb eine Feldforschung in einer spiritistischen Gemeinschaft. Dort konnte ich das rituelle Eintauchen in die sakrale Zeit immer wieder erleben. Die Kommune beschwört Tag für Tag die Geister der Verstorbenen und richtet ihr Leben nach den übersinnlich vermittelten Botschaften aus (Storl 1974). Seit über hundert Jahren tun sie das – im Sommer im schattigen Hain oder im Gemeinschaftshaus und im verschneiten Winter in den Häusern verschiedener Mitglieder. Bei den winterlichen Heimséancen, die am Abend stattfanden, brachten einige Teilnehmer Blumensträuße, die dann, wo immer es Platz hatte, in Vasen gestellt wurden. Die *Spirits* lieben Blumen, hieß es. Insbesondere der Duft der Rosen ziehe sie an. Man versicherte mir, die Geister könnten riechen; gelegentlich tun sie sich ja selbst durch einen Geruch kund – etwa durch Tabakrauch oder durch ein Lieblingsparfüm, das sie trugen, als sie noch einen stofflichen Leib hatten.

Vor Beginn der Séance wurde zwanglos geplaudert und gescherzt. Entspannende Musik, die von sanften *Aloha*-Klängen aus Hawaii, über Gospelchöre bis hin zu seicht-sentimentalen Schlagern reichte, wurde auf den Plattenspieler aufgelegt. Wenn die Rosen – dank der ständig steigenden Zimmertemperatur – ihre geschlossenen Kelche geöffnet hatten und ein gewisser

Grad der Entspannung erreicht war, nahm das Medium, ein älterer Herr, die bunt bemalte Gipsbüste eines Indianerhäuptlings hervor und sagte: »All right, Chief, lasst uns loslegen!« In der Gipsfigur hauste sein unsichtbarer Hilfsgeist. Dann ließ sich der Geisterbeschwörer die Augen mit einer schwarzen Binde verbinden und »flog ab«, hinüber ins »Sommerland«, wo die Verstorbenen, auf einer höheren Ebene des Seins, leben. Um die Verbindung mit bestimmten Jenseitigen herzustellen, drehte er einen Gegenstand – einen Ring, eine Brosche oder was immer dem Toten einst gehörte und von Bedeutung war – zwischen seinen Fingern. Die angelockten Geister kamen dann herbei und gaben sich zu erkennen. Oft gaben sie ihren lebenden Angehörigen Ratschläge für die Gesundheit – »Werfe die Pillen ins Klo, vertraue den Heilstrahlen der Geister!« oder »Schaff dir eine Zimmerblume an und beobachte, wie es ihr geht; denn ebenso wird es dir gehen, sie ist ein Spiegel deines Zustands.« – sowie Ratschläge für das Leben:

»Ja, kaufe das Haus; nein, heirate diese Person nicht!« usw. Wenn die Teilnehmer die Botschaft verstanden und akzeptiert hatten, mussten sie ein lautes deutliches »Ja« von sich geben. Das sei wichtig, denn die Geister können, wenn sie durch das Medium und seinen Hilfsgeist so nahe gebracht werden, auch hören. Ab und zu, wenn die Séance besonders gut verlief, lobte das Medium seinen indianischen Hilfsgeist mit einem lauten »Volltreffer, Chief!«.

Einmal hielt das Medium – auf dem Fußboden sitzend, im Schneidersitz, mit verbundenen Augen – inne und deutete mit dem Finger in meine Richtung. »Da ist jemand, der zuviel denkt. Das stört die Geister!« Ja, er hatte recht, als junger, neugieriger Völkerkundler war ich mit der Analyse des Geschehens gänzlich beschäftigt. Ich versuchte, die strukturellen Elemente dieser schamanischen Séance herauszuschälen und war wirklich

nicht bei der Sache. Inzwischen weiß ich, wie destruktiv dieses abgespaltene analytische Denken beim Umgang mit Geistwesen, wie überhaupt in der Liebe, beim Tanz, beim Musizieren oder anderen seelischen Angelegenheiten ist. Im grellen Licht dieses Denkens verblasst das Phänomen, es wird ihm nötige Energie entzogen, die es braucht, um sich zu manifestieren. Das gilt ebenfalls für das Fotografieren oder Filmen. Der Akt des Filmens oder Ablichtens setzt ein gespaltenes Bewusstsein voraus, man ist nicht im Fluss, man ist nicht hundertprozentig dabei, weil man einen Teil des Geschehnisses festhalten, journalistisch oder wissenschaftlich verwerten will. Aber wenn man sich nicht hundertprozentig mit dem Ritual – oder der Musik oder dem Liebesakt – verbinden kann, dann geht der Zauber verloren. Und wenn der Zauber nicht mehr da ist, dann hungert und friert die Seele, trotz aller »objektiven wissenschaftlichen« Erkenntnisse.[26] Genau so fatal wie ablenkende Gedanken sind ablenkende, schöngeistige, schwärmerische Fantasien. Auch sie verblenden, da sie sich zwischen Wahrnehmer und Wahrgenommenen schieben.



Kobold bei der Arbeit im Stall (1539).

Märchen sprechen oft tiefe Wahrheiten aus, etwa das von den Heinzelmännchen zu Köln. Die Zwerge, die nachts, während die Menschen schlafen, nützliche Arbeiten verrichten, fliehen auf Nimmerwiedersehen, als die neugierige Frau ihnen mit einer Laterne nachspioniert. Der unbarmherzige Lichtschein im Dienste der so genannten Aufklärung macht den hilfreichen Zauber dieser ätherischen Wesen zunichte.

Manchmal sprachen die Geister durch das Medium hindurch, so dass sich seine Stimme und sein Gesichtsausdruck drastisch änderte. Manchmal versuchten »erdgebundene Geister« sich des Körpers des Mediums zu bemächtigen. Das ist für das Medium

gefährlich; es kann besessen werden, oder es kann sterben, wenn sein Lebensfaden, »die feine silberne Schnur, die den reisenden Astralkörper mit dem physischen Körper verbindet«, durchtrennt wird. Bei diesen ruhelosen Geistern handelt es sich um plötzlich Verstorbene, die nicht wissen, dass sie tot sind, um Selbstmörder oder andere unglückliche, negative, an ihren Begierden hängen gebliebene, entkörperte Seelen, die dann als Spuk- oder Poltergeister agieren. In einem solchen Fall sangen die Teilnehmer das Lieblingslied des Mediums, »Red River Valley«, um ihm die Kraft zu geben, wieder in seinen Körper zurückzufinden.

Irgendwann verebbte die Energie, die die Séance getragen hatte, die Geister zogen sich zurück. Nun nahm das Medium die Binde von den Augen, es wurden Kaffee und Kuchen aufgetischt, in geselliger Runde wurde gescherzt, geraucht und die Geisterbotschaften ausführlich diskutiert und überlegt.

Auch wenn eine Puja – im Gegensatz zu hochstilisierten, formalen Ritualen, wie etwa den liturgischen Gottesdiensten – eine eher lockere, fließende Struktur hat, so gibt es doch, wie bei einem improvisierten Konzert, Regeln, die eingehalten werden müssen, damit sich Erfolg einstellt. Hier einige Hinweise:

Vorbereitungen

Begründung

Es muss einen echten Grund geben, um ein solches Ritual durchzuführen. Man führt keine Puja aus bloßer Neugierde durch, auch nicht aus wissenschaftlicher Neugierde, auch nicht zur Unterhaltung oder als Show, und schon gar nicht aus egoistischen Gründen, um

unangemessene Macht zu erlangen oder um sich als »spirituell fortgeschrittener Schamane« oder Magier wichtig zu machen. Rituale wie Pujas wirken tatsächlich. Sie wirken bis in die transzendente Welt hinein und setzen Wirkungen frei, für die man auch karmisch[27] mitverantwortlich ist. Der Cheyenne-Medizinmann Elkshoulder, der vor einigen Jahren Europa besuchte, konnte es kaum glauben, als neugierige New-Ager ihn bedrängten, ein Ritual zu veranstalten. »Wieso?«, fragte er, »Ist da jemand krank?«

»Nein, wir wollen nur mal sehen, wie so etwas läuft«, kam die Antwort. Der alte Indianer schüttelte den Kopf und sagte, »Einfach so herumspielen mit den Ritualen ist gefährlich. Da ist Power drin. Man spielt ja auch nicht mit Elektrizität herum. Wer Rituale unbefugt und unnötigerweise ausführt, dem kann Schlimmes passieren, der kann krank werden oder es können ihm die Kinder oder die Pferde wegsterben!«

Auch die Germanen wussten, dass, wenn man nicht weiß, was man tut, man auch keine Rituale und keinen Zauber ausüben soll, den man nicht beherrscht. In der *Egils Saga* wird von einem jungen Mann erzählt, der, um die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, Runen auf einen Walfischknochen ritzte. Die Zauberzeichen waren aber derart schlecht gemacht, dass er ihr statt Liebe eine chronische Krankheit anzauberte (Ström 1975: 257). Egil entdeckte die Knochen, warf sie ins Feuer und dichtete:

»Man soll nicht Runen ritzen,
wenn man sie nicht versteht.
Es geschieht manchem Mann,
dass er vom dunklen Stab verwirrt wird.
Ich sah im geritzten Barte [Walfischknochen]
zehn Geheimrunen geritzt;
das hat dem Lauch der Linde [dem Mädchen]
allzu viel Kummer gebracht.«

Eine Puja wird in reiner Hingabe an das Göttliche durchgeführt. Sie wird nicht aus eigennützigen Gründen gemacht. Sie wird vollzogen, um die Seele zu öffnen, um Raum zu schaffen, damit die heilsame Inspiration empfangen werden kann.

Reinigung

Man muss sich geistig auf das Ritual vorbereiten, das plappernde Geschwätz der Gedanken abschalten, die Seele auf Empfang einstellen. Ein Reinigungsritus signalisiert die Bereitschaft, sich vom Alltag zu lösen. Hier einige völkerkundlich belegte Purifikationsmethoden:

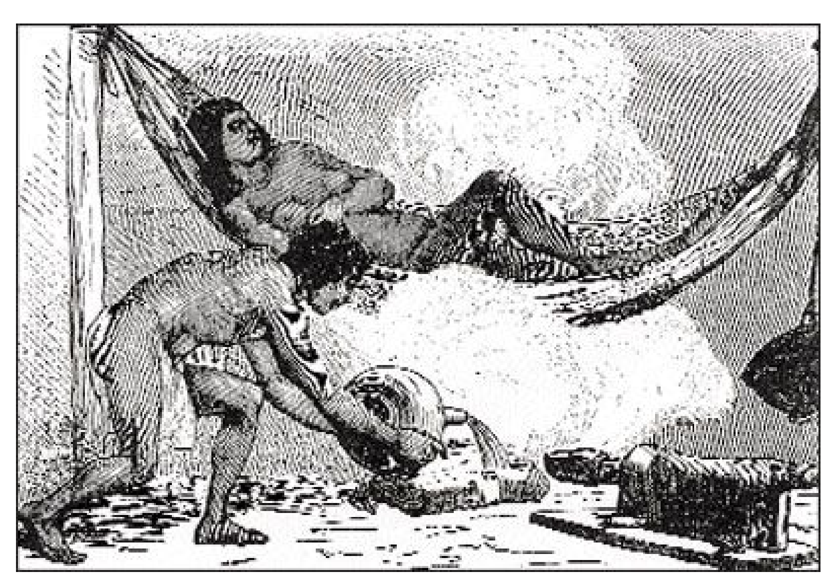
Bäder und heiliges Wasser

In Indien, aber auch anderswo, wird als Vorbereitung für die Begegnung mit dem Heiligen ein Bad im See, Teich oder Fluss genommen. Auch das Sich-Besprengen mit Gangeswasser dient diesem Zweck. Unmittelbar vor der Puja kann man den Mund mit reinem oder geweihtem Wasser spülen. *Achamana* nennen es die Hindus, wenn man den offenen Mund und die Zunge vor einer heiligen Handlung mit Gangeswasser besprengt. Die Druiden sprengten – mit Wedeln vom Eisenkraut *(Verbena officinalis)* – zur Vorbereitung für Rituale Lustrationswasser. Das, so ihre Überzeugung, würde Lug und Trug fernhalten und falschen Zauber auflösen.

Schwitzhütte, Sauna oder Dampfbäder

Die Indianer bereiten sich auf wichtige rituelle Handlungen oder Ratssitzungen oft mit einem Dampfbad vor. Auf diese Weise werden geistige und seelische Verunreinigungen herausgeschwitzt. Um das heftige Schwitzen zu unterstützen, tranken beispielsweise die Irokesen und andere Waldlandindianer den schweißtreibenden Holunderblütentee *(Sambucus canadiensis)*. Die Stämme der Rocky Mountains tranken ein

Gebräu aus der Indianernessel *(Monarda fistulosa)* – ein Minzgewächs, das wegen seiner schönen rot-lilafarbenen Blüten auch bei uns in den Blumenbeeten angepflanzt wird. Während der Schwitzhütte legten sie reinigende aromatische Kräuter, vor allem »red cedar« (Wacholder, *Juniperus virginiana, J. occidentalis*; oder Lebensbaum, *Thuja plicata*), Beifuß (*Artemisia* spp.), Tannennadeln oder Birkenrinde auf die glühend heißen Steine. Übrigens nutzten auch die alten Europäer, insbesondere die Nordgermanen, das läuternde Schwitzbad bzw. die Sauna zur Vorbereitung für besondere Unternehmen. Um die Reinigung zu unterstützen, wurden Birkenreiser verwendet. Auch fegten die heidnischen Europäer ihre Kultplätze mit Birkenreisigbesen (Müller-Ebeling/Rätsch/Storl 2002: 17).



Südamerikanische Indianer beim Dampfbad.

Purgier- und Brechmittel

Um ungute astrale Entitäten aus Leib und Seele zu vertreiben, nehmen Naturvölker oft darmreinigende und Brechreiz erzeugende Kräuter ein. In Südamerika benutzten die Indianer dafür vor allem die Purgierwinde *(Exogonium purga)* oder Ipecac (*Cephaeles ipecacuanha*, aus der Tupi-Sprache, *ipekaaguéne*, »auf den Boden kotzen«). Der

Ethnobotaniker Daniel Moerman zählt allein für Nordamerika über 250 von den Indianern verwendete, reinigende, purgierende Pflanzen auf (Moermann 1999: 791). Die Stämme Neuenglands benutzten dafür die recht drastisch wirkende Nieswurz *(Helleborus).* Auch die europäische Medizin und Volksheilkunde kannte Pflanzenpräparate, um »schlechte Säfte« auszuleiten. Die Griechen nutzten zur medizinisch-rituellen Katharsis ebenfalls die Nieswurz. Im keltisch-germanischen Raum war es vor allem die Innenrinde des Holunders, die zur Reinigung und Austreibung des »schelmischen Geists« eingenommen wurde. Die Standarddosierung betrug eine Haselnussschale oder halbe Wallnussschale voll. Die Kelten – so schreibt der Gallo-Römer Marcellus Empiricus – gruben und schabten die Rinde des Holunders, ohne Eisen zu benutzen; sie tranken die Abkochung auf nüchternen Magen – im magischen Raum »zwischen den Welten«-, indem sie auf einem Bein in der Türschwelle standen, mit dem Blick nach Osten gerichtet.

Räuchermittel, Feuer

Mit weniger Aufwand kann man sich auch mit Räucherungen reinigen. Wacholder und Beifuß werden fast überall, wo sie wachsen, für reinigende Räucherungen verwendet. Die Meskwaki in der Steppe Idahos räucherten mit der Goldrute *(Solidago ulmifolia)*, die Pillager Ojibwas mit dem Berufskraut *(Erigeron philadelphicum)*, die Flambeaus mit dem Perlpfötchen *(Anaphalis margaritacea)* (Vogel 1987: 187).

Das Feuer an sich ist schon reinigend. So kann man in Indien die Kraft des von Kampfer gespeisten Feuers – ein Priester hält die Schale – in sich aufnehmen, indem man die Handflächen darüber hält und dann über den Kopf und Körper streicht. Bei den Kelten und Germanen wurde vor allem mit Wacholder und Beifuß geräuchert. Eine besonders stark reinigende, heilmachende Wirkung sagte man den Jahreszeitfeuern, den Notfeuern nach. Der Sprung durch die

Lohe oder über die Kohlen des Johannisfeuers galt noch lange im ländlichen Raum als heilend; denn dadurch wird die Aura gereinigt, so dass ungute Astralwesen (Dämonen) abgestreift werden. Das gilt vor allem, wenn in der Lohe Beifußkraut mit verbrannt wird. Auch das Maifeuer galt als reinigend. Die Rinder und andere Haustiere wurden zwischen zwei Feuern hindurchgetrieben, um sie von unsichtbarem Ungeziefer zu befreien.

Asche und Erde

Auch die Berührung der Erde, des Erdbodens wirkt reinigend und kann seelische Verschmutzungen ableiten. Wie bereits angedeutet, berühren die Cheyenne einfach mit beiden Handflächen die nackte Erde und streichen diese dann über den ganzen Körper (Storl 2001a: 153). Anstelle von Erde kann man sich – wie es in Indien häufig der Brauch ist – das Gesicht mit Asche *(Bhasma, Vibhuti)* bestreichen. Drei waagrechte Streifen Asche, gewonnen aus verbrannten Kuhfladen, aus der Asche der Leichenfeuer oder auch aus weißem Lehm, werden von links nach rechts über die Stirn gestrichen und symbolisieren die drei Ebenen des inneren Universums oder die drei Dämonenburgen des Egos, die durch Shivas Feuerauge zu Asche reduziert wurden. *Vibhuti* (Sanskrit, »durchdringende Macht«) ist der Staub, die Asche, die übrig bleibt, wenn die Verschmutzungen des Egos durch das Feuer der Erleuchtung weggebrannt sind. Die drei Aschestreifen sind ein Symbol der Loslösung. Auch Shiva, der große Asket, bestreicht seinen Körper mit Asche (Roloff 1990: 144).

Askese

Bei etlichen Völkern werden von den Teilnehmern und insbesondere von denjenigen, die ein Ritual ausführen, asketische Maßnahmen verlangt, um ein Abstandnehmen vom Alltag zu ermöglichen. Man fastet an dem Tag, oder man praktiziert eine begrenzte Zeit vorher Enthaltsamkeit. Die

südindischen Waldbewohner enthalten sich des Beischlafs für zwei Wochen, wenn sie sich auf eine Puja zum »Fangen« einer Heilpflanze vorbereiten. Fasten erleichtert das Erreichen eines Trance-Zustands. Auch die vegetarische Ernährungsweise entwickelte sich ursprünglich aus dem Streben indischer Yogis, spirituelle Kräfte zu sammeln.

Kleidung und Schmuck

Selbstverständlich kann man eine Puja auch in der Alltagskleidung durchführen. Besser ist es jedoch, Acht zu geben, was man trägt, denn alles hat seine Schwingungen. Alles erzeugt *Samskaras* (Sanskrit, »Eindruck«, »Nachwirkung«), die auf der energetischen (ätherischen) und seelischen (astralen) Ebene weiterwirken. Zudem ist die äußere Erscheinung oft Spiegel des seelischen Inneren. Also achtet man darauf, aus welchem Material der Kleidungsstoff oder Schmuck gemacht ist, wer ihn kreiert hat, wie er hergestellt wurde, woher er kommt.

Sakrale Nacktheit

Viele Eingeborene führen ihre Rituale »in vier Winde gekleidet«, also nackt durch. Auf diese Weise kommt man am leichtesten in Einklang mit den Schwingungen der Natur. So steht der Mensch vor den Naturwesen ohne Maske, ohne Verhüllung, »so wie er ist«, »wie ein Neugeborener, noch unberührt von der Kultur«. Heutzutage ist das jedoch eher problematisch. Nacktheit, ja das bloße Ausziehen, ruft bei den meisten Zeitgenossen ablenkende, sexuelle Assoziationen hervor. Wir sind in einem übertriebenen Maß sexualisiert und »verpornographiert« worden. Dafür ist nicht nur prüdes Christentum verantwortlich, sondern vor allem die allgegenwärtige, aufgeilende Werbung in den Massenmedien sowie die durch allgemeine Hyperintellektualisierung erzeugte Kopflastigkeit, die in zugespitzter Sexualität einen gefühls- und sinnesbetonten Ausgleich zu schaffen sucht.

Wenn es nicht möglich ist, nackt zu gehen, kann man den Körper wenigstens teilweise entblößen, indem man barfuß läuft oder – wie es einst bei den Babyloniern und heute noch in den indischen Tempeln bei der Puja gemacht wird – das Hemd auszieht und lediglich den Oberkörper entblößt. Die Griechen und Germanen nahmen bei heiligen Handlungen deswegen auch die Kopfbedeckung ab: Man zieht den Hut als Zeichen der Achtung oder Demut.

Wenn die heilige Nacktheit nicht möglich ist, dann kann man auch fließende Kleidung aus Naturstoffen tragen. Sehr gut eignen sich ungesäumte *Lunghis*, Stoffstreifen, die man locker um die Lenden wickeln kann, oder auch reine weiße Baumwollpyjamas.

Eisen

Um mit den Geistwesen Kontakt aufzunehmen, trägt man kein Metall am Körper, vor allem kein Eisen. Pflanzengeister fliehen vor Metallen; Kräutersammler und Pflanzenheiler vermeiden deswegen beim Sammeln und Anwenden von Heilpflanzen das Tragen von Metall, es sei denn Kupfer oder Gold (Storl 2000a: 93). Auf eine Uhr sollte man sowieso verzichten, denn das Ritual soll möglichst außerhalb der Zeitdimension stattfinden. Es mag erstaunen, dass die Schamanenkostüme der mongolischen und sibirischen Schamanen mit vielen klimpernden Eisenstücken versehen sind. Dadurch geben sie sich als geistige Krieger zu erkennen. Überall schützen sich Krieger mit Eisen. Wie eine Ritterrüstung verleiht es ihnen Kraft und Schutz, wenn sie sich mit Krankheitsdämonen herumschlagen müssen.[28] Das Puja-Ritual verlangt das aber nicht; man will sich öffnen, man kommt ungepanzert und nimmt die heilsame Schwingung in sich auf.

Farben, Federn, Blumen

Wenn sich Eingeborene mit bunten Farben bemalen und sich mit Federn und Blumen fantastisch schmücken, so

bedeutet das, dass sie nicht länger alltägliche Menschen sind, sondern selbst als Geistwesen zu den Geistern gehen. Federn verbinden mit fliegenden Wesen; jede Farbe ist einer Gottheit zugeordnet.

Es ist beim Puja-Ritual hilfreich, sich Kräuter und Blumen in die Haare oder an den Hut zu stecken. Jede Pflanze ist mit ihrem Deva, ihrem geistigen Archetypen, verbunden und vermittelt dessen Kräfte. Bei den Kelten war spirituelle Pflanzenkunde Teil des magischen Wissens. Noch im christlichen Mittelalter benutzte man Kräuter und Blumen, um gute, hilfreiche Einflüsse anzuziehen und zu verstärken, oder um andere Einflüsse abzublocken und zu schwächen. Hier einige Pflanzen, die meiner Erfahrung nach bei dem Puja-Ritual sehr hilfreich sind:

• **Gundelrebe** oder **Gundermann** *(Glechoma hederacea)*

Als Kranz am Kopf getragen, fördert und erleichtert das erdig duftende Kraut den Zugang zu den Gnomen, Heinzelmännchen und Erdgeistern. Es unterstützt die Hellsichtigkeit, hilft aber zugleich, dass man nicht »wegfliegt«.

• **Eisenkraut** *(Verbena officinalis)*

Gallische Druiden trugen Eisenkrautkränze, damit sie nicht stärkerem Zauber unterliegen; Ritter trugen Eisenkrautamulette, damit der Mut sie nicht verlasse; und römische Botschafter trugen Zweige der Verbena, wenn sie mit ihren Feinden verhandelten.



Eisenkraut.

• **Engelwurz** *(Angelica sylvestris; A. archangelica)*
Von den nordgermanischen Barden und Skalden wird berichtet, dass sie Kränze aus Engelwurzblättern trugen, um besonders hohe Inspirationen zu empfangen.

• **Dost** oder **Wilder Majoran** *(Origanum vulgaris)*, **Quendel** *(Thymus serpyllum)* und **Basilikum** *(Ocimum basilicum)*
Diese duftenden Lippenblütler wurden schon immer als Schutz gegen unholde astrale Wesenheiten (Teufel oder Hexen) – oft in Verbindung mit *Dorant* (»Löwenmaul, Frauenflachs«), Johanniskraut, weißer Heide, Baldrian, Dill (Bilsenkraut), Schwarzkümmel *(Nigella sativa)* und dem Moos Widerton *(Polytrichum commune)* verwendet. Das hübsche Waldmoos – auch Widritod, Widritat, Goldhaar, goldenes Frauenhaar, Wichtelweizen oder Dölderlimoos (schweizerisch) genannt – erhielt seinen Namen, weil es »wider das Tun« der Hexen und anderer unsichtbarer Unholde schützt.
• Kräuter mit hohen lichthaften Schwingungen, wie **Kamille, Gänseblümchen, Margeriten** und andere gelb blühende Korbblütler mit weißen Zungenblüten, welche die Germanen einst als »Brauen des Sonnengottes Baldur« oder als »Augen des Tages« bezeichneten, und die sich die Kinder beim Ringelreihentanz als Kränze in das Haar flochten. Auch die duftende **strahlenlose Kamille** und die **Ringelblumen** eignen sich gut.
• Pflanzen, die sich dem Teilnehmer als »pflanzliche Verbündete« zu erkennen gegeben haben.

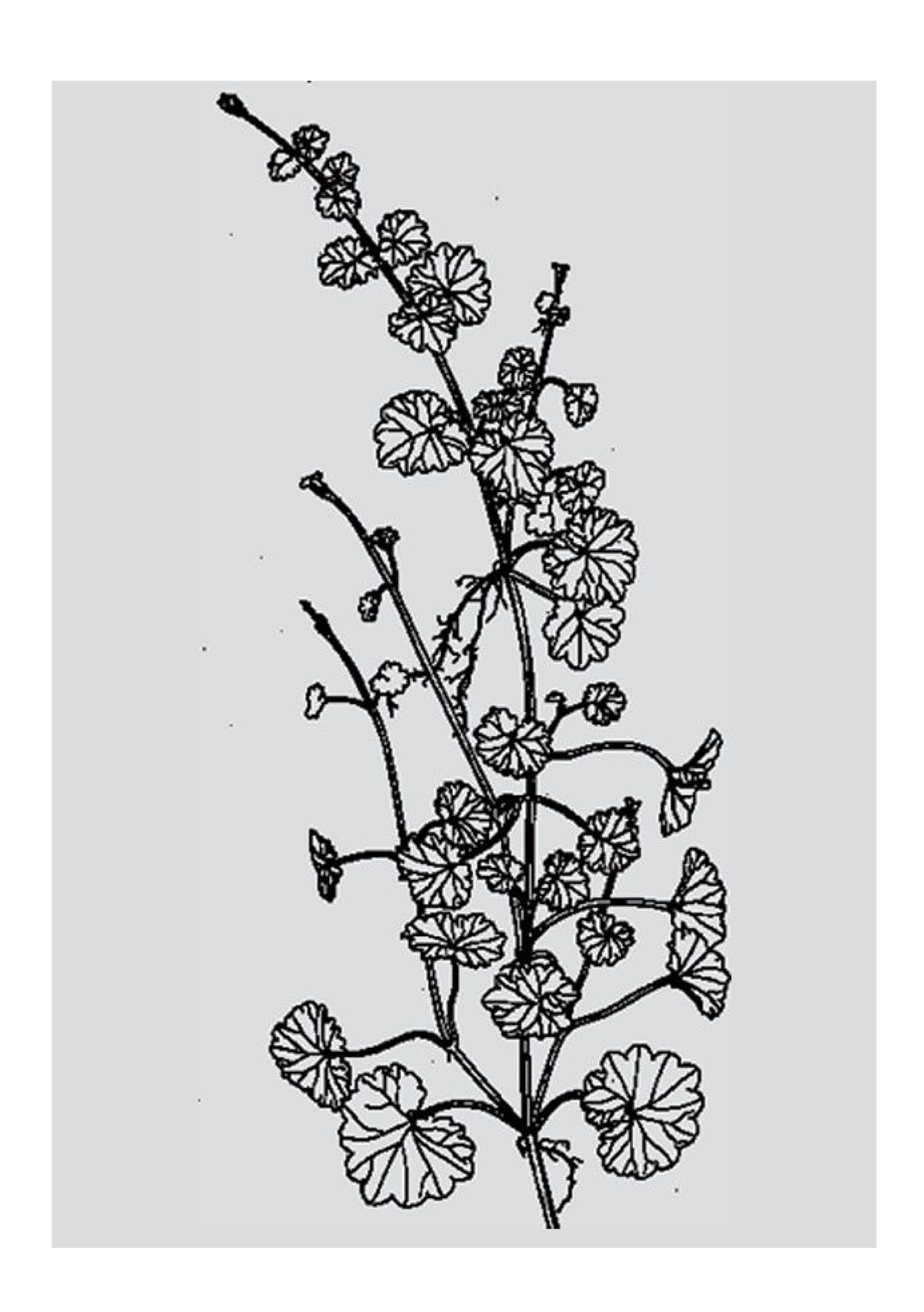
Der Gundermann

Wer kennt ihn nicht, den kleinen blau-lila blühenden Lippenblütler, mit seinen herb balsamisch duftenden, nierenförmigen Blättern und kriechenden, sich immer neu bewurzelnden Ausläufern? Er fühlt sich wohl in der Nähe menschlicher Behausungen, am wohlsten am Zaun und unter der Hecke. In plattdeutschen Landen heißt er deswegen »Krupp-dör’n-Tuun« (Kriech durch den Zaun) oder, in Oldenburg, »Jan-kiek-däär’n-Tuun« (Hans guck durch den Zaun). Recht lebendig ist diese Gundelrebe.

Wenn ihr der Standort nicht gefällt, macht sie lange Ausläufer, tastet immer wieder den Boden ab, ob sich das feste Anwurzeln lohnt. Wo es ihr gefällt, wächst sie zu einem kleinen Büschel und fängt an üppig zu blühen. Die Verbreitung ihrer Samen überlässt sie den Ameisen.

Sprachforscher wissen nicht so recht, ob der Gundermann nach der Walküre Gunda, nach »Gund« (von mhd. *gan*, »gehen, kriechen«) oder nach dem altgermanischen *gund* (»Eiter«, »Beule«, »faulige Flüssigkeit«) benannt wurde. Letzteres könnte wohl stimmen, da in der Volksmedizin die Gundelrebe zur Auswaschung von eitrigen Wunden verwendet wird. Mit starkem Gundermanntee spülte man einst schmerzende eitrige Zähne. In der alten Pfalz soll jemand beobachtet haben, wie Petrus, als er mit Jesus über Wiesen und Felder wanderte, fürchterlich vor sich her fluchte. Er litt nämlich an heftigen Zahnschmerzen. Da sprach der Heiland: »Dann nimm du drei Gundelreben, und lass sie in deinem Mund umschweben.«

Für die Germanen war die Gundelrebe eine besonders heilige Pflanze. Sie diente gegen angezauberte Krankheiten und Behextsein; gegen böse Zauberei wurde sie dem Vieh ins Futter gemischt. Als »Donnerrebe« war sie dem Gewittergott Donar/Thor geweiht. Noch lange hielt sich im ländlichen Raum der Aberglaube, dass das grundlose Abreißen des Pflänzchens Donner oder Gewitter auslösen würde. Donar war bekanntlich ein mächtiger Zecher. Ihm war das Bier geweiht und ebenso die herben Kräuter, die man dem Bier zusetzte, um es haltbar und würzig zu machen. Unter den Bierkräutern war die Gundelrebe (altenglisch *ale-hoof; ale* »obergäriges Bier«) das wichtigste; das war noch lange bevor die Benediktinermönche auf den Hopfen als Bierzusatz stießen. Donars Wagen wurde von Ziegenböcken gezogen; so erstaunt es nicht, dass dieses »Zickelskraut« kranken Ziegen wieder guten Appetit geben sollte.



Gundelrebe.

Vor allem aber spielte die Gundelrebe im Milchzauber eine wichtige Rolle. Wir müssen bedenken, dass bei den Germanen Rinder den wertvollsten Besitz ausmachten. Euterentzündungen konnten eine Katastrophe sein. Meist glaubte man, dass Verhexung vorliege, wenn die Milch nicht richtig floss oder gar eitrig war. In dem Fall wendete sich die Bäuerin an die Gundelrebe. Noch im Mittelalter wurde das Kraut vor Sonnenaufgang mit einem Spruch gepflückt:

»Gundräbenger (Schössling von der Gundelrebe)
Ich brech dich in unser lieben Frawen ehr
Und in der ehr unseres lieben Heiland Jesu Christ.«
dann wurde das Kraut hoch in die Luft geworfen und dabei gesprochen:
»Ich wirff dich auf die Wolckhen
Dass mir unser lieber Herr Jesus Christ
Widergeb mein Kees und mein Molckhen.«[29]

Auch wenn die Kühe im Frühling zum ersten Mal auf die Weide getrieben werden, soll sie der Bauer durch einen Kranz aus Gundermann melken oder ihnen etwas von dem Kraut zu fressen geben, dann können die Hexen die Milch nicht rauben. Noch heute waschen die Bäuerinnen in Lettland das Milchgeschirr mit Gundermannbrühe aus, damit die Milch nicht so rasch sauer wird.

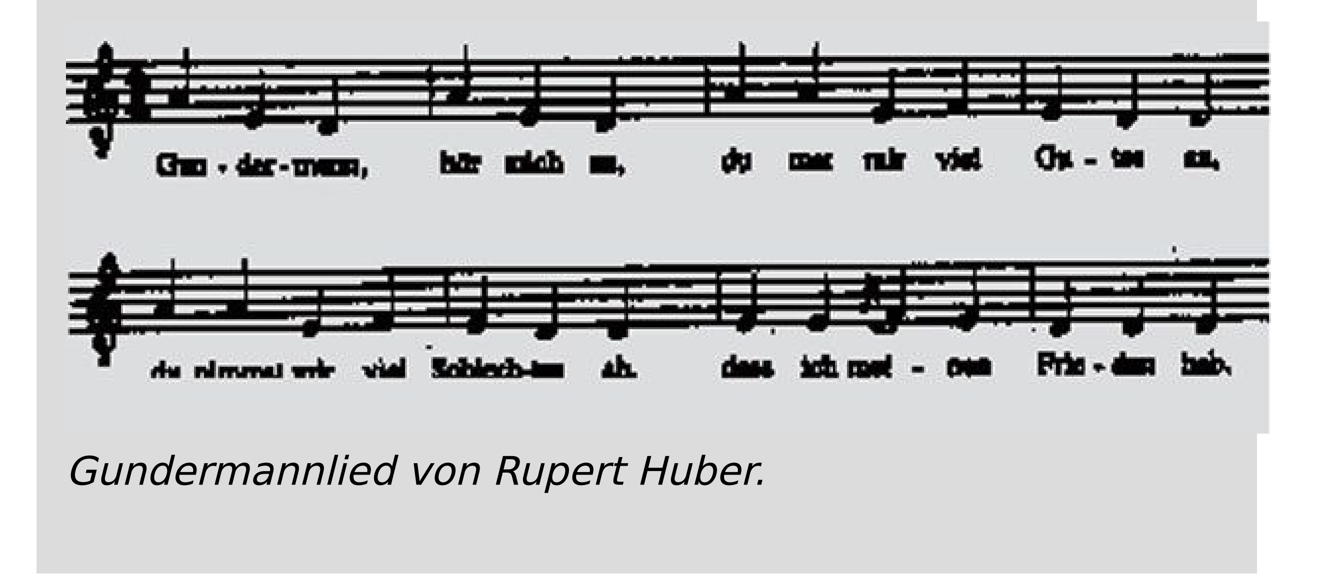
Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Kelten und Germanen den Gundermann als Heilmittel bei Erkältung, Bronchitis und Lungenverschleimung in fettiger Ziegenmilch kochten. Das ist ganz vernünftig, denn die ätherischen Öle, die schleimlösend und keimhemmend wirken, sind nicht wasserlöslich, sondern fettlöslich.

Die Gundelrebe spielte auch im Jahreszeitbrauchtum eine große Rolle. Sie gehörte auf jeden Fall mit zu den neun Kräutern in die »grüne Suppe«, eine Kultspeise, mit

der sich die Germanen im Frühling mit dem wiederauferstandenen Geist der Vegetation verbanden und Skorbut und Frühjahrsschlappheit vertrieben. Der Brauch ist erhalten geblieben in der »Gründonnerstagssuppe«. Wer zu Neujahr einen Strauß Gundermann mit in die Kirche nimmt, wird sehen, wer aus der Gemeinde in dem Jahr stirbt (Bächtold-Stäubli III 1987: 1204). Wenn man zu Walpurgis einen Gundermannkranz trägt, dann kann man sämtliche Hexen erkennen.[30] Das habe ich versucht und dabei den Eindruck gewonnen, dass das Tragen dieses Kranzes – in Verbindung mit einer meditativen Geisteshaltung – das Wahrnehmen von feinstofflichen Entitäten, insbesondere von Gnomen und Erdwichteln, erleichtert. Die »Signatur« der Pflanze deutet das schon an. Im Gegensatz zu anderen Minzen strebt die Gundelrebe nicht kerzengerade in die Höhe, sondern sie verbindet sich kriechend immer wieder mit dem Erdboden. An jedem Knoten vermag sie neue Wurzeln zu bilden. Vielleicht ist das auch der Grund, weswegen man sich beim Tanz zur Mittsommerzeit einen Gundelrebenkranz um den Kopf wand. Vielleicht hilft das Kraut, dass der ekstatische Tänzer nicht »wegfliegt«, sondern mit der Erde verbunden bleibt.

Das von den Germanen hochgeschätzte Heilkraut ist – als Tee getrunken – noch immer ein gutes Mittel bei Schleimhautentzündung, Stoffwechselstörung, Reizungen des Harntrakts, Schnupfen und Rachenkatarrh. Neueren Forschungen zufolge wirkt es positiv bei viralen Infektionen, etwa der Sommergrippe, da es die Coxsackien (C-Viren) hemmt. Bei einer Reizblase wirkt der Tee ebenfalls entzündungshemmend, harntreibend und reizmildernd. Als Badezusatz kräftigt Gundermann die Muskeln, Gelenke und Nerven, ist gut für die Haut und hilfreich bei Rheuma und anderen Gliederschmerzen. Der frische Saft ins Ohr geträufelt soll Ohrenschmerzen und Tinnitus lindern.

George Catlin (1796–1872), der bekannte Maler, der – noch vor der Invasion der weißen Siedler – die Prärie-Indianer in ihrer ursprünglichen Lebensweise auf Leinwand bannte, schreibt in seinem Tagebuch, dass er jeden Tag eine Tasse *gill-tea* (Gundermanntee) trank. Damit verrät er uns ein Geheimnis der Zunft der Maler und Bleigießer: Nach alter Überlieferung soll der Tee das Schwermetall Blei ausschwemmen und Bleivergiftung verhüten. Dem Komponisten Rupert Huber, dem die ausleitende, entgiftende Wirkung des Gundermanns wieder zur Gesundheit verholfen hat, ist ein Gundermannlied zugeflogen, welches er bei der Kontaktaufnahme mit dem Gundermann und auch während des Sammelns wie ein Mantra singt. Das Singen des Liedes ruft die Heilkräfte des Gundermanns hervor – eine Erkenntnis, die kein Schamane der Naturvölker in Frage stellen würde.



Gundermannlied von Rupert Huber.

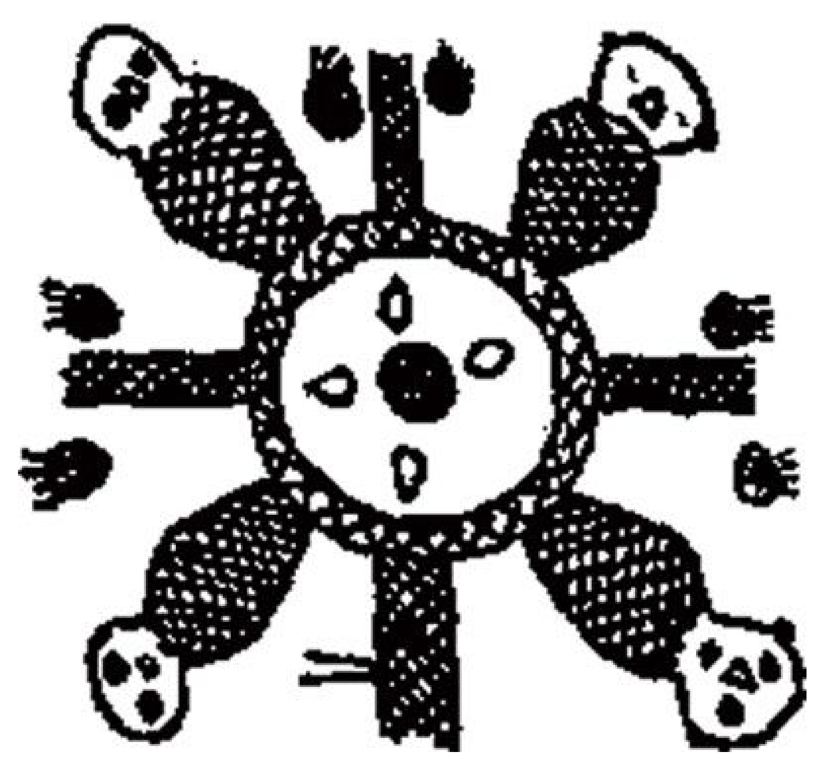
Ausrichtung

Es ist nicht ohne Belang, in welche Himmelsrichtung man sich beim Ritual oder bei der Puja ausrichtet. Meistens schaut man nach Osten, man orientiert sich an der aufgehenden Sonne. Das Wort »orientieren«, vom lateinischen *orientis*,

bedeutet Osten, Morgen, Richtung des Sonnenaufgangs. Der Ritualteilnehmer geht also vom Westen her, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt, auf den heiligen Baum, Stein oder Kraftort zu. Diese Regel ist nahezu universal. Im archaischen Denken sind die Richtungen nicht nur abstrakte Koordinaten. Jede Richtung hat sein eigenes Wesen, seine Kraft, seine Qualitäten, seine von dort wirkenden Gottheiten. Schon der Wind, der aus den jeweiligen vier Richtungen bläst, lässt uns das erkennen. In Europa ist der Ostwind, den die Griechen *Apelides* nannten, kalt und trocken, der Südwind *(Notos)* heiß und trocken, der Westwind *(Zephir)* mild und nass, der Nordwind *(Boreas)* kalt.[31] Die den Himmelsrichtungen zugeschriebenen Eigenschaften gründen nicht auf abstrakte Vorstellungen, sondern sind immer mit der jeweiligen Landschaft verbunden. Deshalb ist es bei der Ausführung eines Rituals richtig, sich an den lokalen Begebenheiten zu orientieren, statt an einem System, das aus einem vollkommen anderen Erdteil stammt. In Ostasien oder in Nordamerika haben die Richtungen oft andere Qualitäten oder Bedeutungen. Bei den Chippewa (Ojibwa), die im Gebiet der Oberen Seen leben, wird der Osten – sein Hüter ist der Adler *Wabun* – dem Element Erde zugeteilt; der Ostwind ist mild und oft feucht. Der Süden gehört dem Kojoten *Shawnodese*, dem Trickster; hier weht der Wind tropisch heiß und feucht von der Karibik her. Der Westen, der vom Grizzly-Bär *Mudjekeewis* gehütet wird, bringt trockenen Wind von der Steppe. Und der Norden, der dem weißen Büffel *Waboose* gehört, bringt trockene eisige Polarluft. Das nordamerikanische Medizinrad-Ritual – auch dabei handelt es sich um eine Art Puja –, welches der große Ojibwa-Medizinmann Sun Bear auch den Weißen offenbarte, stimmt mit den natürlichen klimatischen Verhältnissen Nordamerikas überein (Sun Bear 1991: 204). In Europa ist das Schema nicht unmittelbar anwendbar, da die Natur hier andere Eigenschaften hat.[32]

Hier nun die Hauptrichtungen, die vier Kardinalpunkte[33]:

• Der Osten, die Richtung des aufgehenden Lichts, des taufrischen Morgens, des Frühlings (Frühlingstagundnachtgleiche), des entstehenden Lebens, der weiß leuchtenden, jungfräulichen Frühjahrsgöttin Ostara (keltisch *Brigit;* indisch *Saraswati*), die Richtung des Werdens, des Heilens, des Erscheinens. Für die Chinesen ist es die Weltregion des »grünen Drachens« (*li*, »grün«, »Farbe des Lebens«); für Christen ist es die Himmelsrichtung des Erzengels Raphael, des »göttlichen Heilers« und des Evangelisten Matthäus, dessen Symbol der Wassermann ist. Der Thing- oder Richtplatz der Germanen war nach Osten hin offen; bei den Indianern war der Eingang zum Versammlungs-Tipi ebenfalls nach Osten hin geöffnet. Altäre, auch die der christlichen Kirchen, sind generell nach Osten gerichtet.



Die vier heiligen Richtungen (Ojibwa-Darstellung).

• Der **Süden** symbolisiert die Mittagssonne, den Sommer (Sommersonnenwende), die Wärme, den Zenith, die volle Entfaltung. Für die Kelten ist es die Richtung des strahlenden

Sonnengottes Belenos; für die Germanen die des holden Baldur; für die Christen die des Evangelisten Lukas, dessen Symbol der Stier ist; für die Chinesen die des zinnoberroten Phönix, der die Lust und feurige Wiedergeburt darstellt.

• Der **Westen** ist Ort des Sonnenuntergangs, des Abends, des Herbstes (Herbsttagundnachtgleiche) mit seinem fallenden welkenden bunten Laub und seinem Erntesegen. Westen bedeutet Abstieg, Untergang, Tod. Der keltische Held reitet einsam in den Sonnenuntergang, ins westliche Avalon (Apfelland). Bei den meisten Völkern ist der Westen das Totenreich, deswegen gießen die Hindus für die Verstorbenen Wasser in die westliche Richtung; die Ägypter bezeichneten die Verstorbenen als »die Westlichen«. Für die Chinesen ist es das Reich des »weißen Tigers«, Ort des Alters, der Traurigkeit und des Austrocknens. Für die Kelten ist es die Richtung des Lugh oder Lugus, des »Löwen mit geschickter Hand«, der alles zur Vollendung bringt. Für die Christen ist es die Richtung des Erzengels Michael, der den Drachen bekämpft, sowie des Evangelisten Markus, dessen Symbol der Löwe ist.

• Der **Norden** bedeutet Kälte, Finsternis, Winter (Wintersonnenwende), Mitternacht, Tod, aber auch Stille, tiefste Meditation (*Samadhi*), Weisheit, Klarheit des Geistes. Für die Germanen war es die Richtung des Todes und der lebensfeindlichen Riesen. Einem Verbrecher vor seiner Enthauptung wendete man das Gesicht nach Norden.

Vom hohen Norden her leuchtet der Polarstern, die Achse, um die sich der gesamte Sternenhimmel dreht. Für die Nordvölker – die Nordgermanen, Finnen, Sibirer – ist dieser Stern das Rauchloch, das »Windauge«, am Giebel des kosmischen Zeltes, des Himmelszeltes. Durch dieses Loch fliegt der Schamane, wenn er die Götterwelt besucht. Für die Hindus befindet sich Kailash, der Weltenberg, im Norden. Auf dessen Schneegipfel sitzt Shiva und erträumt das Universum. Für die Chinesen ist Norden der Ort der »schwarzen Schildkröte«, des mysteriösen Urchaos. Für die Christen ist es

die Richtung des Evangelisten Johannes, dessen Symbol der Adler oder der Skorpion ist.

Die Kräfte der vier Kardinalrichtungen, die im Weltbild der meisten Völker als Vektorfelder der sichtbaren Schöpfung wirken, wurden als die vier Paradiesflüsse, als die vier Cherubim, als die vier Evangelien usw. symbolisiert. Für die Hindus stellen sie die vier Silben des OM (A-U-M und den *Bindu*, oder *Biju*) dar: Der Bindu ist das Universum in seiner unmanifestierten Form; es ist die Stille, das Pünktchen, der Samen, aus dem alles hervorgeht. Der Osten gilt als dieser mystische Samen der Schöpfung; das A ist der Norden, das U der Westen und das M der Süden. Diese Richtungen sind zugleich die fünf Gesichter Brahmas oder Shivas, wobei das fünfte unsichtbare Gesicht die verbindende Mitte, die Quintessenz, darstellt (Shiva Purana 1990: 64).

• **Oben**, der Himmel, die lichte Oberwelt, Welt der geflügelten Wesen, der leuchtenden Gottheiten (Devas), der »blaue Himmelsraum« der Cheyenne, wo die hohen Sternengeister und Maheo, der Schöpfer, wohnen.

• **Unten**, die dunkle Unterwelt, das innere Licht der Erde, das Reich der Göttin, die »grüne Götterwiese« (germanisch *grōne godes wang*) der Frau Holle. Für die Cheyenne »die untere Welt unserer Großmutter *Eskeheman*«, deren Reich unmittelbar unter den Wurzeln der Pflanzen anfängt.

• **Mitte**, Midgard, Herz, Essenz, Quintessenz, das ruhende Auge im Sturm, der Sitz des Göttlichen (Christus, Shiva, Buddha). Es ist die Mitte des Kreuzes des Heilands, welche die vier Ecken und Enden der Welt umfasst; es ist der vierarmige tanzende Shiva; es ist die Quelle der vier Paradiesströme; es ist der Thron des chinesischen Kaisers, umgeben von den vier Bergen. In einem unendlichen Universum kann diese Mitte überall sein. Während der Puja wird diese Mitte auf den heiligen Baum oder den Stein, der die Weltensäule darstellt, projiziert. Das Göttliche im Herzen kann so nach außen gekehrt, Gegenstand der Anbetung und

Betrachtung werden. Nach der Puja zieht sich das offenbarte Heilige wieder in die unsichtbare Herzmitte zurück.

Gott ist überall. Das war auch die Botschaft des einfachen bengalischen Puja-Priesters Ramakrishna, dem das Göttliche in Gestalt der Kali, als Mutter des Universums erschien und ihn in die göttliche Begeisterung stürzte. Anstatt die Blumen und Opfergaben vor die Füße der Statue der Göttin zu legen, streute er die Blumen, ekstatisch tanzend, singend und lachend, in alle Richtungen. Dabei verlor er sogar seine weiße Brahmanenschnur. Er sah die Göttin überall, sie fuhr sogar in seinen Körper. Da er auf diese Weise die überlieferte Form der Puja nicht beachtete, glaubten einige, er sei wahnsinnig geworden. Die Psychiater und Brahmanen, die beauftragt wurden, ihn zu untersuchen, erkannten, dass es sich nicht um Wahnsinn, sondern um heilige Gottestrunkenheit handelte.

Magische Zeiten

Magische oder heilige Zeiten sind nicht willkürlich erdacht, sondern Ausdruck des kosmischen Reigens der Sonne, Planeten und Sterne.

Tageszeiten: In fast allen bekannten Kulturen gelten Sonnenaufgang und Sonnenuntergang als heilige Zeiten. Es ist der richtige Moment, die Gottheiten zu begrüßen und sie wieder zu verabschieden. In der taufrischen Morgendämmerung, wenn die jugendliche Göttin *Aurora* (griechisch *Eos*, Sanskrit *Ushas*, altenglisch *Eostra*), die mit ihrem zarten rosa Licht den anrollenden Wagen des Sonnengottes ankündigt, und in der Abenddämmerung, wenn die Schwalben sich verabschieden und die Fledermäuse erscheinen, dann ist es am leichtesten, Kontakt aufzunehmen. Heilige Zeiten sind ebenfalls der hohe Mittag, wenn die Sonne den höchsten Stand erreicht hat, und Mitternacht, wenn sie ihren Nadir, ihren tiefsten Stand erreicht hat. Zu Mittag nimmt die Wachheit ab, Menschen machen Pause, um zu essen oder eine Siesta zu halten.

Verwunschene Übersinnliche, wie etwa die Mittagsfrau, huschen durch die Träume, die ein Nickerchen begleiten. Mitternacht ist dagegen Geisterstunde: Unholde, Widergänger, ruhelose Tote können einem da begegnen.

Auch die Stunden zwischen diesen vier solaren Kardinalpunkten – neun Uhr morgens, drei Uhr nachmittags, neun Uhr abends und drei Uhr morgens[34] – sind magische Zeiten und wurden von den Mönchen und Küstern in christlichen Gemeinden mit entsprechendem Geläut und Gebet gewürdigt.

Jahreszeiten: Analog zum Mittag und zur Mitternacht des einzelnen Tages erreicht die Sonne den jährlichen Zenith zur Sommersonnenwende und den Nadir, den jährlichen Tiefststand, zur Wintersonnenwende. Die Tagundnachtgleichen, welche die helle Jahreshälfte von der dunklen trennen, verhalten sich analog zur Morgen- und Abenddämmerung. Diese vier Kardinalzeiten sowie die vom Vollmond bestimmten »Kreuzvierteltage« – sie fallen jeweils in den Mai-, August-, November- und Februarvollmond – sind ebenfalls kraftvolle Zeiten für Pujas. Die Kreuzvierteltage, oder »Hexenfeiertage«, spielten vor allem bei den Kelten eine wichtige Rolle. Sie wurden im christlichen Kalender als Maria Lichtmess (2. Februar), als Walpurgisnacht und Maifeiertag (1. Mai), als Augustfeuer (1. August) oder Maria Himmelfahrt (15. August) und Allerheiligen (1. November), Allerseelen oder Martinstag (11. November) übernommen. Der Februarmond war in vorchristlicher Zeit der leuchtenden Lichtjungfrau *Brigit*, der *Bertha* oder *Perchta*, der »in hellem Strahlenkranz Gehüllten« geweiht. Der Maitag galt als Tag der Vermählung dieser Göttin mit dem schönen Sonnengott *Belenos* oder *Bel*. Im August fing die Getreideernte an; es war die Zeit, in der die mit einem Füllhorn dargestellte Erntegöttin die Feldfrüchte »gebar«. Der Sonnengott, ihr Gemahl, war nun unter den Namen *Lugh, Lugus* oder *Loki* (nordgermanisch) zum feurig heißen Meister der Vollendung der Dinge geworden. Im November zog sich die Göttin, nun

vermählt mit der »schwarzen Sonne«, mit dem Unterweltgott *Samain*, wieder in die Unterwelt zurück, wo sie als Göttin der Toten herrschte (Storl 2003: 144). So war der Tag das kleine Jahr.




Keltische Götterfiguren (Eisenzeit, Britannien, Gallien).

Monatszeiten: Insofern sie nicht an die vier solaren Kardinalpunkte gebunden waren, fielen Feste der Naturvölker vor allem in die Vollmondnächte. Der germanische *Thing*, die Ratsversammlung, wurde während der Vollmondtage einberufen. Ebenso gilt der Gegenpol zum Vollmond, der Neumond, als ein günstiger Zeitpunkt für Rituale. Der Dunkelmond eignet sich für Rituale der Innigkeit, der tiefen Weisheit; der Hellmond eignet sich für ekstatische Rituale. Der ursprüngliche Monat erstreckte sich bei vielen Völkern, auch den indoeuropäischen Stämmen, von Neumond zu Neumond, über den Vollmond hinweg. Bei den Kelten, Germanen, wie auch den Hindus fängt der Monat mit dem Neumond an. Alles, was in Erscheinung tritt, entwindet sich dem dunklen Urgrund. Das Jahr wird zur dunklen Wintersonnenwendzeit geboren; der Monat aus dem Dunkelmond. Der Mond nimmt zu, wird voll und hell, nimmt wieder ab, stirbt und steigt nach drei Tagen siegreich mit der Sichel erneut aus der Dunkelheit hervor.

Auch das Wiedererscheinen des filigranen neugeborenen Mondes ist ein heiliger Moment, den nicht nur die Muslime feiern. Für die Hindus ist dieser hauchdünne, silberne Bogen ein Schmuckstück, das sich Shiva, der Große Gott, in seine verfilzten Locken steckt. Einst war die Mondsichel Attribut der Himmelsgöttin, der Isis; später der Maria, der Jungfrau im Sternenmantel. Der zunehmende Mond ist ein Himmelsschiff, auf dem die Schamanen das Himmelsmeer befahren; er ist ein Kelch, der sich mit Ambrosia (Soma) füllt, dem Labtrunk der Götter und Weisen.

Aufrufung und Begegnung mit dem Hüter der Schwelle

Bei jedem Übergang von der alltäglichen Wirklichkeit zur nichtalltäglichen Wirklichkeit begegnet man dem Hüter der Schwelle. Er prüft, ob die Absichten rein sind, ob man den sakralen Bereich betreten darf. Ist man nicht würdig oder

nicht ganz bei der Sache, dann stellt sich keine Be*geister*ung ein, dann bleibt das Ritual leer, wirkt erzwungen und hat keine Wirkung. Gelegentlich erscheint der Wächter den Unbefugten, den Unberufenen, die sich durch unlautere Mittel (Theurgie, Drogen) Eingang verschaffen wollen, in schreckenerregender Gestalt. Einem aufgeblasenen Ego kommt er als Dämon, Schlange, Drachen, furchterregender Krieger, Höllenhund oder dergleichen daher. Wenn man mit einer solchen Erscheinung konfrontiert wird, dann legen die einfachen Inder die Handflächen auf Herzhöhe oder vor die Stirn zu einem demütigen *Namaste* (»Verneigung sei dir« oder »das Göttliche in mir grüßt das Göttliche in dir«) zusammen und rufen »Shiva, Shiva, Shiva«, was besagen will, »Sei gütig und wohlwollend *(shiva)*, erschrecke uns nicht mit deiner schrecklichen Gestalt.« Dann wird er bestimmt eine milde, liebliche Gestalt annehmen.

Bei der üblichen Puja erscheint der Wächter nicht unbedingt so dramatisch, oder vielleicht offenbart er sich vor dem Seelenauge überhaupt nicht. Dennoch weiß man, dass er da ist, weswegen er auch gewürdigt und verehrt wird. (Dazu mehr im Kapitel »Hüter der Schwelle«, Seite 102.)

Die Mitte finden, zentrieren

Ein sakrales Ritual, eine Puja, findet am »Nabel der Welt« (griechisch *omphalos*), in der Mitte des Universums statt. Diese Mitte kann durch einen Stein (Menhir, einen Fels oder einen ganzen Berg), einen Wasserfall, einen stillen Tümpel, ein Götterbild, ein Kreuz, eine Statue oder was auch immer dargestellt werden. In einem unendlichen Universum ist jeder Punkt Mittelpunkt. Am besten wird die Mitte jedoch durch einen Baum symbolisiert. Es ist der Urbaum, der Weltenpfeiler *(Axis mundi)*, der Weltenbaum, dessen verwobene Wurzeln in die tiefsten Unterwelten führen, durch dessen Äste sich die Wandelsterne bewegen und dessen Krone der ewige Fixsternhimmel ist. Seine übereinander liegenden Äste und Wurzeln stellen die verschiedenen

Seinsebenen oder Götterreiche dar. Es ist der *Irminsul* (»die tragende Säule«) der heidnischen Sachsen, der den Himmel stützt.[35] Es ist ebenfalls die heilige Eiche der Druiden, die das Tor zur übersinnlichen Welt darstellt. Es ist der biblische Lebensbaum. Es ist der Schamanenbaum, auf dessen Äste der Stammeszauberer in die Himmelswelten oder in die Tiefen klettert, wo er verbündete Geistwesen ruft, Zweikämpfe mit gefährlichen Zauberern ausführt, verlorene Seelen findet, in die Zukunft schaut. In der judäo-christlich-islamischen Tradition wurde aus dem Schamanenbaum die Jakobsleiter oder Himmelsleiter, auf der die Engel auf- und absteigen. Es ist der Kreuzbaum der Christen, auf dem sich der Heiland selbst zum Opfer gab. Bei den Prärie-Indianern ist es der Sonnentanzbaum, der die Mitte ausmacht. Es gilt als Selbstopfer, wenn sich jemand bereit erklärt, diesen Tanz zu tanzen. Mit Schnüren und Haken, die seine Haut und sein Fleisch durchbohren, tanzt er, stundenlang, tagelang, bis er erschöpft auf den mit dem duftenden hellgrauen Steppenbeifuß ausgelegten Boden niedersinkt, derweil seine Seele wie ein Adler hinauffliegt in den Himmel, wo die großen Geistwesen, die Götter nahe dem *Maheo*, dem *Wakan Tanka*, leben. Dort erfährt er den Rat, der die Not des Stammes wenden wird, dort kann er die Heilkraft erneuern.



Christliche Himmelsleiter (Günter Zainer, Augsburg).

Der germanische Mythos kennt einen den Himmel und die Erde verbindenden Baum mit taubenetztem, immergrünem Laub. Seine Wurzeln reichen zum Urdbrunnen, aus dem alles Sein hervorquillt, und an dem die Nornen, die Schicksalsfrauen, sitzen und das Schicksal aller Wesen, auch das der Götter, spinnen. Im Wipfel sitzt der allsehende Adler, und an den Wurzeln haust der Lindwurm; ein schnatterndes Eichhörnchen, das den Stamm aufwärts und abwärts rast, vermittelt Botschaften zwischen dem Erddrachen und dem

Himmelsvogel. Im Kult des Schamanengottes Odin wird dieser Weltenbaum *Yggrdrasil* (*yggr*, »der Schreckliche« oder »Erschreckende«; *drasil*, »Pferd, Träger«), das Reittier Odins, genannt, denn auf ihm ritt Odin in die Tiefe zu Mimirs Brunnen, wo er ein Auge opferte, und so die Ein-Sicht erlangte und die magischen Runen – ins Bewusstsein – heben konnte. Es war eine typische Schamaneneinweihung am Schamanenbaum: Neun Nächte hing er, mit dem Speer verletzt. Nach der Einweihung …

> »fing ich an zu reifen und weise zu werden,
> zu wachsen und zu gedeihen;
> Ich suchte mir Worte im Wort des Wortes
> Und Werke im Werk des Werks« (Edda, Hávamál).



Germanischer Weltenbaum (Wilhelm Petersen, 1912).

In Indien ist es der Pipalbaum, der heilige Feigenbaum *(Ficus religiosus)*, der die Stelle des Weltenbaums einnimmt. Er ist dort in jedem Dorf, jedem Stadtteil, jedem Tempel. Er ist ein Mikrokosmos, in dessen Zweige Vögel nisten, Affen und Streifenhörnchen spielen, und in dessen Inneren die Götter selbst wohnen. Unter solchen Bäumen sind heilige Steine, *Lingam-Yonis* oder Götterbilder aufgestellt. Die Ausstrahlung solcher heiliger Bäume, unter denen seit Generationen jeden Tag Puja gefeiert wird, ist derart stark, dass man sich nur

darunter zu setzen braucht, um den Geist zu beruhigen und Inspirationen zu empfangen.

Es kommt vor, dass sich ein Mensch dieser Kraft gar nicht entziehen kann. So lernte ich einen alten weißhaarigen Sadhu kennen, der schon achtzehn Jahre lang unter einem Pipalbaum am Gangesufer in Varanasi saß. Nur ein- oder zweimal am Tag erhob er sich, um im Strom zu baden und seine Notdurft zu verrichten. Als ich das erste Mal am Baum vorbei ging, erschrak ich: Es schien, als hätte der Baum Augen und starre mich an. Dann sah ich den filzhaarigen Alten: Er war ätherisch und seelisch vollkommen mit dem Baum verschmolzen; er war der menschlich verkörperte Baum selbst und hatte Zugang zur makrokosmischen Weisheit des Baums. Auch Siddhartha Gautama verschmolz mit dem pappelblättrigen Pipalbaum, der ihm zum Baum der Erleuchtung (*Bo*-Baum) wurde, nachdem er am Fuß des Stammes vierzig Tage lang im Lotossitz gefastet hatte. Im Einklang mit dem Baum weitete sich seine Seele so weit aus, dass sie bis nach oben, bis in den Sternenhimmel, und zugleich bis in die Tiefen, zu den Wurzeln des Seins reichte. So wurde Gautama zum Buddha, zum »Erwachten«.

Dieser Baum kann überall sein. Bei uns kann es die Dorflinde sein, der milde Baum mit hellgrünen herzförmigen Blättern, der zur Mittsommerzeit blüht, nach Honig duftend und von summenden Bienen umschwirrt, und in dessen Gegenwart unsere Vorfahren die holde Göttin Freya vernahmen. Es kann eine durchlichtete Esche sein, von deren Geäst einst in heidnischen Zeiten Schamanen, Hellseher und Krieger neun (oder drei) Tage lang kopfüber hingen, um in die Mysterien des Odins eingeweiht zu werden. Es kann die Birke sein, der reinigende Baum des Frühlings, der Baum der jugendlichen weißen Göttin, der Baum der wonnevollen Maifeiern, der Baum, den die Schamanen Sibiriens in ihrer Jurte aufstellen, um in seinen Ästen in andere Welten zu steigen. Es kann jeder Baum sein. Der Weltenbaum, der einen aus der alltäglichen waagerechten Ebene heraushebt

und in die magische senkrechte Achse eintreten lässt, ist überall.



Indischer Weiser unter dem Pipalbaum.



Schamanische Askese: Ein Sadhu hängt im Baum.

Auf der Suche nach dem Puja-Baum

Vor einigen Jahren, inmitten der feucht-kalten Iden des Märzmonats, veranstaltete die Ethnomedizinische Gesellschaft in München im Natraj-Tempel – das ist eine

Trance-Disco, untergebracht in der ehemaligen Pfanni-Knödelfabrik im Kunstpark Ost – eine Seminarwoche zum

Thema Schamanentum und indigenes Heilen. Ich wurde eingeladen, um über Rituale zu sprechen. Da Taten und Bilder mehr sagen können als tausend Worte, war es uns lieber, ein echtes Naturritual zu veranstalten. Aber wo in München würden wir einen Puja-Ort und einen geeigneten Baum finden? Hky Eichhorn, der Windhornmeister (Didgeridoo) und Thomas Eberle, dessen Trommeln und Obertongesänge die Geister tanzen lässt, gingen mit auf Suche. Ein nahe gelegener Park hatte zwar schöne Bäume, aber unablässig war das Rauschen des Stadtverkehrs zu hören; ein anderer Park hätte sich zwar gut geeignet, aber es gab nicht genug Platz für die erwarteten hundert bis zweihundert Teilnehmer.

Plötzlich erschienen zwei Raben. Laut krächzend flogen sie dicht über unsere Köpfe, als wollten sie sagen: »Kommt, folgt uns!« Wie mir mein Cheyenne-Freund, der Medizinmann Tallbull, einst erklärte, wissen die Geister schon, was man will, ehe man kommt. Sie wissen auch, wo ein geeigneter Ort wäre, ein Ritual abzuhalten; man müsse nur still sein, um ihre Sprache zu vernehmen. Wir folgten den Raben. Sie flogen schnurstracks auf eine Wiese zu, in deren Mitte eine mächtige Pappel wuchs. Ein runder Feldstein lag da unter dem Stamm und gleich daneben war ein Holunderbusch, der Busch der Frau Holle. Überall, wo alte Holunder wachsen, befindet man sich am Tore, das zum verborgenen unterirdischen Reich der Holle, der Gänsemutter, der Hüterin der Seelen, führt. Und oben, im mächtigen Geäst des Baums, wuchs kugelig und grün, dem Rhythmus der Jahreszeiten keine Achtung schenkend, eine Mistel. Auch die Mistel ist eine Pforte. Für die Kelten ist es ein magisches Gewächs, das sich nicht mit dem Erdboden verbinden will, sondern nur hoch oben im Geäst lebender Bäume, zwischen Himmel und Erde wurzelt. Noch immer wird in Westeuropa zur

Wintersonnenwende, an der Schwelle zum neuen Jahr, ein Mistelzweig über Tore und Türen gehängt. Unter diesem Zweig gelten magische Gesetze; die profanen, aus menschlichem Gutdünken hervorgegangenen Regeln verlieren hier ihre bindende Kraft. Wir dankten Hugin und Munin, den Raben Odins, die uns auf diese Weise den Baum, als Schwelle zur Unterwelt und zur Oberwelt, zeigten.

Am nächsten Tag, als wir mit einer Gruppe von rund zweihundert Wissbegierigen aufbrachen, stürmte das Märzwetter. Immer wieder peitschte ein kalter Schneeregen durch die Straßen der bayrischen Hauptstadt. Thomas, der zuweilen mit seinem Gesang die Sonne hervorlocken kann, sang sein *Surya*-Lied. Ich war – nebenbei bemerkt – ganz erstaunt, dass er damals nicht einmal wusste, dass Surya der Name des altvedischen Sonnengottes ist. Er hatte den Namen und das Mantra einfach gut gefunden und immer wieder gesungen. Tatsächlich hörte es auf zu schneien und zögerlich schaute ab und zu eine blasse Sonne zwischen den mächtigen Wolkengebilden hervor.

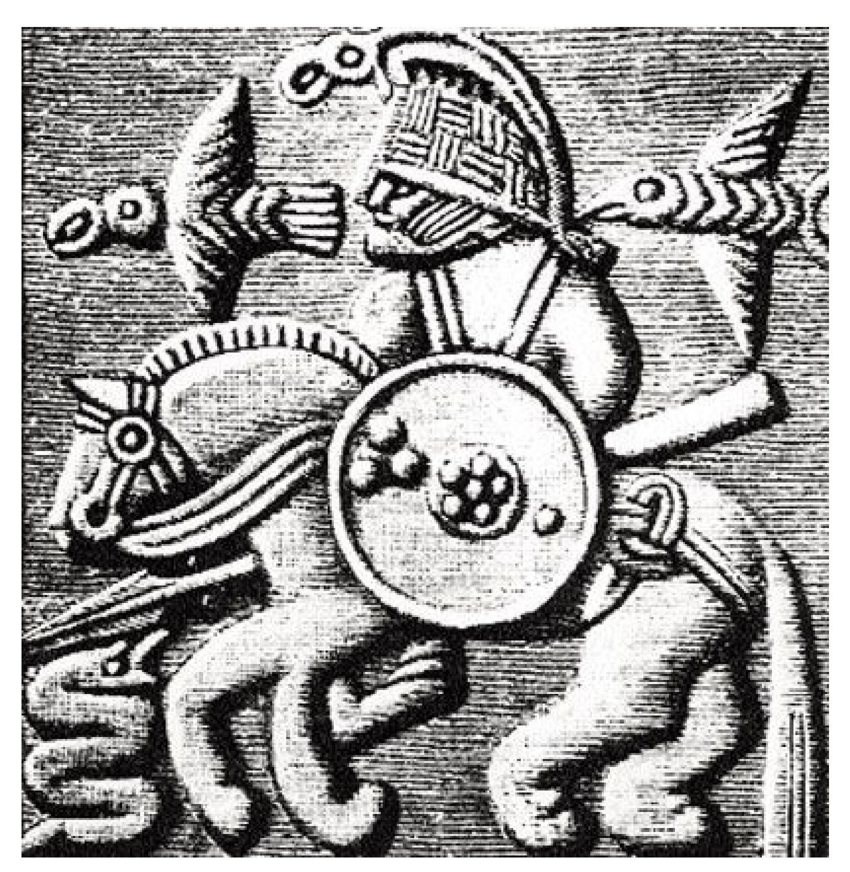
Wie immer vor einer Puja, versuche ich, das Bewusstsein vom Alltag zu lösen und mich auf die transsinnliche Wirklichkeit einzustimmen. In diesem Bewusstseinszustand sah ich in den grauen Wolkenbergen die Wetterriesen. Ich kannte sie, hatte ihre Kraft erlebt, als sie 1989 wild heulend über Berg und Tal stampften – man nannte den Sturm »Wiebke«–, Dächer abdeckten, Autos umstießen und ganze Wälder platt legten. Ihre riesigen Keulen und Wurfgeschosse aus Hagel und Blitz trugen sie immer noch bei sich. Misstrauisch und prüfend schauten sie auf uns herab, als wollten sie sagen: »Wenn es nur eitle Neugierde ist, die euch treibt, dann müsst ihr mit dem Schlimmsten rechnen! Dann werden wir euch das Ritual verhageln!«

Unter dem Baum, bei dem Stein stellte ich, mit Blick in Richtung Sonne, den »Altar« auf. Automatisch formten die fröstelnden Teilnehmer einen Kreis. Manche hatten Trommeln und Rasseln dabei. Alle sangen kräftig das vorgegebene Mantra mit und stampften, da sie froren, ebenso kräftig mit den Füßen. Die Energie baute sich auf, bald hoben die Astralleiber der Teilnehmer ab. Auf einmal kam eine Schar Singvögel und setzte sich fröhlich zwitschernd in die Zweige. Auch die Raben waren wieder da und krächzten aufgeregt. Plötzlich krochen Tausende von Regenwürmern aus dem Boden; es war, als tanzten sie mit, dann verschwanden sie ebenso schnell, wie sie gekommen waren. Nun gingen die Fenster rundum in der Nachbarschaft auf; neugierig, staunend und sichtlich begeistert wurde zugeschaut. Hunde kamen angerannt und nahmen auf ihre Weise, aufgeregt bellend, an der Puja teil. Kinder tanzten spontan mit; einige brachten sogar ihre eigenen Spieltrommeln.

Jede Puja, wie auch jede inspirierte, improvisierte Musik, hat ihre eigenen Gesetze – es ist wie ein Liebesakt: spielerisches Vorspiel, eine ständig sich aufbauende Energie, dann der Höhepunkt, dem ein entspanntes Ausklingen folgt. Der Ort, die ganze Nachbarschaft sowie die Teilnehmer waren mit neuer Energie gesättigt. In exakt demselben Moment, als die Puja aufhörte und sich die Gruppe auflöste, zog sich der Himmel zu und der nasskalte Eisregen setzte wieder ein.

Für Pujas besonders gut geeignet sind selbstverständlich alte knorrige, charakterstarke Bäume, in denen eventuell ein Naturgeist, ein Elfenwesen oder eine Fee, eine »salige Frau«, ihren Sitz hat. Am Stamm eines solchen Baums, mit Blick auf die aufgehende Sonne, kann man den Puja-»Altar« errichten. Hier wird die Puja Kraft haben.

Wenn man sich an einem unbekannten Ort befindet und nicht genau weiß, wo man am besten die Puja machen sollte, kann man die Tiere fragen. Meistens sind es Vögel, vor allem Raben oder Raubvögel, die einem den geeigneten Ort zeigen. Also schaue man, in welche Richtung der Milan oder Bussard fliegt, und folge dann dem Vogelflug. Vielleicht kommt auch ein Rehbock oder Hirsch herbeigesprungen und deutet die Richtung an. Vielleicht ist es auch nur ein Windhauch, der einen führt, oder das ferne Bellen eines Fuchses.



Raben weisen Odin den Weg (9. Jahrhundert, Vendel, Schweden).

26 Selbstverständlich verwerfe ich nicht klares, rationales, analytisches Denken. Es ist, wie mir die Cheyenne-Medizinmänner beibrachten: Man denkt, wenn es notwendig ist zu denken. Wo es nicht notwendig ist, etwa beim Ritual oder Gebet,

ist überflüssiges Denken störend. In der mittelalterlichen Kosmologie ist das Denken nur eine von sieben Fähigkeiten der Seele. Der clevere Merkur, Gott der Händler, Ärzte und Gauner, ist der Herr des Denkens und Berechnens. Es walten jedoch auch andere Götter (Archetypen) in der Seele: der träumende, empfindsame Mond; die liebende hingebungsvolle Venus; die Sonne; der tapfere Mars; der joviale, weise Jupiter; der abgeklärte Saturn. Wir leben in einer Zeit, so scheint es, wo Merkur die Herrschaft an sich gerissen hat.

27 Als *Karma* bezeichnen die Inder die vielfältigen Auswirkungen unserer Taten, Worte und Gedanken, die in diesem oder in zukünftigen Leben unweigerlich und schicksalhaft auf uns als Freude oder als Leid zurückkommen.

28 Sibirische und mongolische Schamanen sind oft auch Schmiede. Sie beherrschen esoterische Techniken, die ihnen Meisterschaft über das Feuer geben. Schamanen und Schmiede, heißt es in den Mythen, entstammen demselben Nest im Schamanenbaum (Vitebsky 2001: 84). Im germanisch-keltischen Bereich galt der Schmied ebenfalls als zauberkundig. Wieland (englisch *Wayland Smith;* altnordisch *Völundr*), der nordische Archetypus des Zauberschmieds, konnte fliegen und war mit einer Schwanenjungfrau vermählt.

29 Noch im 13. Jahrhundert gibt der gelehrte Albertus Magnus den Bauern folgenden Rat: »Wenn einer Kuh das Euter behext ist, so soll man drei Kränzlein von Gundelreben winden und einen jeden Strich dreimal hinten durch die Füße melken; danach der Kuh die drei Kränzlein dazu essen geben und dazu folgende Worte sprechen: ›Kuh, da geb ich dir Gundelreben, dass du mir die Milch wollst wiedergeben‹«.

30 Eine thüringische Legende erzählt von einem Dienstmädchen, das am Sonntag nach Walpurgis in die Kirche ging und sich einen Gundelrebenkranz ins Haar wand. Da sah sie, dass die Seelen aller Frauen, die so artig und fromm dasaßen, in Wirklichkeit dem Altar den Rücken gekehrt hatten und auf Backschaufeln, in Trögen und auf Besen durch die Luft flogen.

31 In der antiken Medizinallehre des Galen korrespondieren die vier Winde, die den Makrokosmos der äußeren Natur durchwehen, mit den vier Humores, den Säften, die den Körper durchfließen und dabei die Seelenstimmung beeinflussen: die kalt-trockene schwarze Galle, die warm-trockene gelbe Galle, das warme, feuchte Blut und der feuchte, kalte Schleim.

32 Der große Medizinmann Sun Bear hat das selbst erkannt, aber erst nachdem er gestorben war. Kurz vor der ersten Schwitzhüttenzeremonie, an der ich teilnahm, erschien er mir in einer starken geistigen Vision. Er ließ mich wissen, dass es sein Anliegen war, die verstörten, entfremdeten Menschen wieder mit der heilenden Mutter Erde und der Natur zu verbinden, sie aber nicht in ein weiteres abstraktes religiöses System einzubinden. Das sollte ich den Menschen mitteilen, was hiermit wieder einmal getan sei.

33 Die Kelten unterteilten die vier Kardinalpunkte noch einmal, so dass sie acht Himmelsrichtungen zählten.

34 Drei Uhr morgens verlassen Sterbende am leichtesten ihren Körper.

35 Der Mönch Rudolf von Fulda (780–865) schreibt: »Einen Holzbock von ansehnlicher Größe, senkrecht aufgerichtet, verehrten sie auch im Freien; in ihrer Muttersprache nannten sie ihn Irminsul, was lateinisch Weltsäule heißt, als ob er

das All trage.« Wir können uns kaum vorstellen, was für ein Schock es für die Sachsen war, als Karl der Große im Jahr 772 diese Säule zerstören ließ; für das heidnische Volk brach die Welt zusammen.

Medizinbeutel und Kraftgegenstände

»Segen geht aus von Dingen, die am richtigen Ort sind,
so wie es bei der Schöpfung bestimmt wurde.«
Sam Gill, Spruch aus einer Navaho-Zeremonie

Der Puja-Baum ist die Mitte der Schöpfung. Um ihn versammeln sich alle Geschöpfe. Alle – die Elemente, die Steinwesen, die Pilze, die Pflanzen, die Tiere, die Verstorbenen, die Gottheiten, die Berg- und Waldgeister, die Wonne spendenden himmlischen Jungfrauen, ja der gesamte Kosmos – nehmen Teil an der Feier. Der Medizinmann oder Pujari stellt zuerst den Stein auf oder fegt zur Weihung den schon vorhandenen Stein mit Eisenkraut, Minze oder anderen duftenden Kräutern. Der Stein gilt als Ursprung, als Großvater, als Schöpfer, als Shivas Lingam, als Altar. Dann holt er aus seinem Medizinbeutel jene Gegenstände, welche die Tierwelt verkörpern:

- Eine **Muschel** oder ein **Schneckengehäuse** – sie vertreten die Wasserbewohner.
- **Hörner, Geweih** oder ein **Tierschädel** – sie vertreten die warmblütigen Vierfüßler, die Erdbewohner.
- **Federn** oder **Klauen** – sie repräsentieren die Vogelwelt, die Bewohner der Lüfte und Botschafter der Götter.

Die Tiere allesamt verkörpern die Seele der Erde; sie sind die Träger der Gefühle der Mutter Erde, Gaia. Die Tiere sind ihre lebenden Organe, durch die sie die Lust und Leidenschaft, die Freuden und Ängste des Daseins erlebt. Tiere sind zugleich unsere atmenden, fühlenden Brüder und Schwestern. Wenn sie glücklich sind, dann werden auch die Menschen glücklich sein können.

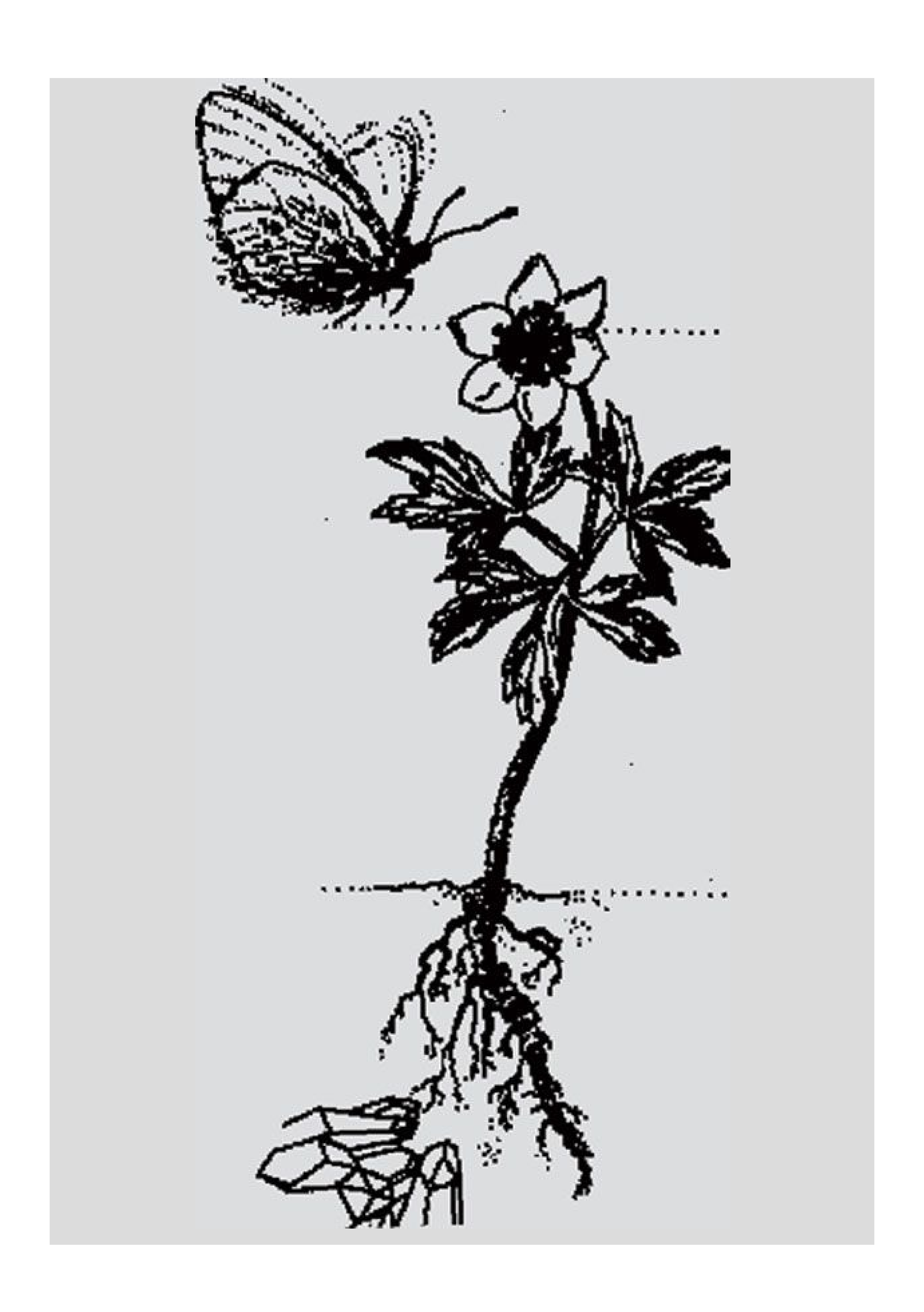
Die Pilzwelt soll auch vertreten sein. Pilze *(Fungi)* sind keine Pflanzen, sondern machen ein eigenes Naturreich aus. Außer der kurzen Zeit, in der sie sich zwecks Fortpflanzung ans Licht wagen und ihre Fruchtkörper – die wir gewöhnlich »Pilze« nennen – sprießen lassen, fliehen sie das Licht. Sie haben weder lichtaufnehmendes Chlorophyll, noch bestehen ihre Zellen aus Cellulose. Sie durchweben den feuchten dunklen Erdboden mit unzähligen feinen Fäden zu einem riesigen unterirdischen Teppich und sind so innig mit den Erdgeistern verbunden. Deswegen finden Pilze, etwa der schöne Fliegenpilz, der Glückspilz und Freund der Heinzelmännchen, am Altar ebenso ihren Platz wie Kristalle oder ein Stückchen Gold, Silber oder Kupfer, als Vertreter der Mineral- und Kristallwelt. Ein kupferner **Dreizack** – das Zeichen der archaischen Götter und Göttinnen wie Shiva, Poseidon und Durga, der Blitz- und Donnerkeil der Himmelsgötter, das himmlische Feuer, das buddhistische Symbol der drei Kleinodien (Buddha, Dharma, Sangha), der Weltenbaum mit seinen drei im Himmel wurzelnden Wurzeln – sollte auch mit dabei sein. Wandernde Sadhus, tibetische Lamas, sibirische Schamanen und anscheinend sogar europäische Zauberer, wie Paracelsus, stellen den Dreizack bei ihren Ritualen auf. Im Westen sollte man jedoch mit diesem heiligen Symbol vorsichtig sein: Ängstliche, abergläubische Christen könnten es für eine Teufelsgabel halten. Nichts spricht dagegen, auch ein kleines Kreuz, einen Buddha oder ein anderes Symbol aufzustellen. Schamanische Rituale sind nicht unmittelbar an eine bestimmte Religion oder Ideologie gebunden.

Auch die Pflanzenwelt, das »grüne Volk«, unsere »grünen Geschwister«, werden zum Naturritual eingeladen. Schon auf dem Weg zum Puja-Ort sammelt jeder Teilnehmer, hier und da, Wildblumen oder grüne Zweige. Es sind Blumen, die ihm etwas bedeuten, eine Erinnerung wecken, ihn persönlich ansprechen. Diese Sträußchen werden während der Puja irgendwann – wenn der Teilnehmer vom Geist dazu bewegt

wird – unter den Baum gelegt oder in dessen Zweige gehängt. Dadurch wird der Baum, der die Weltmitte darstellt, geschmückt, und das Seelenhafte wird hervorgehoben. Das zieht freundliche Naturgeister an. Vor allem aber ist das Schenken von Blumen ein Darbringen zarter Blüten, die im Inneren der eigenen Seele blühen; man bringt sie wieder in Verbindung mit der göttlichen Mitte, mit dem Mittelpunkt des Seins.

Blumensträuße für Pujas

Wie ich bereits andernorts erläutert habe, sind Pflanzen noch viel inniger mit der äußeren, makrokosmischen Natur verbunden als Menschen oder Tiere. Pflanzen sind offener, geistiger. Im Gegensatz zu den Menschen und Tieren ist die Vegetation zwar belebt, aber sie ist kaum beseelt. Das bedeutet aber nicht, dass Pflanzen keine Seele haben, sondern lediglich, dass sie diese nicht bis in ihre Leiblichkeit hineinziehen. Die Seelen der Pflanzen sind frei und nicht an ihren physischen Körper gebunden. Sie sind »außer sich«, ekstatisch[36]. Sie stecken nicht in ihrem stofflichen Leib drinnen; sondern, ungebunden und voller Wonne, umschweben sie diesen. Wenn der Pflanzenschamane den Pflanzenseelen begegnen und mit ihnen kommunizieren will, dann muss er fähig sein, sein Bewusstsein ebenfalls auf diese makrokosmisch-geistige Ebene zu bringen. Er muss sich selbst in einen ekstatischen Zustand versetzen können, um diese hohen Wesenheiten zu erreichen.



In der Blüte berührt die Pflanze die Seelensphäre (Zeichnung, M. Tiefenthaler).

Lediglich wenn sie blühen und sich fortpflanzen, sind Pflanzen gezwungen, mehr Seelensubstanz in ihren physischen Leib einzubringen. In der Blüte offenbart sich die Pflanzenseele der diesseitigen Dimension. Sie zeigt ihr Inneres. Merkmale des Beseeltseins sind Wärme, Beweglichkeit, Farbe und Duft. Eine messbare Wärme erzeugt die Pflanze nur in der Blüte – beim Aaronstab sind es mehrere Grad über der Außentemperatur. Nur in der Blüte nähert sie sich dem warmen, beseelten Tier.

In der Blüte entwickelt sie ihren eigenen, persönlichen Duft und ihre eigene Farbe, ja sogar der Stoffwechsel wird hier animalischer. In der Blüte trifft sich das Pflanzenwesen mit dem Tier, dem Schmetterling, der Hummel, der Biene, dem Kolibri. Hier befindet sich der Übergang aus dem rein belebten zu dem beseelten Bereich (Scheffer/Storl 1995: 17).

Die Farben und Düfte der Pflanzenblüten wirken – nach dem Prinzip, »Seelisches wirkt auf Seelisches« – stark auf das Gemüt der Menschen (Schad, Schweppenhäuser 1986: 90). Alles, was uns seelisch zutiefst bewegt, kann mit Blumen gesagt werden: Der Liebhaber pflückt einen riesigen, bunten Blumenstrauß, um seiner Geliebten gegenüber seinen Gefühlen – die er nicht in Worte fassen kann – Ausdruck zu verleihen. Der Mutter bringt man Blumensträuße zum Muttertag; Blumen sind angesagt als Feiertagsschmuck, bei Geburtstagen, bei Krankheiten, um Genesungswünsche auszudrücken, bei Bestattungen, um Beileid zu spenden. Einst steckte man sich eine Blume an den Hut, um der Mitwelt zu zeigen, wie es einem geht. Junge Frauen füllen einen Korb mit verschiedenen Blumen, um dem ungewünschten Freier oder Verehrer, ohne viel Worte zu verschwenden, mitzuteilen: »Ich will dich nicht! Schab ab! Geh Rübchen

schaben. Finde eine andere!« Noch nennt man eine Abweisung »einen Korb bekommen« (Storl 2003: 310).

Der Blumenstrauß, den wir zusammenstellen, die Blüten, die wir sorgfältig wählend hier und da pflücken, sind immer Spiegel und Ausdruck dessen, was unsere Seele bewegt. Deswegen ist jeder selbst gepflückte Blumenstrauß ganz verschieden und individuell. So ist das auch mit den Blumen, die die Teilnehmer auf dem Weg zum Puja-Ritual pflücken. Da gibt es wehmütige oder verträumte Menschen, die vielleicht nur blaue oder bläuliche Blümchen sammeln. Andere, oftmals besonders verletzliche oder schutzbedürftige Menschen, pflücken häufig stachelige oder dornige Gewächse, als wollten sie sich eine schützende Hülle geben. Einige, oft sehr bescheidene Menschen, pflücken ganz winzige Blumensträuße, andere – Menschen mit viel Selbstbewusstsein – pflücken ungeniert riesige Sträuße. So wird – jenseits der Sprache – Inneres nach außen getragen.

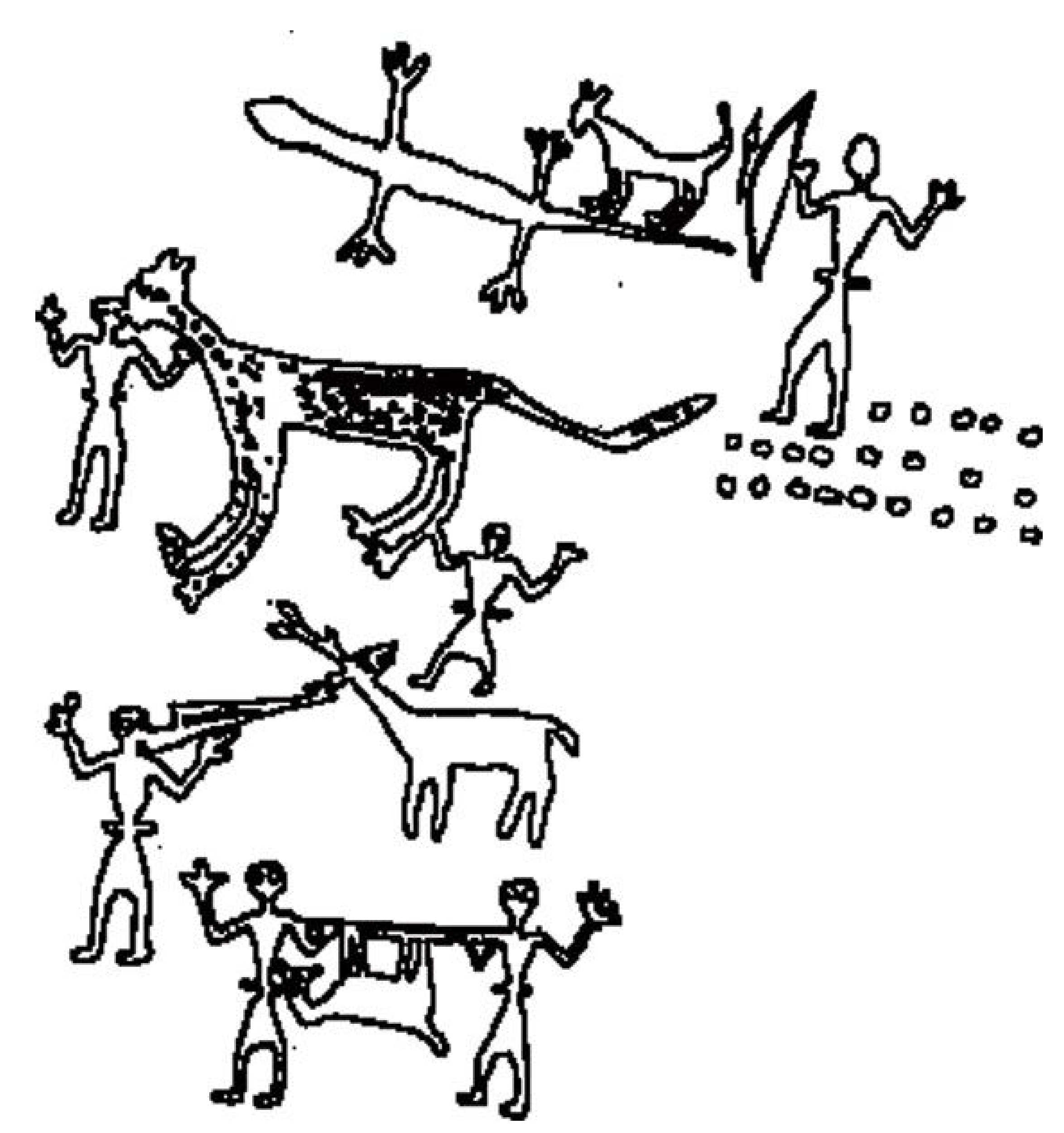
Der Medizinmann wird seine besonderen pflanzlichen Verbündeten dabei haben, sich Kräuter ins Haar flechten oder über das Ohr hängen, Kräuter, die ihm zuraunen und der Puja zum Erfolg verhelfen. Der Puja-Platz selbst kann mit aromatischen Kräutern, mit Beifuß oder mit duftenden Gräsern, Heu oder Laub ausgelegt werden.

Zu Beginn kann der Pujari mit dem Rascheln von Zweigen seine Hilfsgeister rufen. Dazu spielte in den alteuropäischen Waldlandkulturen die Birke eine besondere Rolle. Die Birke gehört der schönen Freya oder der lichtvollen Brigit, der Göttin des Anfangs, des Neubeginns; der Muse der Dichter, Heiler und Zauberer. Ihre Anwesenheit erfüllt die Seelen mit Inspiration und lichthafter Wonne.

Der Medizinbeutel

Die Kraftgegenstände – Hörner, Geweih, Federn, Ocker, Steine, Flussperlen usw. –, die der Medizinmann oder Pujari für seine Rituale braucht, sind ganz persönlich und individuell. Sie sind keine bloßen Symbole. In traditionellen Gesellschaften ist man sich gewiss, dass solche Gegenstände mit den Hilfsgeistern verbunden sind und dass ihnen eine besondere Kraft innewohnt. Als Beispiel sei die Kürbisrassel erwähnt, die meine ehemalige Kollegin, Felicitas Goodman, für ihre »Schamanenreisen« verwendet. Ich kannte Felicitas gut, denn sie hatte in den gleichen Jahren wie ich am selben Institut[37] Völkerkunde studiert. Nach ihrer Promovierung wurde sie Ethnologieprofessorin und spezialisierte sich auf Trance-Zustände, Glossolalie (»Reden in Zungen«) und Besessenheitsphänomene. Eine ihrer Thesen ist es, dass sich Trance und Seelenflug durch das Einnehmen bestimmter Körperhaltungen beeinflussen und führen lassen können. Für jede Gottheit, jeden Geist, mit dem man sich verbinden will, gibt es eine spezifische Haltung (Goodman 1995).

In ihren späteren Tagen kaufte sich die Forscherin in der trockenen, hügeligen Wüstenlandschaft New Mexicos die Ruine eines aus Lehmziegeln gebauten indianischen Ritualraums. Es war eine *Kiva*, die Cuyamungue, »der Ort, wo die Steine rutschen« genannt wurde. Kivas sind halb-unterirdische Kulträume, in denen die Pueblo-Indianer ihre magischen Zeremonien abhalten. Der Einstieg in ein solches Grubenhaus erfolgt durch die Dachluke mittels einer Leiter. Die viereckige Öffnung steht für den Eingang zur unteren Welt, dem Weg, den die Vorfahren am Ende des letzten Zeitalters nahmen, um in die gegenwärtige Welt zu gelangen; die Leiter wird so zur Achse zwischen den Welten.

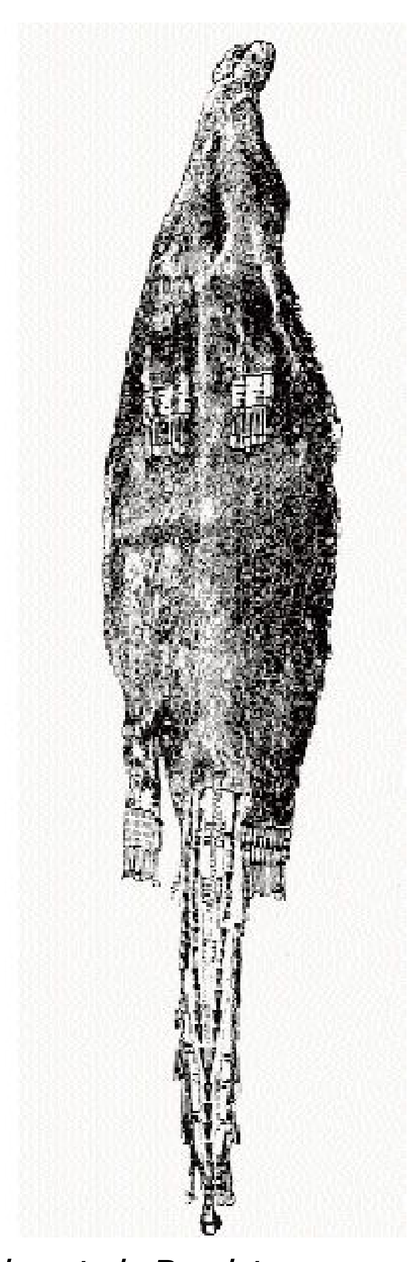


Meditationshaltung, um mit dem Tiergruppengeist Kontakt aufzunehmen (Wandmalerei Orissa, Indien).

Der Einfluss dieses Ortes muss dermaßen stark sein, dass die betagte Ethnologin allmählich immer mehr das Aussehen einer alten Indianer-Squaw annahm. Sie lernte perfekt Rasseln und fütterte das Instrument vor jeder Séance mit Maismehl. »In dieser Welt ist es eine Rassel, aber in der Geisterwelt ist es mein Verbündeter« – und dieser hatte, wie eben die Indianergeister so oft, großen Hunger nach Mais.

So wie Felicitas ihre Rassel betrachtet, so betrachten überall die Schamanen und Medizinleute ihre Ritualgegenstände. Sie sind lebendig, sind beseelt. Die runde Rahmentrommel des sibirischen Schamanen ist ebenfalls nur äußerlich eine Trommel, auf der »anderen Seite« ist es ein Rentier oder Pferd, auf dem der Schamane in die Geisterwelt reitet. Jeder Schlag ist ein Huftritt des galoppierenden Tiers. In Sibirien wird die Trommel eines Schamanen mit der Haut eines Hirschs bespannt, die der Schamanin *(Shamanka)*, mit der einer Hirschkuh. Auch die Trommelschlägel aus Birkenholz, in deren »Köpfe« oft ein Gesicht eingeschnitzt ist, sind lebendig. Sie müssen vor der Benutzung eingefettet, das heißt »gespeist« werden (Schlesier 1985: 65). Das ist kein Einzelfall: Auch die *Rudrakshas*, die Samen des Ganiterbaums, welche die indischen Sadhus aufgefädelt als *Malas* (»Rosenkränze«) tragen, gelten als Wesenheiten, die gebadet, beräuchert und mit duftenden Ölen gefüttert werden müssen, damit sie zufrieden bleiben und nicht dämonisch werden. Anderswo werden Schamanengegenstände mit Blut, Fett, Ocker und anderen Lebensträgern »gefüttert«. Wahrscheinlich galten die Stäbe und Besen, auf denen die europäischen Schamaninnen, Hexen und Wölvas (Völva, die »Stabträgerin«; *völr*, »Stab«) durch den Rauchfang in die andere Welt ritten, ebenfalls als Reittiere, die mit Fett und Kräutern (Hexenschmiere?) gespeist werden mussten.





Oben: Keltischer Druide mit Medizinbeutel. Rechts: Medizinbeutel der Missouri-Indianer.

Medizinbeutel und schamanische Kraftgegenstände waren den alten Europäern nicht fremd. Auch die germanischen Schamanen kannten Medizinbeutel voller Zauberzeug *(taufr):* mit Runen verzierte Hölzer, Steine, Hörner, Kräuter, Federn, Thors Hammer und andere Kraftgegenstände.

Der belgische Altgermanist R. Derolez schreibt: »Die reiche Verschiedenheit von magischen Mitteln, welche die Germanen kannten, können wir manchmal von den ältesten Zeiten her bis zum Zeitpunkt der Bekehrung zum Christentum und sogar noch später verfolgen. Zur Ausrüstung des Medizinmannes aus der Bronzezeit gehörte ein Lederbeutel mit allerlei zauberkräftigen Gegenständen; sogar in der Beschreibung einer Wahrsagerin, die im elften Jahrhundert n. Chr. in Grönland ihr Wesen trieb, wird noch ein solcher Lederbeutel, den sie bei der Ausübung ihres Berufes benutzte, erwähnt« (Derolez 1976: 260). »Um den Leib hatte sie einen Gürtel mit Zündschwamm, und daran hing ein großer Lederbeutel, in dem sie die Zaubermittel trug, die sie für ihre Weissagung benötigte« (Eriks Saga 134).

Die Hörner des Rehbocks

Selbstverständlich kann man die Ritualgegenstände nicht einfach aus einem esoterischen Versandhaus beziehen oder im Eso-Shop kaufen. Sie müssen von den Geistwesen geschenkt und über viele Jahre hinweg gesammelt werden. Die Hörner eines Rehbocks, die ich immer hinter dem Stein am Fuße des Baums aufstelle, kommen aus der Wildnis der Big Horn Mountains in Wyoming. Bei einem Ausflug mit dem Medizinmann Tallbull kamen wir an eine verborgene Öffnung im Felshang, die sich zu einer wunderschönen, mit großen Kiefern und lichten Zitterpappeln bewachsenen Schlucht öffnete. Die Pracht der Natur ließ vermuten, dass noch nie ein weißer Siedler oder Rancher den Ort betreten hatte. Keine Flüche oder niedere Gedanken hingen in der Luft; keine Stümpfe gefällter Bäume, keine verwitterte Cola-Dose, keine Maschinenspuren waren zu sehen; es war eine heilige Stimmung, der Tau glitzerte im Moos, Vögel sangen ihre Lieder. Wie soll man einen solchen jungfräulich unberührten Ort betreten, wissend, dass schon jeder Gedanke und jeder Blick seine Wirkung hat? Da sah ich vor meinen Füßen zwei

Hörner auf dem moosigen Boden liegen. Dankend hob ich sie auf und hielt sie wie zwei Schlüssel nach oben gerichtet in beiden Händen, und ging als »Rehbock« hinein in die verwunschene Schlucht. So machen es die Indianer auch, sie gehen nicht als Menschen, sondern sie gehen – sich in einen sakralen Geisteszustand versetzend – selbst als Geistwesen oder als magische Tiere an heilige Orte. Nun sind die Hörner ein Teil jeder meiner Pujas. Sie dienen immer noch als »Schlüssel« und sind zugleich Stellvertreter für alle warmblütigen, vierbeinigen Tiere, die zum Fest geladen werden.

Das Muschelhorn

In den Pujas, die ich veranstalte, vertritt die cremefarbene Schale einer Trompetenschnecke (Tritonshorn, *Charonia*) das Reich der Wasserwesen. Wenn man in sie hineinbläst, entsteht ein fast andersweltlicher, lang anhaltender Ton, mit dem man Geister rufen oder die Anwesenheit der Götter (oder Engel) ankündigen kann. Die faustgroße Muschel kam zu mir am Strand von Kanyakumari, jenem Ort an der Südspitze Indiens, wo sich das Arabische Meer und der Indische Ozean treffen. Es ist ein verwunschener Ort, an dem an Vollmondtagen die untergehende Sonne und der aufsteigende Mond wie zwei riesige Augen, knapp über dem Horizont, gleichzeitig zu sehen sind. Hier schwamm einst der große Yogi Vivekananda (1863–1902), der Jünger Ramakrishnas, hinaus ins tobende Meer, um tagelang, alleine, auf einem Felsen über das OM, den Urklang, zu meditieren. Direkt am Meer befindet sich ein riesiger, der jungfräulichen Göttin geweihter Tempelkomplex. Hier, an diesem heiligen Ort, sei die strahlende Jungfrau *(Kumari)* – wie die schaumgeborene Aphrodite – aus dem Meer an Land gestiegen und hätte dort ihre langen schimmernden Haare im Sonnenlicht gestrählt. Noch immer gehen hin und wieder Schiffe in der glasgrünen Brandung unter und zerschellen an

den Felsen. Wie bei der Loreley am Rhein, vergessen die Seeleute, hingerissen vom Anblick ihrer Schönheit, ihre Kähne zu steuern. Hier, im tiefsten tropischen Süden wartet die Jungfrau auf Shiva, ihren Gemahl, der vom hohen Norden, vom eisigen Kailash-Berg kommt, um sie zu freien. Die roten, gelben, weißen, schwarzen, grünlichen und braunen Sandadern und Sandbänke an den Stränden Kanyakumaris gelten noch immer als Reste des gefärbten Reises und der köstlichen Süßspeisen, die vom Hochzeitsmahl übrig blieben.

An diesem verheißungsvollen Ort ging ich erwartungsvoll in den jahrtausendealten Kumari-Tempel. Bettler mit klappernden Aluschalen säumten den Weg zur Pforte; ein aufdringlicher, geschwätziger »Tourist Guide« klebte sich unaufgefordert an meine Fersen und führte mich zur Statue der Göttin. Diese war mit Blumen-Malas behangen, mit Sandelholzpaste beschmiert und von all der verbrannten Butter in den Lämpchen und den vielen Räucherstäbchen etwas speckig geworden. Übergewichtige Brahmanen nahmen Opfergaben entgegen und leierten ununterbrochen ihre Sanskritverse herunter. Was für eine Enttäuschung! Da war nichts Jungfräuliches, auch keine Möglichkeit, sich meditativ zu versenken. Doch dann drehte ich mich unwillkürlich um; an der Ostwand war ein unverziertes, schneeweiß getünchtes Tor – ein Tor, das im Jahr nur fünf Mal aufgemacht wird. Dort »sah« ich sie! Völlig leer, blank, wie ein unbeschriebenes Blatt, ohne Prägung irgendwelcher Art, lautere Urmaterie, die alle, aber auch alle Möglichkeiten in sich enthält, die jungfräuliche Urmutter, wartend auf Shiva! Als ich den Tempel verließ, bot mir ein Straßenjunge das Muschelhorn an, dessen Klang aus tiefen ätherischen Dimensionen zu kommen scheint, und der tief in die Seele dringt. Und wenn man hineinhört in die Muschel, dann ist es, als höre man das Meer rauschen – oder ist es das OM, der Urlaut, der erste Ton, die Klangschwingung, die die

Schöpfung trägt? Wenn das OM verstummt, hört das geschaffene Universum auf.

Die Inder nennen die Muschel *Sankha*. Mit ihr werden die Götter, insbesondere Vishnu, der Erhalter des Universums, gerufen. In den Häusern der Brahmanen lässt man sie beim Aufsagen des Sonnengrußes, des *Gayatri Mantra*, drei Mal ertönen. Man ist überzeugt, dass der Ton ebenso bösartige Geister fernhält wie auch giftige Tiere. Die Muschel wird auch bei Erdbeben und Naturkatastrophen geblasen, um den Erhalter des Universums zu rufen. Mit Wasser, das man in der Muschel trägt, kann man die Göttin (Durga) verehren; ein solches Wasser hat die gleiche Schwingung wie Wasser aus heiligen Brunnen (Chatterjee 1996: 80).

Wie bei den Römern und den Südseeinsulanern dienten die Seemuscheln einst als Kriegstrompeten. Archäologische Ausgrabungen belegen den Gebrauch der Tritonhörner als Trompeten bereits in der europäischen Jungsteinzeit (Rudgeley 1998: 207). Seemuscheln aus der Karibik wurden von den Indianern als sakrales Handelsgut bis zu den Großen Seen getragen.



Muschelhornblasen.

Die Trommel

Merlin, ein alter Freund aus Texas, der nun in Irland lebt, schenkte mir, als ich ihn in Irland besuchte, eine Rahmentrommel, der ich – wenn meine Meditation nicht tief ist – recht unkoordinierte Trommelklänge entlocke. Anlass meines Besuchs der mystischen Insel war die Einladung, einen Vortrag beim alljährlichen Treffen der biodynamischen Landwirte Irlands zu halten. Zufällig fand das Treffen im November, zu Halloween, dem altkeltischen Totenfest Samhain, statt. Wir verbrachten die nebelig-trüben Tage auf der atlantischen Insel, indem wir die Ruinen efeuumwachsener Kirchen und Burgruinen besuchten und, wie ich anderswo berichtete, tatsächlich beeindruckende Geisterbegegnungen hatten (Storl 2004: 273).

Eines Tages besuchten wir einen hinter vielen Weißdornhecken versteckten, bislang von keinem Touristen belästigten Hügel, auf dem sich eine Spirale aus

Megalithsteinen befindet. Am Eingang der Spirale lag ein mächtiger Fels, der wie ein Riesenechsenkopf geformt war. Merlin geriet ins Staunen und rief: »Das ist ein zusammengerollter Drache! Schau, die Steine, das ist sein Rückgrat, das sind seine Knochen!« Von der Vision ergriffen, legte er seine Jakobsmuschel, die er von der Wanderung ans »Ende der Welt«, nach San Sebastian de Compostella, mitgebracht hatte, vor den steinernen Kopf des Drachens. Zum Glück hatte ich Räucherwerk – Beifuß, Wacholder und Mariengras – dabei. Eine junge Bernerin, die ebenfalls in Irland wohnte, hatte es mir zugesteckt, als sie vernahm, dass wir zu den Megalithsteinen gehen wollten. Wir ließen duftende Rauchschwaden aus der Jakobsmuschel aufsteigen. Und während ich einige Mantras sang, senkte sich ein dichter Nebel über den Ort – es muss der berühmte »Druiden-Nebel« gewesen sein, denn nun fingen unsere Seelen an zu fliegen. Auf einmal rauschte es in der Luft. Unmittelbar über unseren Köpfen flog eine Schar Wildgänse vorbei. Es schien, als atme der Drache, als hüllten sich die Knochen wieder in ätherisches Fleisch. Als das Räucherwerk verbrannt war, lichtete sich der dichte Nebel etwas. Ein Feldhase saß da und schaute uns zu. Wir hatten wohl einen Drachen aus seinem tausendjährigen Schlaf geweckt. Es war kein böser, zerstörerischer Drache, wie ihn die Christen fürchten, sondern die beseelte Lebenskraft, die das Land mit Fruchtbarkeit segnet. Seit den alten Druiden, die einst wussten, wie man mit Drachenenergien umgeht, hat sich wahrscheinlich niemand um ihn gekümmert. Vielleicht steckt doch etwas von dem mystischen keltischen Erzdruiden in meinem Freund! Merlin ist – *Nomen est omen* – tatsächlich sein Taufname und passt zu seiner Persönlichkeit.



Germanische Schamanin mit Trommel (Elias Schedius, De Dis Germanis, *1648).*

Zum Abschluss des Irlandbesuchs schenkte mir Merlin die sorgfältig gearbeitete Rahmentrommel. Eine alte Irländerin vertraute mir an, dass es sich um eine *Bodhran* handelt, eine traditionelle irische Zaubertrommel, mit der schon vor vielen tausend Jahren die keltisch-irischen Vaten (irisch *fáith*, »druidische Seher, Dichter«) die Geister riefen. Und sie sei von Malachy Kearns, dem letzten, der noch die Kunst des Bodhran-Herstellens beherrscht, in sorgfältiger Handarbeit, mit Gebet und Meditation, gemacht worden. Kearns, erzählte man mir, sei von der irischen Regierung geehrt worden, indem man ihn und seine Familie auf einer Briefmarke abbildete. Den kleinen rot-schwarzen Drachen und das Menschengesicht, alles im altkeltischen Stil, hatte die Frau des Meisters auf die gespannte Ziegenhaut von Hand gemalt. Die keltischen »Schamanen« brachten einst die Bodhran mit Knochen, vermutlich Menschenknochen, zum Klingen, anstatt wie heute mit einem Holzschlägel *(cipín)*. Einen passenden Knochen musste ich noch finden. Das Wadenbein eines Rehs, das ich im Wald fand, wollte nicht mitmachen, es zersplitterte einfach nach einigen Schlägen.

Trommeln sind fast überall eines der wichtigsten Instrumente und Werkzeuge der Schamanen. In Südamerika werden sie eher durch Rasseln ersetzt. Sibirische Schamanen schnitzen die Rahmen aus dem Holz des »Weltenbaums«, oft einer Birke, die von einem Blitz getroffen wurde.

Federn

Federn großer Vögel, vor allem hochfliegender Greifvögel, stellen beim Naturritual die Welt des Lichts, des Himmels und der Lüfte dar. Die zerfledderten Bussardfedern, die ich zum Fächern der Glut beim Räuchern benutze, sind mit den

edlen Vögeln verbunden, die mich schon lange begleiten und die auf unserem Berg die Lufthoheit haben. Einmal verfing sich ein solcher Bussard in den elektrischen Stromdrähten, die in den Hof führen. Ein dermaßen schöner Vogel war das, dass wir ihn nicht einfach entfernen konnten. Aus Respekt verzehrten wir – wie so üblich bei Eingeborenen – sein Herz und seine Leber und hingen ihn über den Torbogen, wo er vertrocknete und verwitterte. Das hatte zur Konsequenz, dass uns der Tierschutz in der Meinung belangte, wir hätten den hängenden Vogel absichtlich abgeschossen. Aber so etwas würden wir nie und nimmer tun.

Vögel wirken prophetisch. Das ist in fast allen Traditionen bekannt. Da sie, wie die Kelten glaubten, als Botschafter zwischen Himmel und Erde wirken und bis in die Anderswelt fliegen können, ist es ihnen möglich, vor Gefahren zu warnen oder bevorstehende Ereignisse anzukündigen. Auch die Federn haben noch diese Kraft. Mit ihnen kann man in die geistige Welt hineinwirken. Wer, wie viele indianische Heiler, dazu berufen ist, kann mit Adlerfedern Krankheiten hinweg streichen. Selbstverständlich ist das nicht etwas, das sich im wissenschaftlichen Experiment nachvollziehen lässt, da dieses Streichen auf die Aura, auf den so genannten feinstofflichen Körper, wirkt und beim Heiler die Hellsichtigkeit voraussetzt.[38]

Die Federn, die man für ein Ritual verwendet, sind so magisch und so persönlich, dass man sie keinesfalls im esoterischen Fachhandel kaufen sollte. Man weiß auch nie, was man da bekommt. Vor einigen Jahren fuhr ich durch die Bad Lands, Dakota, wo die Sioux einen regen Handel mit indianischen Kultgegenständen betreiben. Da gab es auch Adlerfedern zu kaufen. Der Kiel war mit etwas Glasperlenstickerei und einem dünnen Lederstreifen verziert. Der Preis für so eine »eagle medicine feather« betrug stolze sechzig Dollar. Als ich eine der teuren Federn genauer betrachtete, entdeckte ich, dass es sich um gefärbte

Entenfedern handelt. Ich möchte mal wissen, welche Geister man mit einer überteuerten falschen Entenfeder herbeiruft?



Mandan-Medizinmann mit Federn (nach G. Catlin).

Die Adlerfedern, mit denen Medizinmänner wie George Elkshoulder die Geister rufen, werden nicht käuflich erworben. Nur derjenige, dem eine Portion außergewöhnlichen Mutes mit in die Wiege gelegt wurde, kann eine echte Adlerfeder besitzen. Die übliche Weise, wie die Cheyenne-Indianer ihre Federn erwerben, ist folgendermaßen: Zur Vorbereitung fastet, betet und schwitzt der Medizinmann in der Schwitzhütte. In der Steppe gräbt er dann ein Loch, in dem er sitzen kann; er fängt einen Eselshasen, einen *Jackrabbit*, lebendigen Leibes und bindet diesen an einen Pflock oberhalb des Erdloches, so dass er nicht wegspringen kann. Nachdem er seinen Körper mit heiligem Beifuß beräuchert hat, steigt der Medizinmann in die Grube. Damit der Adler ihn nicht bemerkt, tarnt er sein Versteck, indem er es mit *Sagebrush-Zweigen*, Laub und Gras zudeckt. Und so wartet er, stundenlang, manchmal

tagelang, bis sich einer der mächtigen Raubvögel auf den Hasen stürzt. Dann greift der Indianer blitzschnell zu und zieht ihm eine der Schwanzfedern heraus. Das erfordert wirklichen Mut, denn der Adlerschnabel kann zuhauen wie ein Beil, und die langen Greifklauen sind wie lauter spitze Messer. Wenn der Vogel ihm in die Augen scheißt, besteht die Gefahr, dass er erblindet, denn Raubvögelkot ist ätzend.

Sonstiges Zubehör

So ist es mit jedem Gegenstand, der sich im Medizinbeutel oder -korb befindet: Er muss persönlich sein, und einmalig. Mit jedem Gegenstand ist ein Hilfsgeist verbunden, den man sich erworben hat, mit dem man befreundet ist oder den man vielleicht sogar geerbt hat.

Meine Räucherschale ist beispielsweise ein Geschenk von einem guten Freund. Mein rotes Ocker sammle ich, wenn möglich, in meiner Heimat in Westsachsen. Wenn ich meinen Körper damit einreibe, verbinde ich mich nicht nur mit der Erde, sondern mit dem Land meiner Vorfahren und der Erde, in der sie begraben sind. Das Tannenharz zum Räuchern kommt aus dem Wald, wo wir wohnen.

Der Beifuß kommt aus meinem Garten, wo ich ihn vor Jahren gepflanzt habe. Hierzu eine persönliche Geschichte: Auf zirka 1000 Meter Höhe im nassen, kühlen Allgäu wächst sonst kein Beifuß, aber unten im Tal, neben den Bahngleisen, da fühlt er sich wohl, da ist es trockener und wärmer. Nun wurden vor Jahren, im Zuge der Rationalisierung der Bundesbahn, die Schienen herausgerissen, und Bulldozer planierten das ehemalige Bahngelände. Da sah ich beim Vorbeifahren einen winzigen Beifußstrauch, der demnächst wegplaniert werden würde. Da ich eine Handschaufel bei mir hatte, hielt ich an, grub ihn aus und pflanzte ihn in meinen Garten. Beifuß war ja als Heilmittel und als Würze für die Weihnachtsgans eine Lieblingspflanze meiner Großmutter gewesen. Der Beifuß verschönerte nicht nur meinen Garten,

sondern brachte mir auch die verstorbene Großmutter wieder näher. Das ist nicht nur poetische Metapher, sondern es ist wirklich so. Pflanzen sind Vermittler, Zwischenwesen, oder wie es der Pflanzenliebhaber Goethe einmal sagte, sie sind »sinnliche, übersinnliche Wesen«, halb in dieser, halb in der geistigen Welt. Sie sind Brücken: Sie vermitteln zwischen der dunklen Erde und dem kosmischen Licht, sie vermitteln zwischen der Mineral-/Pilzwelt und der Welt der beseelten Tiere. Sie vermitteln aber auch – wie mir der große Chemiker Albert Hoffmann persönlich bestätigte – zwischen der Welt der Lebenden und der Welt der Toten. Dieses Vermitteln ist ihnen möglich, da sie ihren physisch/ätherischen Leib im diesseitigen Dasein haben, ihre Geistseele aber im Jenseits, in denselben Gefilden, in denen sich die Verstorbenen befinden.

Bald fing dieses gerettete Beifußpflänzchen an zu wachsen und zu gedeihen. Es war nicht nur die äußere Sonne, die es in dem Berggarten ins freudige Dasein rief, sondern wohl auch die »innere Sonne«, die ich ihm zustrahlte. Es wuchs im ersten Jahr stolze drei Meter und breitete sich nach allen Seiten drängend, über Wege und andere Beete aus. Im folgenden Jahr gab es überall im weiten Umkreis kleine Beifußkinder, die ich sorgfältig hier und da auspflanzte. Im dritten Jahr schimpfte meine Frau, dass sie vor lauter Beifuß nur mit Mühe und Not zu den anderen Gemüse- und Blumenbeeten gelangte. Von da an waren die überschüssigen, heiligen Pflanzen – aber nur, wenn sie wucherten, wo sie nicht sollten – zum gemeinen Unkraut geworden. Wie andere Wildpflanzen wurden sie beim Bestellen der Beete im Frühjahr ausgejätet. Aber für das Räuchern gibt es trotzdem immer mehr als genug.

Ebenso das Duftgras, das Mariengras, welches geschäftstüchtige Sioux als »Sweet Grass« an Esoteriker und selbst ernannte »Schamanen« für gesalzene Preise verkaufen, wuchert munter bei mir im Garten. Mariengras ist nämlich eine einheimische Pflanze, die einst bei den

Germanen der Freya geweiht war. Nur wissen das die heutigen »Neo-Schamanen« meistens nicht. Den Wacholder, der in echten schamanischen Ritualen fast unverzichtbar ist, hole ich mir im Wallis, auf der Sonnenseite der Rotten, dem Oberlauf des Rhonetals, denn bei uns im Allgäu ist die würzige Konifere selten. Das Wallis ist sowieso ein gesegneter Kräuterort; hier haben große Kräuterheiler, wie der Kräuterpfarrer Johann Künzle, ihre Heilpflanzen gesammelt.



Beifuß.

36 Griechisch *ekstasis*, »aus sich hinausgehen«.

37 Am Department of Anthropology der Ohio State University, unter Prof. Erika Bourguignon, deren Spezialgebiet ASC (Alternate States of Consciousness) war.

38 Der Schamane, der den Patienten durch das Berascheln und Streichen mit Federn, Federbüscheln oder Zweigen heilt, arbeitet am feinstofflichen Leib (Ätherleib) des Patienten. Südamerikanische Schamanen können, vor allem mit Hilfe des Ayahuasca-Tranks, die sich ständig bewegenden, feinstofflichen Energiemuster und Linien, die den Körper umfließen, klar sehen. Mit Zaubergesang und mit dem Streichen der Feder verändern sie disharmonische Energiemuster, so dass der Patient tatsächlich genest.

Hüter der Schwelle

»Einem gelang es – er hob den Schleier der Göttin zu Sais –
Aber was sah er? Er sah – Wunder des Wunders- sich
selbst.«

Novalis

»Die Götter sind nicht etwa hochentwickelte Menschen,
sondern andere Wesen, die zum Heile von uns Menschen
freiwillig Menschengestalt angenommen haben.«

Werner Sprenger, »Asche und Wiedergeburt«

Bei jedem Übergang von der alltäglichen Wirklichkeit zur »nichtalltäglichen Wirklichkeit«, begegnen wir Hütern der Schwelle. Sie prüfen diejenigen, die das Tor zu geweihten Räumen durchschreiten wollen und hindern jene, die nicht reinen Herzens oder gar dämonenbesessen sind, am weiteren Vordringen.

Die Hüter können die Gestalt von Drachen, Schlangen, Sphingen (Sphinxe) und anderen schrecklich aussehenden Wesen annehmen. Die Wikinger schnitzten nicht nur Drachenköpfe an den Bug ihrer Schiffe, sondern auch in die Giebelbalken, die sich oberhalb vom »Windauge« (nordisch *vindauga*, englisch *window*) überkreuzten. Das Windauge ist der Rauchfang, durch den der Rauch von der Herdstelle nach außen zieht. Das Rauchloch galt einst als das Geistertor, durch das die Geistwesen ein und aus gingen. Durch dieses Windauge huschten die Seelen der Sterbenden hinaus; hier gingen die Ahnengeister und die Götter – zum Beispiel der Wintergeist, der noch immer als Weihnachtsmann durch den Schornstein kommt – ein und aus.[39] Auch die Hexen fliegen – so der europäische

»Aberglaube« – während ihrer schamanischen Trance, auf Besen, Mistgabeln oder Ofenkrücken reitend, durch diesen Eingang. Die in den Balken geschnitzten Drachen, Mäuler bedrohlich aufgerissen und spitze Fänge zeigend, schützten vor unguten astralen Eindringlingen. Weiter südlich, bei den Sachsen,Westfalen und Angelsachsen, hingen die Schädel von Pferden, die dem Woden (Odin) geopfert waren, als Wächter über dem Windauge.



Janus, der doppelköpfige Gott (römische Darstellung).

Schuppige, feuerspeiende Drachen oder Löwen mit bedrohlichen Fängen hüten so manchen Tempel in Asien; hässliche, oft hundsköpfige Wasserspeier schützen die Fassaden alter Kathedralen; der mächtige Stier Nandi hütet die Heiligtümer Shivas; der Cherub – ein Mischwesen, halb Tier, halb Mensch, »voller Augen hinten und vorne« – bewacht mit flammendem Schwert das verlorene Paradies, die hebräische Bundeslade und die Heiligtümer Jahwes. Im

Volkschristentum ist es der mürrische Petrus, der als Wetterherr an die Stelle des mächtigen Donar-Thor getreten ist und die Himmelspforten hütet; er trägt den Schlüsselbund, der das Tor öffnet oder verschließt.

Schwellenhüter werden manchmal zweiköpfig dargestellt, wie beispielsweise Janus, der das Tor des Jahres hütet und in die Vergangenheit wie auch in die Zukunft, nach außen, ebenso wie nach innen blickt. Er ist der zweiköpfige Adler, der wachend auf der Welteneiche sitzt.

Ursprünglich war Janus ein Eichengott – aus den harten, dauerhaften Eichenbalken wurden im frühen Europa die Türschwellen der Häuser, die Torpfosten und Torbögen der Tempel und Höfe gezimmert. Das keltische Wort für Eiche, *duir* (oder altkeltisch *dru*), findet sich auch wieder in Worten wie »Tor«, »Tür« (Sanskrit *dwr*), aber auch in Worten wie »Treu« oder »Druide«(keltisch *dru*, »Eiche«; *wid*, »Weiser, Wahrsager«). Der mit der Eiche verbundene Druide ist treuer Hüter der Mysterien. Im echten keltischen Baumkalender symbolisiert die Eiche die Sonnenwenden, jene Schwellen, an denen das zunehmende Sonnenjahr mit dem abnehmenden ringt (Storl 2002: 244). Die Eiche, aber auch jeder andere Haus- oder Hofbaum, die Hoflinde oder der Ahorn beim Haus, kann als ein Tor zur »Anderswelt« verstanden werden und eignet sich als Ort für ein Puja-Ritual.

Man kann kein Mysterium betreten, ohne dem Schwellenhüter zu begegnen und von ihm geprüft zu werden. Auf den Unlauteren oder Unvorbereiteten warten unüberwindbare Widerstände. Man kann sich den Zugang nicht erzwingen, ohne sich der Gefahr der Zerstörung auszuliefern oder dem Wahnsinn zu verfallen. Das gilt auch, wenn man versucht, die Pforten der Wahrnehmung – ohne weitere Vorbereitungen – beispielsweise durch das Einnehmen von psychedelischen Substanzen zu sprengen. Manchmal sind es Schlangen, manchmal Todesfratzen, manchmal aber auch verführerisch schöne, einladende,

schillernde Elfenwesen, die einem begegnen. Schwellenhüter haben eben, wie viele geistige Wesenheiten, die Fähigkeit, ihr Aussehen zu verändern. Ihre Erscheinung ist ein Spiegel unserer Seele: Der frommen, sauberen Seele erscheinen sie oft als Lichtwesen, holde Engel, freundliche Tiere oder dergleichen; der boshaften Seele hingegen wie Teufel.

Peterchens Mondfahrt

Wir begegnen Schwellenhütern jeden Tag – beim Einschlafen. Wenn wir in den Schlaf sinken, überqueren wir, wie der kleine Häwelmann, die Schwelle; unsere Seele weitet sich über die Körpergrenze aus und wandert. Sie wandert zuerst durch die umgebende Natur, kommuniziert mit den Elementarwesen, den Heinzelmännchen. Da erlebt man etwa, dass in dem tickenden Wecker auf dem Nachttisch Gnome, die von Magiern gefangen wurden, Fronarbeit leisten.[40] Man wandert zu den Tieren, die im Haus, im Stall oder im nahe gelegenen Wald wohnen, und wird Teil der »Traumzeit«, in der sie sich meistens befinden, wenn sie nicht gerade mit den äußeren Sinnesreizen – Fressen, Spielen, Jagen usw. – beschäftigt sind. Auf dieser Ebene kann man mit ihnen reden; hört man ihnen gut zu, dann können sie uns wahrhaftige Weisheiten vermitteln. Man wandert oder fliegt weiter, über den Mond hinaus, durch die Sphären, in denen sich die Pflanzendevas befinden. Dort trifft man oft die Geister der Verstorbenen oder Engelwesen. Dabei kann die Seele überall Inspirationen, Eingebungen empfangen. Im Tiefschlaf schöpft sie neue Lebenskraft aus der Urquelle, ehe sie wieder die »Himmelsleiter«, den »Weltenbaum«, die »Planetensphären« herabsteigt, bis sie wieder an die Schwelle des Erwachens im Hier und Jetzt zurückkehrt. Diese Schwelle wird oft als ein breiter, schnell fließender

Fluss erlebt. Ein Fährmann – die Griechen nannten ihn Charon – rudert die Seele wieder zurück. Der reißende Strom ist der Fluss der Zeit, in den die Seele nach der Reise wieder eintaucht. Im 20. Jahrhundert träumten viele Menschen vor dem Aufwachen von einem rasenden Zug, in dem sie sich plötzlich befinden; dieser braust durch einen Tunnel – auch das ist ein Bild der Zeitdimension, in die die Seele nach dem Verlassen der geistigen Welt wieder eintritt.

Meistens aber erinnern wir uns nicht an die abenteuerliche Reise, die wir hinter uns haben. Unser beschränktes Alltagsbewusstsein könnte es nicht ertragen. Angesichts der für das Ego überwältigenden andersweltlichen Eindrücke verlieren wir fast immer das umfassendere Bewusstsein. Einzig Schamanen, Heilige oder Yogis haben mehr oder minder die Fähigkeit, den Gang über die Schwelle bewusst zu unternehmen und in der geistigen Welt, in der »Anderswelt«, auf der »Astralebene« oder in der »Traumzeit-Dimension« bewusst und absichtlich zu handeln. In dieser Dimension sind die echten Schamanen aktiv. Sie reisen bewusst, um verlorene Seelen zurückzubringen, um Heilinspirationen von Elben, Engeln oder Pflanzen*devas* zu empfangen, um die Zukunft auszuloten und um astrale Entitäten – Dämonen, böse Zauberer, Hexen -, die dort ihr Werk treiben, zu bannen oder zu bekämpfen. So können sie auf der Traumzeitebene Gefahren und Störungen abwenden, noch ehe diese sich konkret auf der materiellen, zeitlichen Ebene manifestieren oder materialisieren.

Wenn wir uns das vergegenwärtigen, können wir ermessen, wie wichtig die Schamanen für das Wohlergehen der Gesellschaft waren und sind. Im Vergleich dazu sind unsere heutigen wissenschaftlichen Experten und politischen Führer geistig blind; sie können nur noch auf schon materialisierte Zustände reagieren und verzweifelt daran manipulieren, werkeln und basteln, oder aufgrund höchst komplizierter Computersimulierungen versuchen, die Sache auf Teufel-komm-raus zu analysieren und regulieren.

Aber es wird nie ganz stimmen, es wird immer nur Flickschusterei sein, denn es fehlt das ganzheitliche, inspirierte »Sehen«. Das scheint das Zeitenschicksal zu sein; wir leben schließlich, wie die Inder sagen, im *Kali Yuga.* In diesem dunklen Zeitalter ist es offizielle Doktrin, dass die letzte Realität nicht seelisch-geistiger Natur ist, sondern allein bedingt durch materiellenergetische Felder. Die heutige Psychologie hat Begriffe wie »Seele« oder »Götter« ausgeklammert; sie definiert die geistigen Bilder als »subjektiv«, die an sich keine Wirklichkeit haben. Es handelt sich letztlich um neuronale Zustände, die durch körperliche oder soziale Umstände ausgelöst werden und sich am besten durch Analyse zerebraler und neuro-chemischer Vorgänge erklären lassen. Aber – das sagen die Seher auch – nach der finsteren Nacht des *Kali Yuga* geht die goldene Sonne eines neuen *Sat Yuga*, eines Zeitalters der Wahrheit und Liebe, auf. Also, hüten wir das Feuer in der langen finsteren Nacht, und schauen wir gelegentlich zum Horizont. Zeigt sich da nicht schon ein zarter rosa Streifen? Oder täusche ich mich? Nicht nur im Schlaf, diesem »kleinen Bruder des Todes«, begegnet der normale Mensch Schwellenhütern. Manchmal wird er durch einen Unfall, schwere Krankheit, einen Sturz, eine Vergiftung aus dem Alltag und dem normalen Bewusstsein »herausgeschockt«. Solche Nahtoderfahrungen können Einweihungen sein, meistens werden sie jedoch durch Psychologen und andere Hüter des gegenwärtig offiziell sanktionierten Weltbildes wegrationalisiert, wegtherapiert und wegmedikamentiert.

Einweihung: Das Erwachen in der Traumzeit

Bei den Naturvölkern ist der Gang über die Schwelle und die bewusste Begegnung mit Schwellenhütern ein wichtiger Teil der Initiation von Jugendlichen: Erst dann, wenn sie die unsichtbare Seite des einen Seins erfahren haben, sind sie »wirkliche Menschen«, sind sie »Zweimalgeborene« und

nicht mehr nur Kinder. Die leibliche Mutter hat sie ins irdische Dasein geboren; nun erfahren sie eine geistige Geburt. Diese Initiationen sind alles andere als leicht. Die Jünglinge werden – meistens während der Pubertät – von Familie und Dorf getrennt und in die Wildnis in so genannte »Busch-Schulen« gebracht, wo sie von älteren, schon initiierten Männern zuerst vollkommen traumatisiert werden. Bei vielen Naturvölkern, etwa in Australien oder in Schwarzafrika, werden die Jungen aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen; sie »sterben«; sie werden von der Urschlange geschluckt, verdaut und schließlich – als frisch gebackene Erwachsene – wieder ausgespieen. Es ist eine schmerzhafte Prozedur. Die Jungen müssen fasten oder bekommen eine besondere Diät. Je nach Tradition, wird ihnen ein Zahn ausgeschlagen, sie werden tätowiert oder skarifiziert, es werden ihnen Wunden zugefügt oder Beschneidung vorgenommen. Meistens werden sie mit Drogen vollgestopft, so dass sie vollkommen verwirrt sind, sich im »psychedelischen Dämmerzustand« befinden, wobei ihnen die Götter, Geister und Dämonen leibhaftig erscheinen. Ihre Lehrer, die schon initiierten Alten, führen ihre Visionen, deuten diese nach alter Überlieferung und lehren ihnen die Namen und den Umgang mit den so erlebten Geistwesen. Manchmal dauert die Initiation Wochen oder Monate; die Persönlichkeitsstruktur wird dabei umgebaut.



Der Initiant wird von dem Drachen wieder ausgespieen (griechische Vase von Caere).

Für die Frauen im Dorf sind ihre Söhne tatsächlich »gestorben«. Die Mütter, die sich oft mit weißem Lehm als Zeichen der Trauer einreiben, weinen und fügen sich selbst Schmerzen zu. Wenn die Initiation vorüber ist, hat der junge Mann einen neuen Namen und eine neue gesellschaftliche Rolle inne. Nun ist er befähigt zu heiraten, eine Familie zu gründen, sie zu tragen und zu beschützen. Die Narben auf seinem Rücken bezeugen, dass er hautnah den Fängen der »Urschlange« entkommen ist, dass er von dem Drachen, der Erdmutter oder den Dämonen verschluckt, transformiert, erneuert, als Mann aus der schweren Prüfung hervorgegangen ist.

Die Indianer kennen die Initiation vor allem in Form einer Visionssuche. Abgelegen in der Wildnis, ohne Nahrung, Wasser und Feuer warten sie, hoffend, dass ein magisches Tier oder andere Geistlehrer ihnen erscheine und ihnen, neben anderen Weisheiten, auch den Sinn und die Aufgabe ihres Lebens offenbare. Wenn nach vier bis sieben Tagen kein solcher Lehrer erschienen ist, dann fügen sie sich Wunden zu oder schneiden ein Fingerglied ab, um bei den Geistwesen Mitleid zu erzeugen. Ein Mensch ohne Vision, ohne freundliche Helfer aus der Traumzeitebene, ist tatsächlich bemitleidenswert. Er weiß nicht, wer er ist und was das Leben von ihm will.

Bei den Mädchen verläuft die Initiation meist nicht so dramatisch, sie erfolgt schrittweise: Zuerst wird die erste Monatsblutung zelebriert. Bei den Pygmäen ist das ein öffentliches Freudenfest (Turnbull 1962: 188). In anderen Kulturen, wie bei den Indianern, entfernt sich die junge Frau von der Gemeinschaft und verbringt Tage abgeschieden in einer Menstruationshütte (Mondhütte). Dort vertieft sie sich, unter Anleitung einer älteren Frau, in die weiblichen Mysterien der Fruchtbarkeit.[41] Eine zweite Stufe zum Frau-Sein ist dann die Geburt des ersten Kindes.

Initiationen gab es einst auch bei uns. Die Germanen schickten die jungen Männer in die Wildnis, wo sie von älteren, ehemaligen Berserkern initiiert wurden. Die erfahrenen Alten, selbst dem Schamanengott Wotan (Woden, Odin) geweiht, führten sie in die Stammesmythologie und in den Umgang mit den Gefahren der sichtbaren und unsichtbaren Welt ein. Verschiedene Techniken wurden angewandt, darunter manischer Tanz, asketische und meditative Praktiken, Scheinhängen und der gekonnte Einsatz von Rauschgiften und narkotischen Getränken – Fliegenpilz und Nachtschattengewächse -, um die Jungen aus dem Alltag herauszukatapultieren und in die andere Dimension zu schleudern. So lernten sie die

unbewusste Seite des Seins kennen, lernten ihre Ängste zu meistern, lernten ihre tierischen Folgeseelen – vor allem Bären und Wölfe – kennen. Sie lernten auch Trance-Techniken, um sich vom Körper zu lösen und in Tiergestalt umherzustreifen. Beim Scheinhängen wurde der Einzuweihende mit einem Strick um den Hals hochgezogen, bis er das Bewusstsein verlor, und dann wieder heruntergelassen.[42] Das Hängen bedeutete eine echte Nahtoderfahrung, die wahrscheinlich auch eine Begegnung mit Odin – sein Beiname ist *Hangaguth*, »Hängegott« – ermöglichte (Hasenfratz 1992: 66). Durch Speermerkung – Ritzen mit einem Speer, der Waffe Odins – wurden sie Teil des Jungmännerbundes.

Nach dieser Erfahrung der inneren Wildnis folgte der »Wolfsgang« oder »Berserkergang« in die äußere Wildnis. Es war die größte Mutprobe. Allein mit einem Messer oder Schwert bewaffnet, mussten sie über Monate im Wald überleben. Ihre Kleidung bestand aus dem Fell eines Tiers, meist eines Bären oder eines Wolfes, den sie selbst erlegt hatten.[43] Dieses Tier, dessen Kraft sie nun aufnahmen, war in gewissem Sinn zugleich der Schwellenhüter, der sie am Eingang ihrer neuen Lebensphase konfrontierte. Beim Berserkergang schwärzten sie ihr Gesicht und Glieder oft mit einer Salbe aus Ruß und Fett. Wie bei anderen Kulturen bedeutete eine solche Bemalung, dass sie nun keine normalen Menschen mehr waren, sondern sich außerhalb der gesitteten Gesellschaft befanden. Maskiert und lärmend zogen sie umher als »Wilde Jagd«, als Teil der Geisterschar im Gefolge Odins, als »Woutis Heer«, als »Herlekins Schar«. Der Begriff Harlekin[44] für Narr und Possenreißer bezieht sich darauf. Diese Umzüge der jungen wilden, in Tierhäuten vermummten Männer haben sich bis heute in stark abgemilderter Form in den Fasnachtsbräuchen insbesondere in den Alpenländern erhalten. Das wilde Heer wühlt auf und chaotisiert den normalen Ablauf der Dinge und bringt so die

Kräfte der Erneuerung und Fruchtbarkeit von der anderen Seite herüber.

Nach dem erfolgreichen Berserkergang wurden die jungen Wilden – ähnlich den jungen australischen Ureinwohnern nach dem *walk about* – als verantwortungstragende Erwachsene wieder in die Gesellschaft aufgenommen. Erinnerungen an diese vorchristlichen Initiationspraktiken finden wir in dem Grimms Märchen vom Bärenhäuter (Storl 1992: 125) sowie in der alten englischen Legende von Robin Hood, der mit seiner wilden Bande lustig und vogelfrei im Wald lebt. Sein Name ist anscheinend die christianisierte Form des angelsächsischen *Rof Breoth Woden* (»Die strahlende Kraft Odins«). *Hood, Wood* und *Woden* sind angelsächsische Bezeichnungen für Odin (Graves 1961: 396).

Auch die Kelten kannten derartige Initiationen, wobei die jungen Krieger als Bären oder auch als »Frischlinge« im »Wildschweinrudel« im Wald lebten. Wildschweine waren den Kelten heilige Tiere. Der Eber, gefährlich und wild, war keltisches Symbol des Kriegers. Sogar mit Wölfen können es die Wildschweine aufnehmen: Zum Schutz gegen Wölfe ließen die Kelten ihre zähen Schweine frei in den Dörfern herumlaufen.

Bei der Besiedlung der Waldwildnis im östlichen Nordamerika erwachte unter den Pionieren die Rückerinnerung an das Berserkertum, wie auch an andere kulturelle Muster aus urgermanischen Zeiten, zu neuem Leben – Zweikampf in der Mittagsstunde *(high noon)*, begraben werden mit Stiefeln an den Füßen, Hängen als Todesstrafe (Odins Opfer), Bauen von Blockhütten[45], die Landnahme mit Planwagen usw. Der erste Bär, den der Siedlerjunge tötete, machte ihn zum Mann. So heißt es von dem furchtlosen Volkshelden und Waldläufer der Urwälder Kentuckys, Daniel Boone (1734–1820), dass er als Zwölfjähriger zur Flinte griff und einen Bären erlegte,

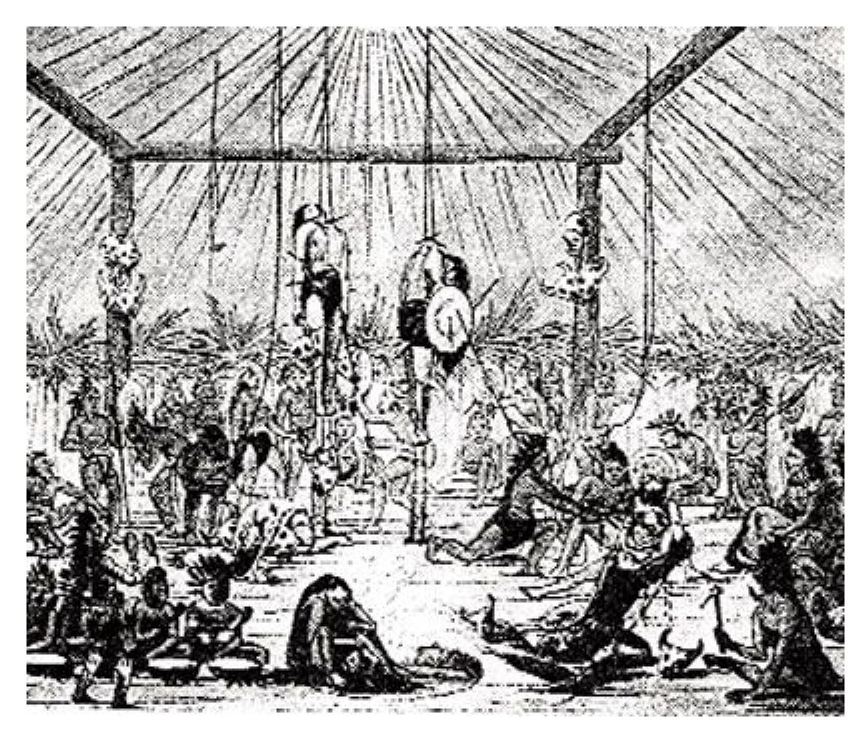
während seine Spielkameraden in Panik davonrannten. Übertroffen wurde er von einem anderen »Volkshelden«, dem Indianertöter und *Frontiersman* Davy Crockett (1786–1836), der, wie das Volkslied singt, schon als Dreijähriger mit einem Jagdmesser einen Bären zu Fall brachte.[46]

In den heutigen westlichen Gesellschaften gibt es kaum mehr solche Jugendinitiationen, die die nachwachsende Generation mit dem Schwellenwächter konfrontieren und die andere Seite der Wirklichkeit schauen lassen. In einer urbanen, modernen Gesellschaft sind solche wilden, archaischen Riten undenkbar; auch akzeptieren wir die metaphysischen Hintergründe nicht mehr. Ausharrvermögen, Leidensfähigkeit und dergleichen sind weniger gefragt. Die kirchliche Konfirmation, Abschlussprüfung an Schule oder Hochschule oder der Rekrutendrill im Militärdienst sind äußerst schwache Nachklänge der einstigen Jugendeinweihungen. So kommt es, dass in der westlichen Welt viele Menschen nie mit den eigenen Tiefen konfrontiert werden, sie verharren sozusagen im Status »ewiger Teenager«. Was die Nahrung für die Seele betrifft, müssen sie sich mit virtueller Ersatzbefriedigung, mit Harry Potter, dem Herrn der Ringe, mit Science-Fiction-Fantasie und anderem *Seelen-Junk-food* zufrieden geben oder sich mit dem Lebergift Alkohol (Alki-Pops) betäuben. Viele junge Leute versuchen sich mittlerweile selbst zu initiieren und im Prozess des *reality testing* die Grenzen und Wirklichkeit des Daseins auszuloten. Diese Selbstinitiationsversuche nehmen verschiedene Formen an: Koma-Saufen; Extremsport, der das Adrenalin fließen lässt – Bungee-Jumping, Drag Racing, Free Climbing, Off-Course Ski, Train Spotting usw. – und der Gebrauch von bewusstseinsverändernden Substanzen, die vom drögen Alltag abheben lassen, etwa *Ecstasy* (MDMA, Phenetylamine), *Speed, Acid* und andere, die bei nächtlichen Raves und Trance-Tänzen leicht erhältlich sind.

Zunehmend wird mit so genannten »Schamanendrogen« experimentiert, mit Pilzen, Meskalin, Ayahuasca, Cannabis usw. Das ist aber nicht problemlos. Oft werden dadurch latent vorhandene psychische Probleme an die Oberfläche geschwemmt, ohne dass dabei, wie bei den Naturvölkern, erfahrene Ältere mit Rat und weiser Hilfe beistehen. Auch wenn es diese weisen Seelenführer gäbe, wäre das in unserer Gesellschaft problematisch, denn die Substanzen sind fast allesamt illegal, tabu und deren Besitz strafbar. Die Sinnsuche wird zu einem kriminalistischen Problem. Zudem hat die sinnentfremdete Anwendung von entheogenen, heiligen Pflanzen einen kommerziellen Aspekt. Die weltweit operierenden mafiaähnlichen Organisationen sind weder an dem religiösen noch therapeutischen Potenzial dieser Substanzen interessiert, sondern lediglich an kaltem Profit. Illegalität treibt – wie einst beim Alkohol während der amerikanischen Prohibition – den Profit in astronomische Höhen. Sucht bringt Profit. »Sucht« kann man auch als das verzweifelte Suchen nach labenden geistigen Quellen deuten. Vom kulturanthropologischen Standpunkt aus gesehen ist es auch kaum möglich, sinnstiftende Initiationen für Jugendliche neu zu erfinden, wie es in New-Age-Selbstfindungsgruppen, Wochenendtrommelseminaren oder von einigen Sekten versucht wird. Solche Einweihungen müssen von der gesamten Gesellschaft als inniger Bestandteil des gemeinschaftlichen Weltbilds getragen werden. Die Traumzeit wird sich nicht so leicht wiederfinden lassen. Aber wer weiß, vielleicht findet die Traumzeit uns wieder …

Eine schwierigere Einweihung als die der Jugendinitiationen ist die des Schamanen. Bei seiner Einweihung lernt der künftige Schamane einen nahezu familiären Umgang mit dem Hüter oder Wächter der Anderswelt. Er wird zum Meister des Übertritts oder der Trance – vom lateinischen *transire*, »hinüber-, hindurch-vorbeigehen«, »sterben«. Der Schamane wird zum

erfolgreichen Grenzüberschreiter, der sich zwischen den beiden Seiten des Seins, zwischen der alltäglichen Welt und der Welt der Geister, Götter, Dämonen und Toten frei hin und her bewegen kann. Er hat einen spirituellen Diplomatenpass. Gottheiten, wie der germanische Wotan oder der griechische Hermes, der Götterbote oder Heroen wie Orpheus und Herkules, die in die Unterwelt gingen, um die Seelen Frühverstorbener zurückzuholen, dienten einst in europäischen Kulturen als Vorbilder schamanischer Übertritte.



Initiation der Büffelschamanen bei den Mandan (nach G. Catlin, 1832).

Bei den Puja-Ritualen, von denen hier die Rede ist, gelangen die Teilnehmer oft an die Grenze, selten aber führt das Ritual zu vollkommener Trance und zum Seelenflug. Auch wenn man den Schwellenhüter nur spürt oder erahnt, so ist es doch angebracht, ihn zu begrüßen und zu verehren.

Heimdal, der germanische Schwellenhüter

Die Brücke zu den Göttern ist der Regenbogen. Deswegen ist es immer ein Segen, wenn ein Mensch einen Regenbogen sieht. Heimdal, »der Wachsame«, mit der glänzend weißen Rüstung und glänzendem Schwert, ist der Hüter dieser Brücke. Auch seine Zähne sind golden und blinken wie die Sonne, wenn er lächelt. Heimdals Vater ist kein anderer als der Zauberer und Schamanengott Odin; seine Mütter sind neun Seejungfrauen, neun Schwestern, die wiederum mit den neun Wellen assoziiert werden – die neun Wellen, die, wie einige Psychonauten[47] wissen, die Seele durch die neun Sphären tragen. Heimdals Sinne sind derart scharf, dass er die Wolle auf den Rücken der Schafe und das Gras auf der Weide wachsen hört. Er braucht weniger Schlaf als ein Vogel. Seine Augen können sowohl bei Tag als auch bei Nacht »hundert Meilen weit« sehen (*Edda*, 1, Gylfaginning, 23). Und wenn eines Tages die Dämonen und Feuermonster des Südens die Himmelsbrücke stürmen wollen, wird er der Erste sein, der Wind davon kriegt. Dann wird er in sein Horn, in das Gjallerhorn stoßen. Gjallerhorn ist das »gellende Horn« (Unter »Gellen« verstanden die Germanen einen Klang- oder Rufzauber. Ein »Galster« konnte magische Schreie von sich geben, die den Feinden das Blut gerinnen ließen, die töten oder heilen konnten.)



Heimdal mit Gjallerhorn (Olafur Brynjulfsson, 1760).

Heimdal kann auch Widdergestalt annehmen. Der Widder symbolisiert im indogermanischen Mythos den Anfang, den Kopf, die Stoßkraft des Mannes als Krieger und Begatter – man denke an die keltische widderköpfige Schlange oder an den mit Widderhörnern versehenen Stammesgott Teutates. Auch der Tierkreis fängt mit Ares, dem kosmischen Widder an. In der Militärtechnik ist der Widder der Prellbock, der verriegelte Tore aufsprengt.

Da seine Mütter die neun Wellen sind, surft Heimdal in Robbengestalt über die Wellen.[48] Die Brennnessel, deren Berührung sofort wach und geistesgegenwärtig macht, ist

die Pflanze, die diesem Wächter geweiht ist. Im keltisch-germanisch-slawischen Denken verlieh die wehrhafte Brennnessel dem Gehöft, welches sie umwucherte, Schutz vor bösen Einflüssen und unholden Wesen. Sie ist sozusagen Heimdal in Pflanzengestalt. Wünschelrutengänger und Pendler behaupten noch immer, dass die Brennnessel »negative Strahlungen« neutralisiert. Der angelsächsische Neunkräutersegen *(Lacnunga)* aus dem 11. Jahrhundert deutet noch diese Verbindungen an. Von der Brennnessel heißt es in diesen Sprüchen, mit denen man die Heilpflanzen beschwor:

> »Dies ist die Pflanze, die Wergulu[49] heißt
> Diese entsandte der Seehund über den Rücken der See,
> Als Hilfe gegen die Bosheit des anderen Gifts.«

Mit Heimdals Macht *(Hljod)*, mit seiner Stille und seiner Lauschkraft, hört man das Raunen der Weisheit, »die unter dem himmelsgewohnten Baum verborgen ist« (Ström 1957: 160). Heimdal, der Wachsame und Weise, lässt auch während der Puja keine Dämonen in den sakralen Kreis eindringen.

Wölfe

Die Gestalten und Formen, welche die Schwellenhüter annehmen, sind Ausdruck der jeweiligen kulturellen Tradition der Ritualteilnehmer. Die inneren Bilder und Imaginationen sind, wie Sprache, Tracht und Kunstformen, von Kultur zu Kultur anders geprägt. Dennoch haben sie vieles gemeinsam. Oft sind die Schwellenhüter furchterregende Reptilien oder wilde Raubtiere. In den slawischen, nordgermanischen, sibirischen und indianischen Sagen erscheint oft der Wolf bei Übertritten in andere Realitäten. Diese Imagination kann ich persönlich bestätigen. Im Rahmen eines Projekts zur Erforschung altüberlieferter magischer Pflanzen kochte unser

Forscherteam, bestehend aus drei Personen, eine Flugsalbe aus den reifen Beeren der Tollkirsche *(Atropa belladonna)*.[50] Wir gingen holistisch vor, indem wir nicht nur die pharmakologische Wirkung, sondern auch die kulturellen Faktoren mit berücksichtigten, wie sie in der Symbolik und Umgangsweise bei verschiedenen Völkern zum Ausdruck kommen. Nichts überließen wir dem Zufall – wie die Eingeborenen allgemein. Die Beeren wurden an einem geomantisch bedeutsamen Ort gesammelt, wo einst im Mittelalter ein Hirte eine Vision vom Heiland hatte; sie wurden in dem Fett einer Weihnachtsgans gekocht. Gänsefett ist nicht nur hautverträglich; der weiße Vogel symbolisiert bei den Völkern der nördlichen Halbkugel auch die fliegende Seele. Selbstverständlich wurde die brodelnde Salbe rhythmisch in der glücksverheißenden sonnenläufigen Richtung gerührt. Wir sangen derweil altvedische Mantras und Obertöne, in deren Klangformen sich, wie es in verschiedenen Traditionen heißt, feine ätherische Wesenheiten verkörpern können. All das taten wir, um Atropa, die »Unabwendbare«, die Schicksalsgöttin, die den Lebensfaden durchschneidet und die in dieser Pflanze anwesend ist, gnädig zu stimmen. Nun rieben wir ein wenig von der Salbe an Handgelenk und Kniekehle, wo die Haut dünn ist. Bald darauf stand ein großer Wolf vor mir; er fixierte mich mit seinem wilden Blick; ich hörte seine Atemstöße. Unvorbereitet hätte man einen tüchtigen Schreck bekommen. Während ich den Wolf ruhig betrachtete, nahm er zögerlich eine menschenartige Gestalt an, und ich erkannte, dass es ein Waldschratt war, der da vor mir stand. Er deutete an, er würde mich begleiten, wenn ich mitkommen wolle in die Welt der Waldgeister. Es stehe mir frei. Da ich aber keinen wirklichen Grund hatte, mit ihm in die »Anderswelt« zu reisen, bedankte ich mich bei ihm und kehrte wieder zurück zur Seite der alltäglichen Wirklichkeit. Die Vision von Wölfen als Schwellenhüter oder

die Verwandlung in Wölfe oder Werwölfe scheint sich – wie wir zahlreichen Hexengeständnissen und anderen historischen Quellen entnehmen – bei der Tollkirsche häufig einzustellen.

Wölfe, auch Wildhunde und Schakale, symbolisieren schon lange Hüter der Schwelle. Charon, der Fährmann der griechischen Mythologie, der die Toten in die jenseitige Welt bringt, hatte Wolfsohren. Wer zu Odin/Wotan will, muss an seinen Wölfen vorbei. Der heilige Remaclus, der in den Ardennenwäldern seine Klause hatte, wurde für die germanischen Heiden annehmbar, da er ohne Furcht durch ein Wolfsrudel lief.



Wölfe als Schwellenhüter.



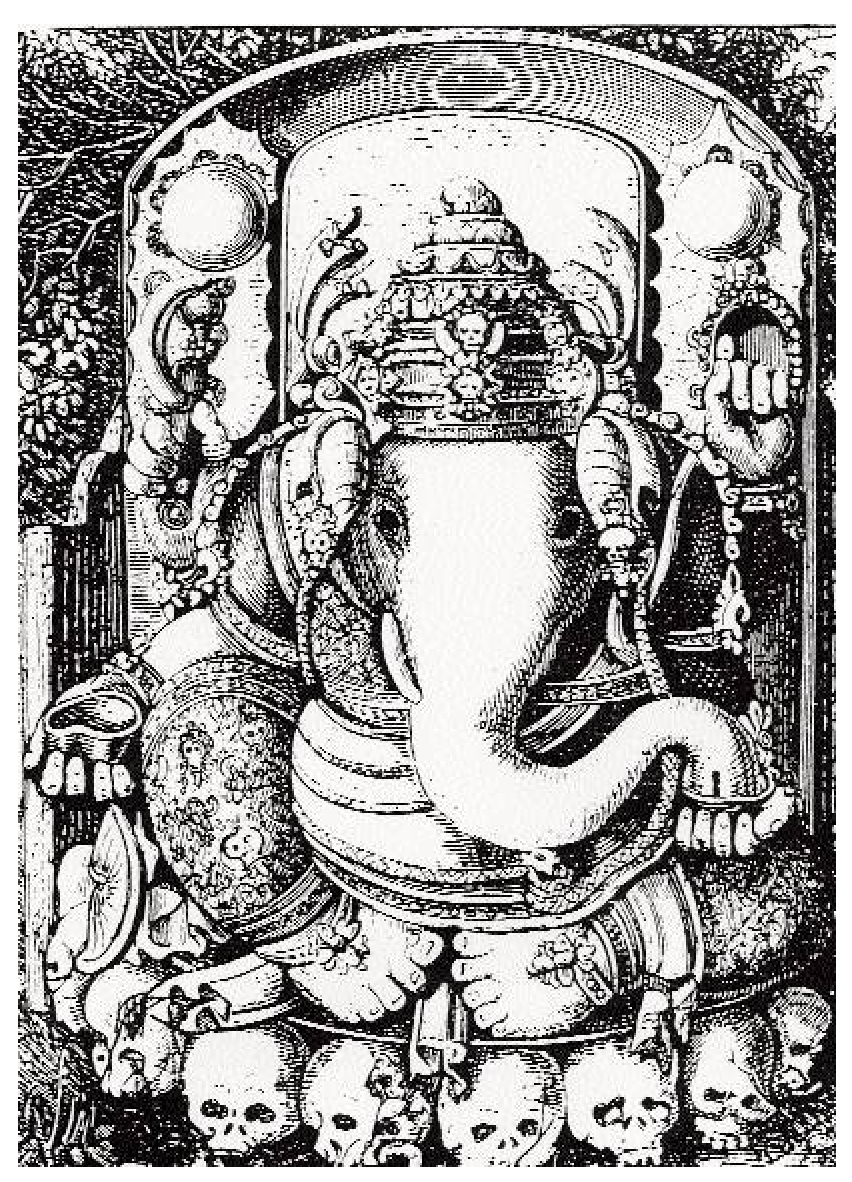
Herkules konfrontiert den Höllenhund Kerberos (attische Vase).

Wölfe, wie auch viele Hunde, sind äußerst sensibel; sie spüren sofort die Angst in einem Menschen und reagieren darauf, indem sie sich aggressiv wehren.

Einer der im Christentum beliebtesten Heiligen ist der »Riese« Christophorus. Auch er ist Schwellenhüter, er trägt die Seelen vom diesseitigen Ufer zum anderen. Ursprünglich war Christophorus eine hundsoder wolfsköpfige Gottheit, verwandt mit *Anubis*, dem schwarzen hundsköpfigen Totenbegleiter der alten Ägypter. Noch in der griechisch orthodoxen Kirche wird Christophorus mit einem Wolfskopf dargestellt. Viele Gläubige sind noch immer überzeugt, dass es ratsam ist, diesen Schwellenhüter anzurufen oder ihm eine Kerze zu zünden, wenn man etwas Neues anfängt oder wenn man eine weite Reise vor sich hat. Der ägyptische Wolfsgott *Upuaut* (»Öffner der Wege«), ein Mann mit Wolfskopf und Rüstung, eine Erscheinungsform des Anubis, galt als Hüter des Osiris, des Herrn des Lebens (Zerling/Bauer 2003: 322).

Ganesha, der Elefant

Die Hindus rufen zu Beginn der Puja den elefantenköpfigen, dickbäuchigen *Ganesha* an.[51] Auch bei ihm ist das Schlangenhafte in Form seines Elefantenrüssels anwesend. Die Große Göttin selbst erschuf Ganesha als Torwächter, damit sie endlich einmal in Ruhe ein Bad nehmen könne, ohne ständig von Bittstellern belästigt zu werden. Sie schabte Schorf und Schmutz von ihrer Haut, knetete diese zur Gestalt eines jungen Mannes, hauchte ihm Leben und Mut ein und befahl ihm, das Himmelstor zu hüten und niemanden hereinzulassen. Das wurde ihrem Gemahl Shiva, dem »Gott der Götter«, zum Verhängnis, als er nach Hause kam. Unverdrossen versperrte ihm der kleine Ganesha den Weg. Da Parvati ihm bei seiner Erschaffung weder Angst noch Furcht mitgegeben hatte, ließ er sich durch Shivas Drohungen nicht im geringsten einschüchtern. Die anderen Götter fanden es lustig, dass der Herr des Universums nicht einmal sein eigenes Haus betreten konnte. Nur mit Vishnus Hilfe, der den kecken Jüngling ablenkte, gelang es Shiva, mit den geschliffenen Klingen des Dreizacks den Kopf seines Widersachers abzusäbeln und das Haus zu betreten. Als Parvati davon hörte, war sie untröstlich: »Was habt ihr mit meinem Söhnchen getan?«, schluchzte sie und entzog aus lauter Trauer der ganzen Welt ihre Liebeskraft *(Shakti)*. Es wurde kalt und düster im Universum; Menschen, Tiere, Götter und Dämonen litten und berieten, wie man den Sohn der Göttin zu neuem Leben erwecken könne. Shiva wusste, wie man mit Hilfe heiliger Mantras den Kopf wieder auf den Rumpf aufpflanzen könnte. Leider aber war der Kopf verschwunden. Da nahm Shiva den Kopf des erstbesten Tiers, das des Weges kam – es war ein Elefantenbulle – und setzte ihn auf den Körper. So bekam Ganesha, der wieder zum Leben erwachte, als sei nichts geschehen, seinen Elefantenkopf.



Schwellenhüter Ganesha.

Ganesha heißt auch *Ekadanta*, »Einzahn«. Als der Torhüter dem edlen Rama den Zugang zum Reich Shivas und Parvatis verwehrte, da schlug ihm Rama mit der Axt seinen Stoßzahn ab. Diesen Elfenbeinzahn *(danta)* benutzt Ganesha seither als Griffel, wenn er seine weisheitsvollen Bücher schreibt. Der Dickschädel ist nämlich auch Patron der Gelehrten und Bücherschreiber. Und wehe dem Schriftsteller, der ihn nicht – vor dem Schreibprojekt oder ehe er sich an seinen PC setzt – mit einer kleinen Puja verehrt. Wer das nicht tut, wird an Schreibhemmungen

leiden oder die Musen werden ihn nicht küssen. Ganesha, oder Ganapati, der »Herr der Geisterscharen«, ist nämlich auch verantwortlich für alle Blockaden, Frustrationen, Staus und Hindernisse. Wenn er jedoch zufrieden ist, dann ist er *Vignésu*, »der Entferner der Hindernisse«.

Ganesha hütet noch immer jede Schwelle, die von einer Welt in die andere führt, und sei es nur die einfache Haustür oder das Tor zum Tempel. In den Tempeln lenkt er jeden ab, dessen Seele nicht rein ist. Der unlautere Besucher mag wohl physisch den Tempel betreten und die Götzen mit objektivem Blick betrachten, aber eine Begegnung mit dem wahren Göttlichen, ein *Darshana*, wird nicht möglich sein.

Einst gab es einen Tempel in Somnathpur, in dem sich Shiva aufhielt. Wissend, dass Shiva ein liebevoller Narr *(Bola)* ist, der nicht Nein sagen kann, wenn man ihn um etwas bittet, kamen zahllose schlaue, aber unreine Menschen und Dämonen und baten ihn um Einlass in den Himmel. Shiva, der Gütige, ließ sie alle hinein. Das verärgerte Yama[52], den Fürsten des Todes und Herr der Höllen. Er sprach bei Parvati vor und beschwerte sich, dass sich allmählich die Höllen entvölkerten. Da schickte die Göttin Ganesha als Torhüter zu dem Tempel in Somnathpur. Listig fragte er jeden Besucher und Bittsteller: »So, mein Lieber, was willst du? Willst du reich werden, in der Lotterie gewinnen, der Schwarm des anderen Geschlechts sein? Willst du eine gute Figur haben, Erfolg im Beruf, Macht, die Erfüllung deiner geheimsten Gelüste? Willst du Filmstar werden? Oder etwa Präsident?« Fast alle derart Befragten fallen auf diese Versuchungen herein und gehen glücklich fort – schon aus diesem Grund ist Ganesha einer der beliebtesten Götter in Südasien. Er erfüllt Wünsche. Nur wer diesen weltlichen Versuchungen widersteht, nur demjenigen, der sich ausschließlich dem »höheren Selbst« hingeben will und dem die Vision des höchsten göttlichen

Mysteriums, welches Shiva/Parvati verkörpern, das einzige Verlangen ausmacht, lässt Ganesha ins innerste Heiligtum.



Behemoth (L. Breton, Collin de Plancy, Dictionnaire infernal*).*

Schon vor einigen tausend Jahren erschien Ganesha in der westlichen Welt, im Nahen Osten, bei den Juden und später den Christen. Da erkannte man nicht seine göttliche Natur als Diener des Höchsten, sondern sah nur seine dämonische Seite: *Behemoth* (hebräisch, »Riesentier«) nannten sie das elefantenköpfige Monster mit dem riesigen Bauch.

Sphingen

Vor 4600 Jahren ließ der Pharao Chephren in Gizeh, an der Grenze zwischen dem grünen Niltal und der Wüste, den Sphinx, eine 20 Meter hohe und 73,5 Meter lange, männliche Mischgestalt mit dem Körper eines Löwen und dem Kopf eines Menschen, aus einem Felsen hauen. Man sagt, es sei ein Selbstbildnis des Herrschers und sollte seine Unbesiegbarkeit und Königsmacht symbolisieren. Der Steinkoloss stellt jedoch mehr als das dar:
Er wacht am Rande der Wüste, am Rande der »anderen Welt«, die dem Uneingeweihten verschlossen bleibt.

Der Sphinx von Gizeh befindet sich am Stadtrand von Kairo. In pharaonischen Zeiten hieß der Ort *Chere-oho*, »Kampf-Ort«, der Ort, wo der Zweikampf zwischen dem lebensfeindlichen Wüstengott Seth und dem lebensbewahrenden Horus stattfand. Die arabisch-muslimischen Eroberer nannten die Stadt *Masr el-Kahira*, »Stadt des siegreichen Planeten Mars«, oder einfach *Kahira* (Kairo) (Urmes 2003: 300).

Renaissance-Philosophen lehrten, dass der Mensch in seinem Leben die Planetenstufen durchläuft. Er wird unter dem Einfluss des Mondes geboren, kommt als Schulkind unter die Herrschaft des cleveren Merkur, verbringt die Blüte der Jugend unter der Regentenschaft der holden Venus, die Sonne bringt ihn auf den Gipfel seiner Kraft, mit rund vierzig Jahren regiert ihn der draufgängerische Mars, danach der weise, frohmütige Jupiter, und zuletzt führt ihn der bittere Saturn über die Schwelle ins Jenseits, in die ferne Sternenwelt. Es war mir vergönnt, meinen vierzigsten Geburtstag in der Marsstadt Kairo zu verbringen. An diesem Tag wollte ich mich vor den Sphinx setzen und in die Versenkung gehen, denn hier befindet sich eine Schwelle, ein Kraftort, wo sich Lebensrätsel lösen lassen. Ich hatte alle Brücken hinter mir abgebrochen, hatte meine Stelle gekündigt und war auf dem Weg nach Indien. Hier wollte ich den Sphinx fragen, wohin mich das weitere Leben führen würde. Der Steinkoloss schaute aber nur gleichgültig aus

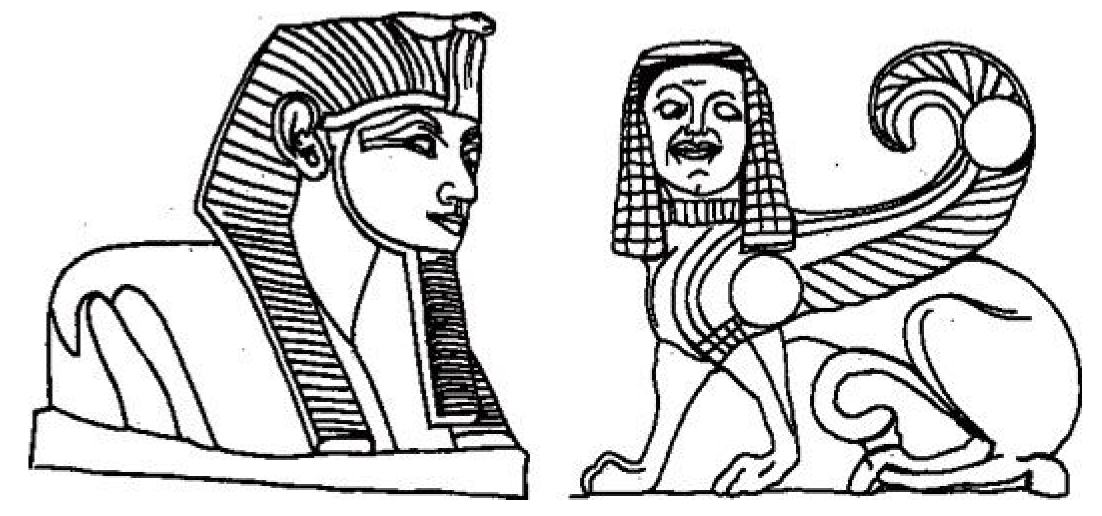
seinem nasenlosen Gesicht.[53] Ein Hauch von einem Lächeln lag auf seinen Lippen. Ununterbrochen versuchten dabeistehende Ägypter, mich durch Geplapper und heftiges Gestikulieren von meinem Anliegen abzubringen. Ihnen war es offenbar ein Rätsel, was dieser Fremde da im Schneidersitz vor dem *Abu-l-Haul*, diesem heidnischen Götzen, macht. Und dennoch, trotz der Widerstände markierte die Begegnung mit dem Sphinx einen Schritt in eine vollkommen neue Phase meines Lebens. Er hatte nichts von seiner Macht eingebüßt.

Der Sphinx ist, wie Thaddeus Golas sagt, »Wächter des Tors des Bewusstseins, eines Bewusstseins jenseits des menschlichen Bewusstseins, eines Bewusstseins, das nur erlangt und erlebt werden kann, wenn man bereit ist, das eigene Ich aufzugeben[54] (Golas 1985: 61). In Indien wurde ich schwer krank, fiebernd lag ich in einer Hütte am Ganges; es war, als spülte der heilige Strom die Schlacken von der Seele; ja, ich hatte das »niedere Ich« aufgegeben, dem »höheren Selbst« geopfert. Als ich nach vier Jahren wieder nach Europa kam, führte mich der Weg am Genfer Bahnhof durch die steinernen Statuen zweier Sphingen. Sie schienen beseelt und entließen mich – beim Vorbeigehen – in einen neuen Lebensabschnitt, ohne mich mit ihrem feurigen Blickstrahl zu verglühen.

Auch die Griechen kannten den Sphinx. Aber hier wechselte er das Geschlecht. Er wurde weiblich, dabei bekam der Löwe mit dem Menschenkopf zusätzlich Flügel. Diese griechische Sphinx war unheimlich und grausam, sie galt als Schwester des Höllenhundes Zerberus (Kerberos), der die Pforte zur Unterwelt bewacht. Am bekanntesten ist die Sage der Sphinx, die am Weg der in die Stadt Theben führt, lauerte. Sie stellte den Vorbeiwandernden ein Rätsel. Wer das Rätsel löste, durfte weiter gehen. Wer es nicht erriet, den tötete sie. Der Name Sphinx kommt aus dem griechischen *sphingein*, »würgen, erdrosseln«, und

symbolisiert die Enge und die Angst, die den Menschen in der Begegnung mit den Schicksalsmächten übermannt. Ödipus war es, der das Rätsel[55] der Sphinx von Theben löste, worauf die Sphinx in die Unterwelt verschwand.

Sphingen und sphinxähnliche Wesen gibt es in vielen Kulturen, in China, Tibet und Nepal ebenso wie im antiken hellenischen, ägyptischen, persischen Kulturkreis. Immer sind sie Wächter und Schwellenhüter. Als Mischwesen, teils Raubkatze, teils Mensch, Adler, Schlange oder Drache geben sie zu erkennen, dass sie nicht allein dieser Welt gehören.



Sphinx mit dem Kopf der Königin Hatschepsut, 1490 vor unserer Zeit (links), und griechische Sphinx (rechts; V. Catari, 1647).

---

39 Das Sauberhalten dieser Pforte war äußerst wichtig, denn ungute Geister verstecken sich gerne im Schmutz. So ist der Schornsteinfeger ein Segensbringer; ihn bloß zu sehen, gilt als gutes Omen. Zum Reinigen des Kamins benutzte man einst in Westeuropa die zähe, stachelige Stechpalme oder den Hülsenbusch *(Ilex aquifolium*, englisch *holly*), der den Germanen und Kelten ebenso heilig war wie die Eiche oder die Mistel, welche den immergrünen Wintergeist symbolisierte.

40 Die moderne Technik, Kraftmaschinen und Elektronik, funktioniert – von dieser Warte aus gesehen – überhaupt, weil unsere »Zauberer« (Wissenschaftler) es vermochten, die Elementarwesen zu fangen und zur

Fronarbeit zu zwingen, so wie die Menschen früher Pferde, Elefanten und andere Tiere für ihre Zwecke einspannten. Die Sagen und Mythen der Kelten, Germanen und anderer Völker erzählen, dass schon die Götter es vermochten, jene ätherischen Wesen, die sich in den Elementen verkörpern, zur freiwilligen oder unfreiwilligen Arbeit heranzuziehen. Sie fertigen Metallgeschmiede aller Art, Waffen, Zauberringe, Schmuck. Wird aber die Arbeit erzwungen, so legen sie ihren Fluch darauf. Im entscheidenden Moment bricht dann die Maschine zusammen oder die Zauberwaffe funktioniert nicht (Golter 1985: 138).

41 Märchenforscher entnehmen dem Märchen »Rapunzel«, dass es anscheinend derartige Initiationen für pubertierende Mädchen auch im vorchristlichen Europa gegeben haben muss. Volksmärchen, wie die der Gebrüder Grimm, enthalten einen Schatz an alten Überlieferungen. »Will man dem Turmverlies und der mutterähnlichen Rolle der Zauberin (Fee, Hexe) atavistisch nachspüren, bieten sich die Riten der Naturvölker an; sie kannten nicht nur »den Turm«, die abgesonderte Pubertätshütte, sondern auch die Stammesalte, die die pubertierenden Mädchen erzog« (Diederichs 1995: 267). Die Zauberin wird »die alte Frau Gothel« genannt: *Gote* (schweizerdeutsch *Gotte*, althochdeutsch *Gotmuoter*, englisch *godmother)* ist die Patin; *Gode* oder *Gothi* ist die Bezeichnung für die germanischen Priester und Priesterinnen.

42 Das Scheinhängen wird immer noch heimlich in britischen Universitätsverbindungen und »Clubs« praktiziert. Erst durch dadurch verursachte Todesfälle wurde die Praxis öffentlich bekannt.

43 Nach den Gewändern, die sie trugen, wurden die Jungmannen Berserker (aus dem altnordischen *ber*, »Bär«, und *serkr*, »Hemd, ärmelloses Gewand«) oder *Ulfhednir* (»Wolfspelzverhüllte«) genannt.

44 Harlekin, vom altfranzösischen *maisnie Hellequin*, »wilde Schar lustiger Teufel«; angelsächsisch entweder *Herla cyning*, »König Herla (Wotan)«, oder *helle cyn*, »Höllengesinde«.

45 Der Prototyp der Blockhütte ist der viereckige, aus ganzen Stämmen gezimmerte Getreidespeicher, der einst von Skandinavien bis in die Schweiz Teil der bäuerlichen Gehöfte war.

46 Das Davy-Crockett-Lied, das jedes amerikanische Kind auf Anhieb zu singen vermag, beginnt mit der Strophe:

Born on a mountain top in Tennessee,
Greenest state in the land of the free,
Raised in the woods so he knew every tree,
Kilt himself a b’ar when he was only three.
Davy, Davy Crockett, king of the wild frontier.

(Geboren auf einem Berg in Tennessee, dem grünsten Staat im Land der Freien, aufgewachsen im Wald, so dass er jeden Baum kannte, tötete er einen Bären, als er nur drei Jahre alt war. Davy Crockett, der König des wilden Grenzerlandes.)

47 Reisende in die seelischen Innenwelten.

48 Neun ist die magische Zahl der Vollständigkeit. Die neunte Welle spielt als mystischer Begriff sowohl in der germanischen Mythologie als auch in der keltischen eine Rolle: Taliesin, der erleuchtete walisische Barde, singt in seinem epischen Gedicht *Cad Goddeu* (»Schlacht der Bäume«):

»Als ich gemacht ward Aus der Nessel,
Aus dem Wasser der neunten Welle … «

Die walisische Sage kennt die Seejungfrau *Gwenhidwy*, »die weiße Zauberin«, deren krause Wogen acht Schafe und die neunte Woge ein Widder war (Ström 1975: 160).

49 Der Begriff *Wergulu* ist, da es sich bei der Nessel um eine wichtige Faserpflanze handelt, verwandt mit dem deutschen »Werg« (Abdichtungs- und Polstermaterial aus kurzen Fasern, die beim Hecheln von Hanf, Brennnessel oder Flachs abfallen).

50 ACHTUNG: Die Tollkirsche *(Atropa belladonna)* ist hochgiftig und kann schnell zum Tod durch zentrale Atemlähmung führen. Vor Selbstversuchen sei gewarnt!

51 Das Mantra, mit dem Ganesha angerufen wird, lautet:
Om – Sri Vakratunda, Mahakaya, Kotisuryia Samaprabha
Nirvighnam Kuru Me Deva
Sarvakaryeshu Sarvada

(OM, Herr mit dem gebogenen Stoßzahn und mächtigen Leib, herrlich wie zehn Millionen Sonnen, segne mich, ich bitte Dich, und entferne alle Widerstände in meinem Unternehmen.)

52 Yama, der indische Totengott, ist sprachlich und historisch mit *Ymir*, dem germanischen Urriesen, dem ersten, der gestorben ist, verwandt.

53 Es war nicht Obelix, der, wie der Asterix-Comic suggeriert, bei einem täppischen Kletterversuch die Nase des Sphinx beschädigte, sondern die übermütigen islamischen Sieger, die den Götzen zum Ziel ihrer Schießübungen machten.

54 Golas: »Um diese hohe Bewusstseinsstufe erreichen zu können, muss man bereit sein, sich vom Felsen zu stürzen, zu sterben, verrückt zu werden, sich wie einen Zahn aus dem Gewebe der Menschheit herausreißen zu lassen, Grauenvolles und Entsetzliches durchzumachen, ohne davor zurückzuscheuen. Der Sphinx weiß. Und lächelt. Und wartet.«

55 Das Rätsel lautete: »Was geht morgens auf vier, mittags auf zwei und abends auf drei Füßen?« (Der Mensch.)

Feuer, Wasser und Gesang

»Ja, ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!«

Friedrich Nietzsche, »Ecce Homo«

»Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.«

Goethe, »Gesang der Geister über den Wassern«

Wenn am Fuße des Baums die Ritualgegenstände aufgestellt sind und die Stirn mit Ego-tilgender Asche eingerieben ist, dann werden die Wesen, die sichtbar und unsichtbar in der Natur leben, angerufen und begrüßt. Feuer und Wasser, die Urelemente der Indogermanen, insbesondere der Kelten, spielen da eine wichtige Rolle.

Feuer und Wasser

Die uralte chinesische Weisheit, niedergeschrieben durch Lao-Tse (Laozi), den »alten Meister«, verkündet: Das ewige, unbenennbare Tao, die Quelle von allem, bringt das feuchte, nachgiebige, empfängliche, kühle, weibliche *Yin* hervor und

zugleich das trockene, heiße, drückende, prägende, männliche *Yang*. Das eine ist Wasser, das andere ist Feuer; das eine Seele[56], das andere Geist[57]. Aus dem Zusammenwirken dieser beiden Prinzipien entspringen die zehntausend Dinge (die Vielheit). Ähnlich bei den Kelten: Für sie bestand die Schöpfung aus verschiedenen Mischungen von Feuer, dem nach oben strebenden, heißen, trockenen himmlischen Element, und Wasser, dem nach unten, in die Waagrechte strebenden, kühlen feuchten irdischen Element. Auch bei den Germanen, die im raueren, kälteren Klima nördlich des keltischen Siedlungsraums lebten, sind Feuer und Wasser – in diesem Fall als Eis – die Urelemente der Schöpfung. In dem »gähnenden Nichts« (*Gin*nunga-Gap), zwischen *Muspelheim*, dem brodelnden Feuerort, und *Niflheim*, der erstarrten Eiswüste, bildeten sich im Anfang der Zeit feine ätherische Nebel, und aus diesen Nebeln formten sich die Urwesen: der Urriese Ymir und die Urkuh, die ihn mit ihrer Milch nährte. Die Kuh – die vier Weltenströme entfließen ihrem Euter – leckte das Eis, als sei es ein Salzblock. Sie leckte die Gestalten des Riesen und der Götter frei. Diese zerstückelten den Urriesen; die Götter zerteilten die ursprüngliche Einheit und schafften die Vielheit der Dinge: Aus dem Leib des Urriesen entstand die Erde, aus seinen Haaren die Wälder, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Adern die Flüsse, aus seiner grauen Hirnmasse die Wolken, aus seiner Schädeldecke das Himmelsgewölbe, aus seinen Eingeweidewürmern die Elben.

Letztlich besteht alles aus Feuer und Wasser: auch wir. Unsere Zeugung ist hitzige Vereinigung und befruchtender Erguss; sie gleicht dem Gewitter, mit Feuerblitz und Regenguss, der die schwüle Luft kühlt und dem Land Fruchtbarkeit bringt. Unser lebendes, warmes, rotes Blut ist feuriges Wasser oder wässriges Feuer. Der physische Tod erfolgt, wenn sich das Feuer und das Wasser wieder trennen, dann wird der Leib kalt und stumm. Die

germanische Hebamme weihte das neugeborene Kind zuerst der Mutter Erde, indem sie es auf den Boden legte, dreimal umwandelte und sein Schicksal hellsichtig deutete; dann hob sie es auf und setzte es dem Vater auf den Schoß. Dieser nannte das Kind beim Namen und übernahm dadurch die väterliche Verantwortung für den Neugeborenen. Dann wurde der neue Erdenbürger mit geweihtem Wasser *(Heilwac)* besprengt und um das brennende Herdfeuer getragen. Die Begegnung mit den Urelementen sollte das Kind stärken und mit dem Leben verbinden. Die Wasserweihe des Kindes wurde übrigens, wie so vieles andere aus dem keltisch-germanischen Brauchtum von der Kirche als Taufritual[58] übernommen und als »Reinigung von der Erbsünde« umgedeutet.

Auch der Tod stand bei den Nordgermanen, insbesondere bei den Wikingern, im Zeichen der beiden Elemente. Der Verstorbene wurde auf ein Schiff gebettet; angezündet wurde es ins Meer oder in den Fluss gestoßen, damit der Tote in die jenseitige Welt segeln konnte. Vorbild war die Feuerbestattung Baldurs: Der zur Sommersonnenwende vom Mistelpfeil tödlich getroffene Sonnengott wurde auf sein Schiff gebettet. Eine Riesin, die auf einem Wolf geritten kam, der mit einer Schlange gezäumt war, stieß das Schiff mit einem dermaßen heftigen Stoß ins Meer, »dass Feuer aus den Walzen fuhr und alle Lande erzitterten«. Die Vegetationsgöttin Nana, Baldurs treue Frau, starb vor Trauer und wurde mitverbrannt. Das Ereignis markierte den nach Mittsommer einsetzenden Niedergang der Sonne und der damit verbundenen grünen Pflanzenwelt. Die Germanen feierten das Fest jedes Jahr mit einem großen Feuer. Dieses Mittsommerfeuer wurde von der neuen Religion als das »Johannisfeuer« übernommen.

Feuer und Wasser erscheinen immer wieder als Hauptmotiv in keltischen, germanischen und slawischen Ritualen, in Sagen, Märchen sowie in der Heilkunde. Uralt ist

das Bild des Zauberkessels der Großen Göttin. Er enthält das vom männlichen Feuer durchglühte Wasser des Lebens. Bald hatte jede keltische Gottheit – wie auch jeder Stammeshäuptling, der etwas auf sich hielt – ihren Kessel. Bei *Diancecht*, dem Arzt im irisch-keltischen Götterpantheon, brodelte ein Kessel mit Quellwasser und sämtlichen Heilpflanzen, die auf der grünen Insel wachsen. Jedes Gebrechen konnte durch das Eintauchen in diesen Heilkessel geheilt werden; ja sogar Tote konnten dadurch zu neuem Leben erweckt werden, es sei denn, sie hatten ihren Kopf verloren (Kelten waren Kopfjäger!) Auf diesen symbolischen Komplex – Kessel/Wasser/Feuer/Heilpflanzen – geht die in der europäischen Volksheilkunde kulturspezifische Anwendung von Heilkräuteraufgüssen zurück: Dreimal am Tag – morgens, mittags und abends – werden Heilkräuter mit kochendem Wasser aufgebrüht und getrunken. Das sind genau die heiligen Zeiten, an denen auch sonst Rituale stattfinden. Ebenso die Blütenessenzen des britisch-walisischen Arztes Edward Bach folgen überlieferten keltischen Imaginationen: Eine mit Quellwasser und Blüten gefüllte Schale wird von der Morgensonne (himmlisches Feuer) bestrahlt und energetisiert. Von der Essenz, die vor allem auf seelischer Ebene wirkt, braucht der Patient nicht viel zu trinken, denn es geht um Information, nicht um stoffliche Masse (Scheffer/Storl 1995).



Der Kessel bedeutet Leben.

Wie auch in anderen Heiltraditionen, so spielt beim Kräutertee und bei den Bütenessenzen die Rückkehr zum Urzustand, die *regressio ad originem*, eine wesentliche Rolle bei der Wiederherstellung von Gesundheit und Lebenstüchtigkeit: Der Kranke, Angeschlagene wird mit dem Kessel, dem Urschoß, und mit den beiden Urelementen, Feuer und Wasser, verbunden, so dass er Erneuerung erfahren kann. Auch die indianische Schwitzhütte stellt eine Rückkehr in den mütterlichen Schoß dar. Wasser wird auf glühende Steine gegossen, Kräuter werden darauf verglüht; nackt und schwitzend, wie ein Embryo im Mutterschoß, wird der Patient geläutert und wiedergeboren. Das schamanische Heilritual beinhaltet eine schrittweise Rückkehr zu den Göttern, zu den Ursprüngen, ein Sterben und Wiedergeboren-Werden.

Auch die mit der christlichen Seelenheilslehre verbundene Gralslegende wird von keltischer Vision

genährt. Kelch und Lichtspeer, Wasser und Sonnenstrahl (Himmelsfeuer), das einhüllende, empfangende Weibliche und männliche Kraft, Seele und Geist – wenn sie vereint sind, dann geht es der Schöpfung gut, dann fruchtet und grünt das Land. Wenn sie getrennt sind, dann verödet das Land, verkommt zur Wüstenei.

Und so ist es auch bei der Puja, welche ja ebenfalls ein Heilritual ist: Feuer und Wasser spielen eine zentrale Rolle. Die Menschenseele wird wieder mit der göttlichen Natur verbunden, und wenn das gelingt, dann hat das eine heilende Ausstrahlung auf die ganze Landschaft und auf die menschliche Gesellschaft.

Das Zünden des Notfeuers

Wenn die Atmosphäre angenehm ist und alle Teilnehmer versammelt sind, zündet der Pujari die Räucherkohle, die Öllämpchen, Kerzen oder das Harz, das für das Feuerschwenken *(Árati)* verwendet wird, an. Dafür kann er ohne weiteres ein modernes Feuerzeug oder einfach Streichhölzer verwenden. Er kann das Anzünden kunstvoll und spielerisch ausschmücken. Ein mir bekannter Ojibwa-Indianer hielt mit feierlicher Geste das Streichholz zur Sonne hin, dann zum eigenen Herzen, als streiche er das Feuer aus dem kosmischen Gestirn herab und zugleich aus der inneren Herzenssonne, ehe er die Friedenspfeife, die Räucherschale oder das heilige Feuer damit anzündete. Auch die Anzahl der verwendeten Zündhölzer lässt sich, je nach Absicht, variieren: Man kann jeweils für Himmel und Erde, Sonne und Mond oder Gott und Göttin (Freyr/Freya, Shiva/Parvati) zwei Zündhölzchen gleichzeitig anzünden. Man kann drei zünden für die universale Dreiheit – Himmel, Erde, Unterwelt; die drei Welten der Schamanen, die Trinität, Brahma/Vishnu/Shiva; die drei Matronen; die drei Schicksalsgöttinnen (Urd, Wierd, Skuld; Saraswati, Lakshmi,

Durga usw.) – oder vier für die vier Himmelsrichtungen und vier Elemente; oder fünf, oder wie viel auch immer.



Aztekischer Priester beim Feuerquirlen (Codex Nuttall).

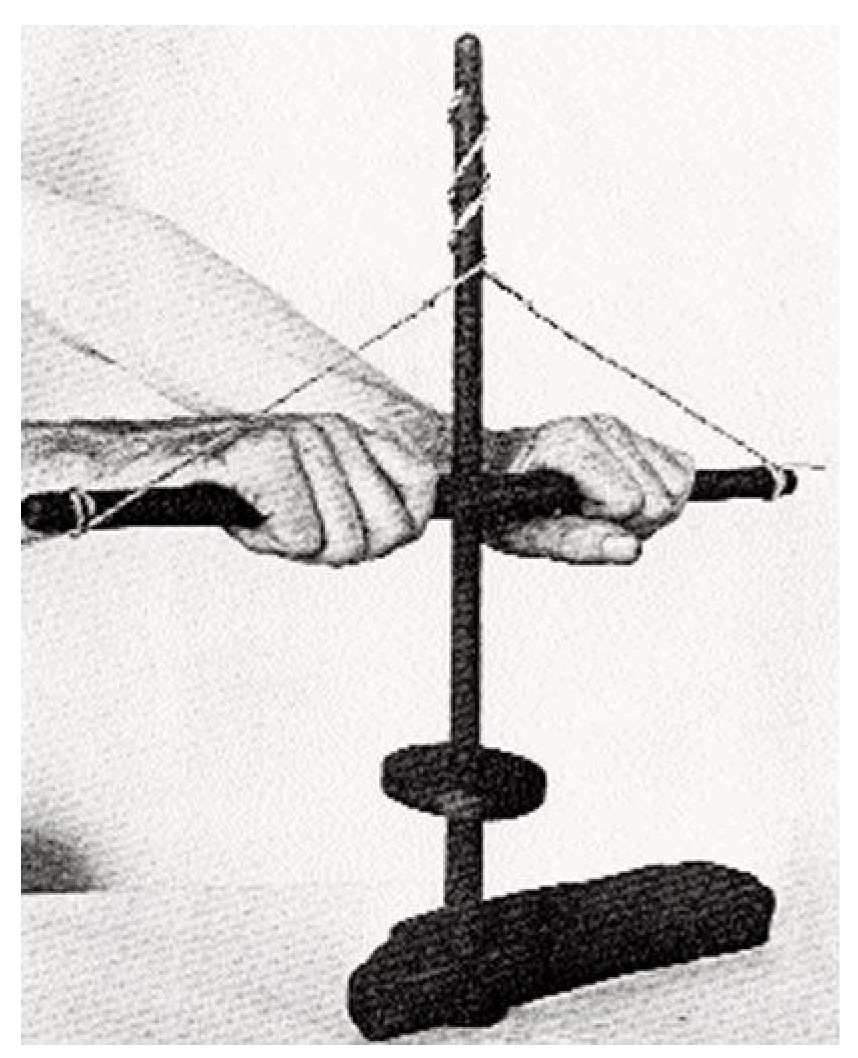


Vorrichtung zur Entzündung des Notfeuers (Hannover, um 1900).

Das Feuer zu entfachen – durch das Funkenschlagen mit Feuerstein und Pyrit (Eisenkies) –, ist älter und eleganter. Aber noch beeindruckender, noch feierlicher ist es, das Feuer mit einem Feuerquirl aus dem Urgrund herauszuquirlen. Bei den meisten Völkern wird bei wichtigen, groß angelegten Zeremonien das Feuer auf diese Weise »gezeugt«. Oft werden alle Herdfeuer im Lager oder im Dorf gelöscht und dann, nachdem die frisch gezeugten Flammen verglimmt sind, nimmt jeder etwas von der Glut für den eigenen Herd mit. Ein grundlegender Gedanke dabei ist es, dass nach einer gewissen Zeitspanne das Feuer gealtert und greisenhaft kraftlos sei, dass also ein jugendfrisches Neufeuer entzündet werden müsse (Heß 1993: 186). Das gemeinschaftliche, feierliche Neuentzünden des Feuers findet im Jahreskreis im Einklang mit der Sonne, insbesondere mit den Sonnenwenden, statt.

Auch unsere keltischen, germanischen, slawischen Vorfahren zündeten ihre Maifeuer, Mittsommerfeuer, Augustfeuer oder Julfeuer auf diese Art und Weise.[59] Es sind die so genannten Notfeuer. Der Begriff Notfeuer hat weniger mit »Not« zu tun, eher mit »nötigen«. Es ist ein durch

anstrengendes Reiben »genötigtes« Feuer. Es wurde so lange gequirlt und gerieben, bis das Holzmehl im Bohrloch anfing zu glühen, bis das neue Feuerkind gezeugt war und freudig hell flackernd aufleuchtete.



Primitiver Feuerbohrer der Eskimos.

Das so gezeugte Feuer galt tatsächlich als »Kind« und der Akt des Zeugens, das anstrengende Hin-und-Her-Reiben, das Quirlen, als »Koitus«.[60] Der Quirl oder Stab, der dem männlichen Glied gleichgesetzt wurde, musste aus dem Holz eines »männlichen« Baums geschnitzt sein. Bei den Indogermanen war das vor allem die Esche, deren hartes, gerades Holz zu Beilstielen, Deichseln und Speerschäften

verarbeitet wurde. Noch im Mittelalter galt die Esche als Sonnenbaum. Der Eschenspeer, der finstere Feinde durchbohrt, wurde dem Sonnenstrahl gleichgesetzt, der die Dunkelheit besiegt (Storl 2003: 280). Als weibliche Unterlage, als Gefäß, welches das Feuerkind empfängt, benutzte man das Holz eines weicheren weiblichen Baums, das konnte eine Weide, Pappel oder Tanne sein; oder auch die Birke, die als Lichtjungfrau gedacht wurde.

Die älteste Art und Weise, das Feuerkind zu zeugen, ist, den Quirl zwischen den beiden Handflächen schnell hin und her zu bewegen. Später – etwa in der mittelsteinzeitlichen, skandinavischen Maglemosekultur (7. Jahrhundert v. u. Z.) – wurde der Bogen mit einer Sehne als Feuerbohrer benutzt.

Der Bogen bestand, wie auch die bei der Jagd verwendeten Bögen, vorwiegend aus Eibenholz. Die Eibe hat rote Beeren, und das Holz ist rot – das verbindet mit dem Feuer. Das angelsächsische Runenlied beschreibt die Eibe als »Hüterin des Feuers«. Aber die Eibe ist auch der Baum des Todes. Die Eibenrune, *Yr*- oder *Ewaz*-Rune ᛇ, ist die »Todesrune«. Die Rune oder das Eibenholz sind so bedrohlich, dass man mit ihnen boshafte Elben fernhalten konnte, denn »vor den Eiben kann kein Zauber bleiben«. Für die Kelten war es der Baum der Morrigan, der »Mahrenkönigin« und Totengöttin. Und im irisch-keltischen Baumkalender symbolisiert diese düstere, giftige Konifere die Totenzeit im November, die nebelgraue Zeit, in der die Sonne sterbend in das Tierkreiszeichen des Skorpions hinabfällt. In Skandinavien ist es ein Eibenbogen, der den angespitzten Mistelzweig losschwirren lässt, welcher den geliebten Sonnengott Baldur tötet.

Dieser rätselhafte Zusammenhang zwischen Eibe, Tod und neuem Feuer lässt sich aus der Seinsschau der alten Europäer erklären: Wie aus der Nacht der Tag hervorgeht, so geht aus dem Tod das neue Leben und das neue Licht aus der Dunkelheit hervor. Der Eibe folgt – im keltischen Baumkalender – die Tanne, Fichte oder Kiefer. (Die

Volksbotanik machte keinen so großen Unterschied zwischen diesen Koniferen.) Diese harzgesättigten Bäume, deren aromatisches Holz so hell brennt, symbolisierten den Wendepunkt der Wintersonnenwende und zugleich die Wiedergeburt des kosmischen Feuers. Aus den »Kien-Föhren«, den Fichten und Kiefern, wurden Kienspäne geschnitten. Diese dünnen langen, mit heller Flamme brennenden Holzscheite beleuchteten die winterlichen Stuben und die Spinnstuben der Frauen. Noch heute ist die Tanne der festlich geschmückte Wintersonnenwendbaum. Die Krippe des neugeborenen Lichtkinds, des Heilands, des »Lichts der Seele«, wird unter immergrünen Tannenzweigen aufgestellt. Wie einst bei den Heiden, so ist es immer noch der Weltenbaum, aus dem das ersehnte Sonnenkind in der Stille der finstersten Nacht des Jahres, in der »Mütternacht« (angelsächsisch *modraneht*), hervortritt. Die Eibenzeit ist der Tod und Abschluss des Jahres; dann, in den Weihenächten, steht das Jahresrad still. Das ist der magische Moment, in dem der Sonnengott, den zur Mittsommerzeit der Eibenbogen fällte, als *Jul*-Feuer wiedergeboren und in jedes Haus getragen wird.

Aus dem Land der Toten, aus dem tief verschneiten, gespenstischen Winterland, wo auch *Ullr*, der göttliche Bogenschütze und Jäger, in seiner Halle *Ydalir* (Eibental) wohnt, da kommen die Keime, die Funken des neuen Lebens hervor (Neményi 2003: 150).



Feuergott Agni.

Der Name des Feuerkindes, das zur Mittwinterzeit in den Weihenächten gezeugt wird, hieß bei den germanischen Völkern *Ing, Yngwi* oder auch einfach Herr (Fro, Freyr). Im altnordischen *Gylfaginning* (24) lesen wir: »Freyr ist der trefflichste unter den Asen. Er herrscht über Regen und Sonnenschein und das Wachstum der Erde, und ihn soll man anrufen um Fruchtbarkeit und Frieden. Er herrscht auch über den Reichtum der Menschen.« Mit der Ing-Rune ᛝ »ist das heilige Herdfeuer, in welchem Freys Kraft herrscht, und dessen kultisches Entzünden gemeint, das kleine Kultfeuer, mit dessen Hilfe man das ihm entsprechende große Himmelsfeuer herbeiruft, außerdem Fruchtbarkeit, Friede, Wachstum und das Sonnenfeuer; Loki hingegen verkörpert das umwandelnde, ungezügelte Wildfeuer« (Neményi 2003: 188). Der Name *Ing* hat in anderen indogermanischen Sprachen ähnliche Bedeutung. Es existiert ein Bezug zu dem altslawischen Feuergott *Ogoni, Agoni* oder Ogni[61] – das Wort

scheint mit unserem »Ofen« verwandt. Das Wort ist auch verwandt mit dem lateinischen *ignis*, »Feuer«, dem baltischen *ugnis (ugnis szventa*, »Feuerritual«) und mit dem vedischen Feuergott *Agni.* Agni ist vor allem der Gott des Herdes und der zeremoniellen Feuerstellen. Mit seinen Feuermündern nimmt er die Opfer der Brahmanen entgegen und trägt sie hinauf zu den Göttern. Auch die indischen Hausfrauen füttern Agni mit Teig, Butter, Korn und anderen Happen, wenn sie am Herd das Essen kochen. Agni, der schöne Jüngling, ist vermählt mit der jugendlichen *Swaha*, der »Opfergabe«.

Wenn der initiierte junge Mann mit einer jungen Frau zusammenzieht und sie einen häuslichen Herd einrichten, dann gilt das bei vielen Völkern als legitime, gesellschaftlich sanktionierte Vermählung. Bei den australischen Ureinwohnern signalisiert das gemeinsame Anzünden eines Feuers die Eheschließung und die beabsichtigte Familiengründung. Wenn die germanische Braut in das Haus ihres Mannes zog, umwandelte sie drei Mal den Hausherd, um davon Besitz zu nehmen. Während der indischen Heiratszeremonie umwandelt das Brautpaar, die Gewänder zusammengeknüpft, sieben Mal das heilige Feuer. Das Herdfeuer oder die Feuerstelle waren seit Hunderttausenden von Jahren der Mittelpunkt, der Fokus des gesellschaftlichen Lebens des Haushalts, der Familie: Feuer bedeutet gekochtes Essen, Wärme, Geselligkeit, Geborgenheit. Am Feuer wird den Göttern geopfert.

Eine Puja ohne Feuer, ohne die Anwesenheit *Agnis* – oder germanisch *Yngwis* –, ist nicht denkbar.

Wassergießen

Wenn die Lämpchen oder das geweihte Feuer brennen, gießt der Pujari das geweihte Wasser. Wir könnten den Pujari ebenso *Gode, Gothi* oder weiblich, *Gudjo, Gythja* bezeichnen – so wurden die Weihenden genannt; der Begriff ist

altgermanisch und bedeutet »derjenige oder diejenige, die den Göttern (germanisch *guth, goth*, »Gott, Gottheit«) gießt«. Der erste Guss gilt dem »Großvater Stein«, dem Urstein am Fuße des Weltenbaums, dem Shiva-Lingam, welcher das unerforschliche Mysterium darstellt. Dann sprengt er mit der rechten Hand Wasser für den Himmel, für die Erde und für die vier Richtungen, die vier Hüter der Welt. Der Osten wird zuerst mit dem geweihten Wasser begrüßt, dann geht es – im Einklang mit dem Lauf der Sonne – im Uhrzeigersinn weiter zum Süden, dann zum Westen und zum Norden, ehe er sich wieder mit dem Gesicht der Sonne und dem Baum zuwendet. Nun gießt der Gode den gütigen Göttern, indem er das geweihte Nass über die Fingerspitzen der rechten Hand fließen lässt. Die Götter können, wie bei der indischen Puja, individuell beim Namen gerufen werden, oder man gießt ihnen schweigend.

Anschließend dreht der Ausführende sein Gesicht gen Süden und gießt das Wasser des Lebens für die Verstorbenen, die daran ihren Durst stillen können, für die Ahnen, die es mit guten Ahnungen danken, und für die gefallenen Helden, die ihr Leben für die Gemeinschaft geopfert haben. Das ist wichtig, denn oft ließen sie ihr Leben, ehe sie Kinder zeugen konnten, die ihnen sonst das Wasseropfer hätten bringen können. Er gießt es zwischen Daumen und Zeigefinger, so dass es nach Westen fließt, in die Richtung, wo auch die Sonne nach ihrem Tageslauf in die »andere Welt« hinübergleitet. In der Vorstellung der meisten Völker ziehen die Toten nach Westen. Für das liebevolle Gießen sind die Verstorbenen sehr dankbar; sie lassen daraufhin den Lebenden ihren Segen zukommen.

Vieles, was das Wassergießen, das Baden der Gottheiten *(Abhishekam)* und die reinigende Mundspülung vor der Puja betrifft, habe ich von Virendra Singh, einem Hindi-Lehrer in Varanasi, gelernt. Virendra ist für viele Studenten, Reisende und Suchende aus dem Westen die erste Kontaktperson in Indien. So ist er, wie seine auserwählte Schutzgottheit

Ganesha, selbst ein Hüter der Schwelle, ein Wächter an der Pforte zur Schatzkammer der indischen Kultur.

Vor einigen Jahren luden wir Virendra in den Schwarzwald ein, damit er uns etwas mehr über die heiligen Rituale beibringen konnte. Geduldig versuchte er, uns »Barbaren« langatmige Mantras beizubringen; ebenso unterwies er uns in der richtigen Reihenfolge bei der Puja bzw. zeigte uns, wie, wann und für wen Wasser gegossen wird. Begeistert schauten wir zu, wie er für die vielen Götter, angefangen mit Ganesha, für die Ahnen und für die Naturgeister das Wasser goss. Aber unser Verstand stockte, als er auch für die Dämonen *(Rakshasas)*, für die bösen Friedhofsgespenster *(Pretas)*, für die Vampire *(Vetala)*, Kobolde *(Bhutas)* und andere üble Wesen Wasser goss. Ich muss zugeben, dass ich schockiert war. Ich merkte, dass meine typisch westliche manichäistische Prägung – dem Guten nachstreben, das Böse meiden – noch tief in mir verankert war. Wie kann man den Teufeln und Dämonen geweihtes Wasser darbringen? Darauf angesprochen, erklärte Virendra, dass auch die Unholde Teil des Ganzen sind, Teil des göttlichen Universums. Man soll für sie gießen, damit sie ihren Platz in der kosmischen Ordnung finden. Damit sie ihr Dharma korrekt erfüllen, ihren Weg wie vorgesehen gehen und dabei ihr Karma, ihr Schicksal, verbessern können. Wenn man sie nur mit Hass und Ablehnung füttert, dann nimmt ihre Aggressivität und Zerstörungswut zu. Mögen alle Wesen glücklich sein! Man zeige ihnen den Weg zur Ganzheit, zu Shiva. Und man sollte nicht vergessen: Diese Geister sind ständige Begleiter Shivas, da, außer ihm, niemand sie lieb hat.

Sensibles Wasser

Das Wasser für eine Puja sollte geweiht oder gesegnet werden. Man weiht es – beim Schöpfen an der Quelle oder beim laufenden Wasserhahn –, indem man das Bewusstsein

friedlich und ruhig stellt, die Gedanken sammelt und mit Liedern oder Obertongesang besingt bzw. mit Mantren bespricht. Wenn einem kein anderes Mantra einfällt, dann genügt das Anstimmen des OM. Für hartgesottene Materialisten mag es wie Hokuspokus klingen, wenn man behauptet, dass Wasser die Schwingungen der Worte, die Harmonien der Töne sowie die Gefühle des Sängers aufnehmen und »als Information« speichern kann. Es häufen sich aber die Hinweise, dass es dennoch so ist. Der japanische Wasserforscher Masaru Emoto konnte anhand von Untersuchungen von Eiskristallen zeigen, dass Gebet, Gesang und ebenso die Stimmungslagen der Menschen die Struktur der Kristalle beeinflusst. Für den Ostasiaten ist Wasser vollkommen *Yin*, also weiblich, empfänglich, einprägsam (Emoto 2002).

Jacques Benveniste, Abteilungsleiter des staatlichen französischen Instituts Inserm, spricht von der Eigenschaft des Wassers, sich an frühere Kontakte mit biologisch aktiven Substanzen zu »erinnern« (Schiff 1999: 57f.). Dreijährige Recherchen bestätigten: Flüssigkeiten, die dermaßen verdünnt waren, dass in ihnen kein einziges ursprüngliches Wirkstoffmolekül mehr nachweisbar war, wirkten dennoch weiterhin medizinisch. Das Resultat, von Homöopathen und Esoterikern jubelnd begrüßt, wurde von orthodoxeren Wissenschaftlern heftigst angezweifelt. Trotz dem »Fall Benveniste« ist die Diskussion nicht verstummt. Bernd Kröplin, Professor des Raum- und Luftfahrt-Instituts der Universität Stuttgart, untersuchte Wasser, Speichel, Urin und andere Flüssigkeiten mikroskopisch und fand, dass sich »die materiellen Anordnungen in Flüssigkeiten … durch geistige und emotionelle Prozesse beeinflussen lassen«; sogar die Strahlen eines Mobiltelefons verändern, oder eher chaotisieren, die Strukturen des Wassers (Drösser/Schnabel 2003). Anthroposophische Forscher konnten in sorgfältigen Untersuchungen sicherstellen, dass sich die Qualität des Wassers auch mit dem Stand des Mondes und bei

entsprechenden Planetenkonstellationen verändert. So hat beispielsweise bei Vollmond geschöpftes Wasser eine andere Qualität als bei Neumond geschöpftes – eine Einsicht, die sich bio-dynamische Gärtner zugute kommen lassen. Das Wasser, dieses »sensible Chaos«, nimmt nicht nur Botschaften aus dem äußeren Kosmos in sich auf, sondern auch aus dem inneren Kosmos, dem Mikrokosmos des Menschen (Storl 2001b: 62).

Ist es also wirklich Aberglaube, wenn Bauersfrauen und altmodische Gärtner ihr Gießwasser besingen? Oder wenn in der Volksheilkunde das Wasser von besonderen Heilquellen oder das zu Ostern geschöpfte »Osterwasser«, das mit Gebet und Gesang »angereichert« wird – wenn damit Heilmittel hergestellt werden? Auf jeden Fall sollte das Wasser für eine Puja mit Gesang aufgeladen werden. Dann wird es – wie die Germanen es nannten – zum *Heilwag (Heiliwac)*, zum heilkräftigen, magisch aufgeladenen Wasser. Der heidnische Glaube an die wundersame Wirkung des Heilwags wurde auf das christliche Weihwasser übertragen.

Heilwag soll man zu besonders heiligen Zeiten – in der Osternacht, am Ostermorgen, in der Mainacht (Walpurgis), in der Johannisnacht oder in der Christnacht – an lauteren Brunnen oder Quellen schöpfen. Es wird in feierlicher Stille, am besten von unschuldigen Kindern, Jungfrauen oder Alten, die ein tadelloses Leben führen, geschöpft. Beim Tragen des Krugs darf man nicht zurück schauen. Das Wasser ist geprägt von der heiligen Stimmung dieser Feiertage und wird das ganze Jahr hindurch nicht schlecht oder faulig. Noch im Mittelalter folgte man dem Brauch, das Haus, den Stall, Tür und Tor, die Saat, den Wagen und das Vieh mit Heilwag (mit einem Zweig als Wedel) zu besprengen. Das Wasser schützt gegen Behexung, unsichtbare »Aufhocker« springen ab und böse Geister fliehen. Heilwag kommt ins erste Bad eines Neugeborenen; auch erleichtert es Sterbenden den Übergang. Dieses Wasser eignet sich zur Zubereitung von Medizin und

Heiltees. Selbstverständlich ist ein solches Wasser – es entspricht dem Gangeswasser – sehr gut für ein Puja-Ritual geeignet.

Singsang, Satsang

Während der Puja muss gesungen werden – gesungen, getrommelt, gerasselt, getanzt. Besser als Lieder mit komplizierten Texten, die den Neokortex, das denkende Hirn, zu sehr in Anspruch nehmen, sind einfache *Mantras* oder *Chants*. Der in allen Kulturen praktizierte Zaubergesang (lateinisch *carmen*, französisch *charme*) hieß in germanischen Sprachen *Galdar* (altnordisch *galdr*, angelsächsisch *gealdor*, althochdeutsch *galdar* oder *galstar*; von *gal*, »Gesang, Ton, Schall, Schrei, Ruf«). Gerne würde ich Zaubergesänge aus der unmittelbaren eigenen Tradition singen, aber im Zuge von Inquisition, Aufklärung und Missbrauch in jüngster Geschichte sind sie verloren gegangen. Höchstens Kinderreime, wie »Heile, heile Segen«, »Ringel, Ringel, Reihe« oder »Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne«, sind uns erhalten geblieben. Einfache, auf die Natur bezogene Reime müssen erst wieder gefunden werden. Wir müssen wieder lernen zu lauschen, denn – wie der große Cheyenne-Medizinmann George Elkshoulder sagt – die Geister der Bäume, Berge, Flüsse, Seen, der Pflanzen und Tiere, die mit und um uns die Welt teilen, wissen die richtigen Gesänge noch, sie können uns lehren, sie können sie uns im Traum, in der Versenkung, in der Trance eingeben (Storl 2003: 3). Aber bis es so weit ist, kann man sich der indischen Mantras bedienen, die zum Teil bis in die Zeiten der alten vedischen Arier zurückreichen. »OM Namah Shivaya« ist ein solches Mantra, das die Seele tief berührt und inzwischen auch im Westen vielerorts bekannt ist. Es wird sogar schon von kirchlichen Jugend- oder Selbsthilfegruppen gesungen.[62] Auch wenn man keine

weiteren Mantras kennt, so kann man wenigstens das *OM* – den Urklang der Schöpfung – chanten. Die Einfachheit der Gesänge ist ihre Stärke: Sie verschieben unser Bewusstsein von dem alltäglichen Wachzustand auf die archetypische Traumzeitebene. Sie hungern den kritischen, neugierigen, ewig unzufriedenen Intellekt aus, so dass das tiefere, instinktivere, götternahe Bewusstsein aufleuchten kann. Es sind tatsächlich Zaubergesänge, die die verborgene Tür zur Schatzkammer der Seele öffnen.



Orpheus – sein Gesang bewegt die Natur.

Singen besitzt eine Kraft, die bis in das Ätherische, Feinstoffliche des Körpers und auch der umliegenden Natur hineinwirkt. Singen bewegt und weckt die Seelen. Ein Lied, ein Gesang kann Mensch und Landschaft mit Lebenskraft aufladen, kann das Besungene ins Dasein, in die Raum-Zeit-Dimension hereinziehen und verfestigen.

Bei den Pueblo-Indianern, die in der trockenen, karstigen Wüstenlandschaft Arizonas ihren Mais als tägliches Brot anbauen – dort, wo nach Ansicht der US-Landwirtschaftsbehörde gar kein Mais angebaut werden kann -, werden die Pflanzen mit Gesang gestärkt. Das Singen gehört so selbstverständlich zu den Anbaumethoden wie das Hacken, das richtige Säen und Düngen. Vor allem alte Männer sitzen stundenlang im Maisfeld und singen ihren »Maiskindern« Kraftgesänge zu. Die Alten, glaubt man, tragen angesammelte Zeugungskraft in sich, die nicht mehr ausschließlich beim Geschlechtsverkehr verausgabt wird. Diese Kraft entlädt sich nun über die Stimme, wobei der Kehlkopf zum Zeugungsinstrument wird.

Viele Jahrtausende lang zogen die australischen Ureinwohner entlang sakraler *song lines* (Gesangspfade) durch den Busch und besangen Felsen, Flüsse, Wasserlöcher, Höhlen und heilige Plätze, um sie zu stärken, denn in ihnen offenbaren sich die Taten der Traumzeitahnen. Nachdem die Stämme dezimiert wurden und ihre Sprachen und Kultur weitgehend zerstört wurden, ist es immer schwieriger für die Ureinwohner geworden, ihre Aufgabe als Hüter der Landschaft zu erfüllen. Ein alter, bis tief in seine Seele verwundeter Aborigine kommentierte: »Wir singen unsere Lieder nicht mehr, und wenn wir unsere Lieder nicht singen, werden uns die Tiere bald verlassen. Was wir der Welt antun, ist: Wir lassen die Natur einfach dahinsterben, weil wir die Lieder nicht mehr singen« (Cowan 1997: 10).

Auch unsere Vorfahren besangen einst die Berge, die Heide, den Wald und überhaupt die Schönheit der Natur. Bis ins 20. Jahrhundert gab es das noch: Jugendliche Wandervögel, die mit Rucksack und Klampfe in der Hand auszogen, um die Wunder der Natur zu besingen; oder leicht beschwipste Herren, die beim Himmelfahrtstagsausflug in der Pferdekutsche lauthals »Im Wald und auf der Heide« oder »Der Herrgott geht durch den Wald« trillerten; oder die bäuerliche Gemeinde, die im Freien, auf einer Anhöhe, die

schon ihren heidnischen Vorfahren heilig war, beim Feldgottesdienst »Großer Gott wir loben Dich« oder Marienlieder sang; oder der alte abgehalfterte Seebär, der seinem geliebten »grönen Land, wo de geelen Blomen blühn« eine Weise zubrummt. Heute im Zeitalter des Waldsterbens und der Naturverödung gilt das als kitschig und »total uncool«, oder wird von Schullehrern, die sich über »Umweltschäden« bestens auskennen und bestenfalls »grüne« Ideologien anbieten, gar als »reaktionär« verleumdet. Mehr noch als die australischen Ureinwohner sind wir im Begriff, unsere *song lines*, unseren Bezug zur Spiritualität der Landschaft – und zugleich zu unserer Seele – zu verlieren.

Das Zelebrieren einer Puja kann zweifelsohne als eine Handlung zur Wiederbelebung der Natur und der Landschaft gesehen werden. Das Singen während der Puja kann als ein Hereinrufen, Hervorrufen, als ein ins Leben rufendes kreatives Geschehen, als ein kosmogenetisches Gestalten der Natur verstanden werden (Dürr/Gottwald 1999: 251). Jedenfalls ist das die Erfahrung, die wir über Jahre hinweg bei Pflanzenmeditationen und Pujas im Schwarzwald bei Todtmoos oder im Mühlviertel in Oberösterreich machten: Die Naturgeister, Gnomen und Waldwesen, von denen es in diesen bewaldeten Rückzugsgebieten zum Glück noch viele gibt, gaben sich zuerst erstaunt, dass da Menschen waren, die – dank Meditation und Ritual – sie wahrnehmen, konnten. Zuerst erschienen sie mürrisch, misstrauisch, manchmal erschrocken. Aber dann, besonders durch das Singen der Mantras, veränderten sie ihr Aussehen, und sie wurden zunehmend freundlicher. Zugleich nahm der Wald eine immer schönere Erscheinung an, Rehe, Eichhörnchen kamen näher, Vögel ließen sich auf den Zweigen nieder und zwitscherten fröhlich. Es muss betont werden, das waren keine privaten, subjektiven Fantasien, sondern Wirklichkeit. Jeder Teilnehmer erlebte es.

Das Besingen harmonisiert, heilt und erweist sich als wichtiger Aspekt schamanischer Heilverfahren. Bei jeder Heilséance singen und chanten die Schamanen: Sie singen Hilfsgeister herbei, locken verlorene Seelen, erwecken die Heilkraft, die in den Pflanzen schlummert, stimmen die Geister harmonisch. Unsere vorchristlichen Vorfahren kannten, ebenso wie andere Naturvölker, den Zaubergesang: Mit Gesang zauberten die keltischen Druiden Heil oder auch Unheil. Von Odin, dem Schamanengott, heißt es, er sei der Vater der Zaubergesänge; er konnte mit seinem Gesang *(Galder)* verzaubern sowie heilen. Bekannt sind die Merseburger Zaubersprüche: Da erfahren wir, wie Frauen und Odin durch Gesang ein lahmendes Pferd heilen.

Bei der Puja handelt es sich ebenfalls um ein Heilritual. Es heilt den Bruch zwischen Mensch und Natur, zwischen der Menschenseele und den Geistwesen. Auch hier ist das Singen wichtig. Besonders Frauenstimmen sind wichtig. Frauen verkörpern im indischen Denken *Shakti*, die göttliche Energie. Es ist ihre Kraft, ihre Energie, mit Hilfe der Stimme zum Ausdruck gebracht, die zur Verkörperung eines geistigen Phänomens führen.

Die Menschen sind nicht die einzigen Wesen, die Kräfte ins Dasein hereinsingen. Wir brauchen gar nicht in die humanistische Falle zu tappen – den kollektiven, egoistischen Glauben westlicher Philosophen, dass sich alles um den Menschen dreht und er dazu berufen ist, sich die Erde untertan zu machen. Auch die Insekten und Vögel singen ihre Welt gesund. Nach Ansicht der Indianer erzeugt das Zirpen der Grillen und Zikaden im August die Hitzekraft (irokesisch *orenda*, »positive Kraft«), die der Mais und das Obst brauchen, um zu reifen. Ein Delfin- und Walforscher, der auf den Kanarischen Inseln lebt, nennt die Wassersäugetiere die »Heiler der Meere«. Ihre betörend schönen, undineartigen Gesänge, die leider oft von der Sonartechnik der U-Boote gestört werden, laden das Wasser mit harmonischen Schwingungen auf. Auch Rudolf Steiner

deutete an, dass die Pflanzen den Gesang der Vögel und das Summen und Zirpen schwirrender Insekten brauchen, denn das wiederum beeinflusse die Elementarwesen, die Sylphen, die das Blühen vorantreiben, und die Feuergeister, die das Reifen und die Fruchtbildung bewirken (Hagemann 1973: 92). In den 1950er Jahren hatten sich Agrarwissenschaftler entschlossen, sämtliche Präriehunde (eine Art Murmeltier) in der Gegend von Chilchinbito, Arizona, auszurotten, um die Weideflächen zu schützen. Die Navaho-Indianer sagten: »Wenn ihr alle Präriehunde tötet, wer soll dann den Regen rufen?«

Nun, für den normalen westlichen Bürger, insbesondere für den jenes offiziellen positivistischen Weltbildes, das für sich das Monopol des Zugangs zur »Wirklichkeit« reklamiert, erscheint das als Fantasterei, Schöngeisterei oder schlicht Wahnsinn. Und dennoch gibt es sogar wissenschaftliche Untersuchungen, die belegen, dass es sich um mehr als Einbildung handelt. Zahlreiche große Orangenplantagen in Florida hatten über Jahre hinweg, trotz erhöhter Dünger- und Biozid-Einsätze, Minderungen der Ernteerträge sowie Verlust der Vitalität der Bäume zu beklagen. Anderswo war es dasselbe mit Gemüseplantagen oder den riesigen Luzernefeldern (Alfalfa). Der Forscher Don Carlson kam darauf, dass es keine Singvögel mehr in den Hainen und den Agrarfeldern gibt. Er beschallte die Plantagen mit Vogelgesang und stellte fest, dass die Bäume mit besserem Wuchs, besserer Widerstandsfähigkeit gegen witterungsbedingte Schäden und mit durchschnittlich 30 Prozent mehr Früchteertrag reagierten. Die so beschallten Apfelsinen hatten einen bis zu 120 Prozent höheren Gehalt an Vitamin C. »Klangblüte« *(Sonic Bloom)* nannte er das Phänomen und kam zu dem Schluss: »Es gibt einen anderen Grund, außer Verteidigung der Territorialität und der sexuellen Lockung, dass Vögel singen« (Tompkins/Bird 1991: 136). Dr. T. C. Sing von der Universität Madras untersuchte den Brauch des *Dahoda*, des Besingens der Acker- und

Gartenpflanzen mit andächtigen Liedern. Auch er stellte fest, dass die Pflanzen mit mehr Blüten und bis zu 70 Prozent mehr Blattbildung reagieren, wobei die Spaltöffnungen (Stomata) aktiver werden. Und was das Rufen und Pfeifen der Präriehunde nach Regen betrifft, so stellte sich heraus, dass man dort, wo die Grassteppe tatsächlich zur regenlosen Wüste wurde, diese Murmeltiere ausgerottet hatte. Irgendwie hatten die Navaho recht, irgendwie waren ihnen ökologische Zusammenhänge bewusst, die den Agronomen entgangen waren. Inzwischen glaubt man zu wissen, dass die Tunnels und Baue der Tiere etwas mit der Luftfeuchtigkeit und der Abgabe von negativ geladenen Ionen zu tun haben (Buhner 2002: 61).



Präriehund, Cynomis ludovicianus.

Eine Puja ließe sich also als Energie-Generator für die Natur verstehen. Die Lieder werden – wie mich die Cheyenne-Medizinmänner ausdrücklich wissen ließen – nicht von Menschen erfunden. Sie werden uns von den Pflanzen,

Tieren und Geistwesen geschenkt. Jede Pflanze, jeder Berg, jeder Ort und jede Gottheit hat ein eigenes Lied, und durch das Lied ist der Schamane mit diesen Wesen verbunden. Die Völkerkundlerin Kathleen Harrison berichtet aus Peru, wo die Pflanzenschamanen lange mit einer Pflanze sitzen und dabei das jeweilige Lied *(Ikaros)* lernen. Das Lied vermittelt dem Heiler die Kraft der Pflanze.

Frances Densmore, ein Musikethnologe, schreibt, dass die Lieder den Indianern oft im Traum oder bei der Visionssuche zufliegen. Der Indianer »sitzt, fastend und wachend, alleine an einem stillen Ort. Sein Geist ist leer, offen und auf Empfang eingestellt. Die Vibration der Stille verwandelt sich allmählich zu einem Rhythmus, dieser wird langsam zur Melodie. Das so erfahrene ›Traumlied‹ ist dann sein persönlicher Besitz. Der weiße Komponist komponiert ein Lied für seinen Gott. Der Indianer dagegen wartet und lauscht, bis die geheimnisvolle Kraft, welche die gesamte Natur durchdringt, zu ihm als Gesang kommt. Der Indianer versteht nämlich, dass er Teil der Natur, nicht bloß mit ihr verwandt ist. Durch das Singen seines persönlichen Traumliedes und die Ausführung bestimmter Rituale kann der Mensch jederzeit wieder mit der geheimnisvollen Kraft, die ihm im Traum erschienen ist, Kontakt aufnehmen« (Densmore 1927: 90).

Oft weiß man vor der Puja noch nicht, welches Mantra man singen wird. Es sind die Geistwesen selbst, die das Lied, das ihnen gefällt, auswählen. Männer und Frauen sollten kräftig und selbstvergessen mitsingen, bis sie in Ekstase geraten. Frauenstimmen sind als Vermittler von Shakti-Energie unerlässlich. Noch besser ist es, wenn das Lied bis in sämtliche Glieder eindringt, so dass man zu tanzen beginnt, oder genauer gesagt, getanzt wird. Dann sind es die Geistwesen selbst, die in dem Menschen tanzen. So tanzen sie die Fruchtbarkeit der Erde herbei. Das ist die Grundlage vieler archaischer Rituale, die von westlichen Völkerkundlern, Anthropologen und Volkskundlern als

»participation mystique«, »Ergriffenheit«, »Fruchtbarkeitsrituale« und dergleichen beschrieben wurden.

---

56 Das Wort »Seele«, aus dem urgermanischen *saiwalo*, »aus dem See«, deutet auf das Wasser hin. Im See spiegelt sich das Himmelsfeuer (Sonne, Mond und Sterne), das Licht des makrokosmischen Geistes. In der Seele, wenn sie ruhig und lauter ist, spiegelt sich die innere Sonne. Aus dem Ursee holt der Storch die Kinder. Vom hohen Himmel schweben die Lebenskeime herab und laden sich, auf dem Weg zur Wiederverkörperung, mit der ätherischen Lebensenergie des Wassers auf.

57 Wir sprechen vom »Feuer der Begeisterung«. In der Bibel befällt der Heilige Geist in Form von Feuerzungen die Menschen. Yogis und Lamas entwickeln eine innere Glut; sie erhitzen sich, wenn sie sich geistigen Übungen *(tapas)* hingeben, dabei verbrennen ihre Sünden und vergehen wie auf einem Scheiterhaufen. Yogis, die viel spirituelle Hitze in sich tragen, setzen sich nackt in eiskalte Bergbäche oder verbringen die Winter in ungeheizten Höhlen im Himalaja.

58 Die biblische Tradition ist mit der Wasserweihe der neugeborenen Kinder nicht vertraut; lediglich das Untertauchen des Erwachsenen (Jordantaufe) als Zeichen der Reinigung von Sünden und der Bekundung der geistigen Wiedergeburt ist bekannt.

59 Die Missionare verschiedenster Kirchenratsversammlungen (Mainzer Synode, 742 n. u. Z.; Synode Listines 743 n. u. Z.; und die *Capitularien* Karls des Großen) versuchten, den Brauch, heilige Notfeuer im Freien zu entzünden, zu unterbinden. Dennoch lebt der Brauch in dem Johannisfeuer, dem Augustfeuer, dem Feuer am Funkensonntag usw. fort. Oft diente ein hölzernes Rad als Unterlage für das Feuerbohren. Der Dorfhäuptling oder Dorfschulze überwachte die Handlung. Jeder Ortsansässige steuerte Brennstoff bei. Heilige Sprüche oder Schweigen begleiteten das Feuerbohren, das am besten durch keusche Jünglinge vorgenommen wurde (Bächtold-Stäubli VI 1987: 1147).

60 Kinder und Feuer werden beide gezeugt. Kind und englisch *kindle*, »Feuer zeugen«, hängen sprachwissenschaftlich zusammen, wie auch (ent)fachen, fackeln, ficken (koitieren) und fickfacken (hin und her fahren).

61 Der Name *Svar-Og*, mit dem der höchste Gott der Slawen bezeichnet wurde, entstammt dem indogermanischen *Svar*, »Licht, strahlender Himmel« (altindisch *Svarga*, »Himmel«; iranisch *Hvar*, »Sonne«) und *Og*, »Feuer« (Vána 1992: 69).

62 Indische Mantras, die bei Pujas, zur Entspannung oder zur Andacht gesungen werden können, kann man notfalls von CDs erlernen. Zu erwähnen seien die Mantras, die Henry Marshal und seine Playshop-Family singen. Traditionelle indische Mantras, wie auch das Gayatri Mantra, der Sonnengruß, den die Hindus jeden Morgen beim Bad bei Sonnenaufgang rezitieren, befinden sich auf der vom ehemaligen Beatle Georg Harrison produzierten und von dem klassischen

indischen Musiker Ravi Shankar gespielten CD »Chants of India«. Die Gruppe Goma, mit Gopal Hari und seiner Frau, beide Verehrer des jungen Babaji aus Haidakhan, singen ebenfalls die schönsten Mantras mit liebevoller Hingabe. Die CD »Amba« (Koha-Verlag), von Konrad Halbig und Felix Maria Woschek, ist von tiefer Andacht geprägt; es sind Mantras zur Verehrung Shivas, des wahren Selbst, in seiner weiblichen Form. Ebenfalls von hoher Qualität ist die CD »Magical Healing Chants« der Gruppe Namasté.

Rauchweihung

»Von innen kommt die Stimme und von innen kommt der Duft.«

Gustav Fechner

»Von unseren fünf Sinnen ist der Geruchssinn sicher derjenige,
der den besten Eindruck von der Unsterblichkeit vermittelt.«

Salvador Dalí

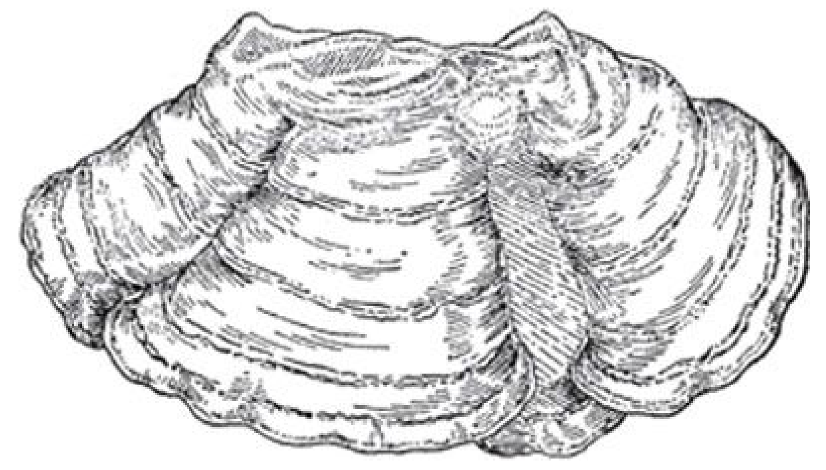
Nach dem Gießen des Lebenswassers wird mit duftenden Kräutern geräuchert. Mit der Räucherschale in der linken Hand und der als Fächer benutzten Feder oder Vogelschwinge in der rechten, beräuchert der Pujari oder Godi zuerst den »Altar«, den Mikrokosmos am Fuße des Weltenbaums. Dann werden die vier Richtungen mit Rauch begrüßt, beginnend mit dem Osten. Derweil das Singen schon voll im Gang ist, wird der Baum – sonnenläufig – mit der Rauchschale umwandelt. Rauchschwaden umhüllen die Wurzeln und steigen den Stamm bis in die Krone empor. Auch die einzelnen Teilnehmer werden zu Beginn von ihren Füßen aufwärts bis in die Aura des Kronenchakras beräuchert und so geweiht und gereinigt.

Das Räuchern baut die distanzierte Gesinnung ab, stärkt die Energie und führt zur Vertiefung des nichtalltäglichen Bewusstseinszustands der Beteiligten. Um die Energie zu halten und zu steigern, räuchert der Pujari immer wieder während des Rituals.

Zunderschwamm und Kohle

Esoteriker und »New Ager« verwenden für ihre Räucherungen gerne die in Alufolie eingepackten, leicht entzündbaren, runden Holzkohleplättchen, wenn sie mit irgendwelchen exotischen Düften die Atmosphäre zu reinigen oder das Göttliche zu verehren gedenken. Da diese Holzkohle oftmals aus den ärmsten Ländern kommt, wo die Frauen oft schon Kilometer für ihr Herdholz laufen müssen, nehme ich lieber den einheimischen Zunderschwamm *(Fomes fomentarius)*, um die Kräuter zum Glimmen zu bringen – das heißt, wenn nicht gerade glühende Holzkohle vom Lagerfeuer oder vom häuslichen Herd vorhanden ist.

Der Zunderschwamm ist ein korkig-holziger Schichtporling, der vor allem auf altersschwachen Buchen schmarotzt. Er soll auch gelegentlich auf Birken vorkommen, aber da habe ich ihn noch nie gesehen. Der echte Zunderschwamm ist ebenso elefantengrau wie die Buchenrinde; er hat einen Durchmesser von bis zu 50 Zentimeter und ist fast so hoch wie er dick und breit ist. Man kann ihn eigentlich nicht mit anderen Schichtporlingen verwechseln. Der rotrandige Baumschwamm *(Fomes pinicola)*, der hauptsächlich auf Fichten wächst, ist zwar grau, hat aber einen roten Rand; auch riecht er viel säuerlicher.



Zunderschwamm.

Zunder – von derselben sprachlichen Wurzel wie »zünden« – wurde bereits in der Steinzeit zum Feuerentfachen genutzt. Zunder wird wie folgt hergestellt: Der Schwamm wird in Wasser, noch besser in Urin, für einige Tage eingeweicht. Das macht ihn weich genug, so dass es nicht schwierig ist, die harte Huthaut und die Röhrenschicht mit einem scharfen Messer zu entfernen. Genutzt wird nämlich die weiche Innenmasse *(Trama)*. Diese wird nach dem Herausschälen ordentlich getrocknet und durch Klopfen weich gemacht. Der fertige Zunder fühlt sich etwa wie Wildleder an und sieht auch dementsprechend aus.

Das steinzeitliche Feuerzeug bestand aus einem Beutel mit trockenem Zunderpilz, einem Stück Feuerstein und einem Stück Pyrit (Eisenstein). Wenn der Funke, der dem Zusammenschlagen des Pyrits und des Feuersteins entspringt, auf den trockenen Pilz fällt, fängt er gleich an zu glimmen. Mit Pusten und Blasen bringt man ihn schnell zum Glühen. »Ötzi«, der jungsteinzeitliche Bergwanderer, der vor einigen Jahren im Ötztal aus einem Gletscher herausgetaut war, trug bei seinen Wanderungen über die Alpen auch Reste eines Zunderschwamms und einen Pyritstein mit in seinem Beutel. Auch ein Birkenporling *(Polyphorus betulinus)*, aufgefädelt auf einen Lederstreifen, wurde bei ihm gefunden. Der Birkenporling ist als Zunder wenig brauchbar – eignet sich auch nicht, wie einige Psychedeliker vermuteten, um auf »Trip« zu gehen –, sondern stellt eine Art steinzeitliche Notfallapotheke dar, da er auf frischen Wunden blutstillend und antiseptisch wirkt. Wie die Kelten benutzten die späteren Europäer den Zunderschwamm, um Feuer zu machen, wenigstens bis zur Erfindung der Streichhölzer um 1850 in Paris. Um die Zündfähigkeit zu erhöhen, wurde der Zunder noch in Salpeter getränkt. Das ist für die Puja aber weniger interessant, da der Schwamm nicht in Feuer auflodern, sondern einfach glimmen soll, sonst würden die Räucherkräuter ja lichterloh verbrennen.

Lange habe ich mit der Räucherkohleherstellung aus dem Baumschwamm experimentiert. Inzwischen habe ich mit dem umständlichen Einweichen und dem schwierigen Abschälen der Hutrinde und Röhrenschicht aufgehört. Ich lasse die Schwämme gut trocknen und zersäge sie senkrecht in Scheiben von etwa 1 bis 2 cm Dicke. Wenn sie so schmal sind, lässt sich die harte Hutschale leicht abmachen. Sogar die Röhrenschicht lasse ich, denn auch sie glimmt, wenn auch nicht so gut wie das *Trama*.

Gerüche: Offenbarungen der Seele

Räuchern ist mehr als bloße Dufttherapie. Es trägt uns in die mikro- und makrokosmischen Tiefen, es führt in spirituelle, übersinnliche Bereiche und kann die Andacht bis hin zur Trance vertiefen. Rudolf Steiner sagte in seinen Vorträgen vor Ärzten und Medizinstudenten: »Der Duft ist eine Brücke zur beseelten Welt oder zur Weltseele. Pflanzendüfte wirken auf den Astralleib (Seele); sie wirken nicht nur auf das Ätherische (das Energetische), sonst könnten wir sie nicht wahrnehmen, sonst wären sie bloßer Lebensprozess« (Steiner 1961: 159).

Physiologisch wirken die aromatischen Räuchersubstanzen weniger auf den spät in der Evolution hervorgegangenen Neokortex ein, der vor allem mit Denkprozessen zu tun hat, sondern eher auf das ursprünglichere, primitive Reptilienhirn. Die Duftinformation, welche die Nase mit ihren zehn Millionen Riechzellen aufnimmt, wird geradezu am modernen, reflektierenden, zentralen Nervensystem vorbeigeschleust und wirkt auf das limbische System und den Hypothalamus, der wiederum das vegetative Nervensystem reguliert und die Drüsen steuert. Im limbischen System sind die Urgefühle verankert, die Reflexe, das tiefe Unbewusste, das schon vor dem Ego, dem Intellekt und der gesellschaftlichen Programmierung vorhanden war. Hier, sagen die Hirnphysiologen, ist das

Gefühl der Ewigkeit und das der unmittelbaren Wonne verankert; hier wird Raum und Zeit transzendiert.

Das Riechhirn wurde in der Entwicklungsgeschichte sehr früh veranlagt. Auch in der individuellen embryonalen Entwicklung reift dieses Organ früh heran. Bereits in der 14. Schwangerschaftswoche sind die vom Fruchtwasser umspülten Geschmacksknospen, aus denen der Geruchsund der Geschmackssinn hervorgehen, ausgereift. So reagiert der Fötus auf die winzigste Geruchsveränderung des Fruchtwassers. Gleich nach der Geburt kann der Säugling die Mutter von anderen Menschen durch Geruch unterscheiden. Ja, das allererste, was das Neugeborene tut, ist, schnuppernd den Kopf hin und her bewegend, die labende Mutterbrust zu suchen. (Übrigens auch bei der Mutter ist die Geruchswahrnehmung gesteigert, so dass sie ihr Kind durch Geruch erkennen kann – das Kindlein riecht für sie unbeschreiblich gut.) Der Geruchssinn kann uns also in das vorgeburtliche uterine Paradies und an die Mutterbrust und damit in ein Gefühl der wonnevollen Geborgenheit zurückversetzen.

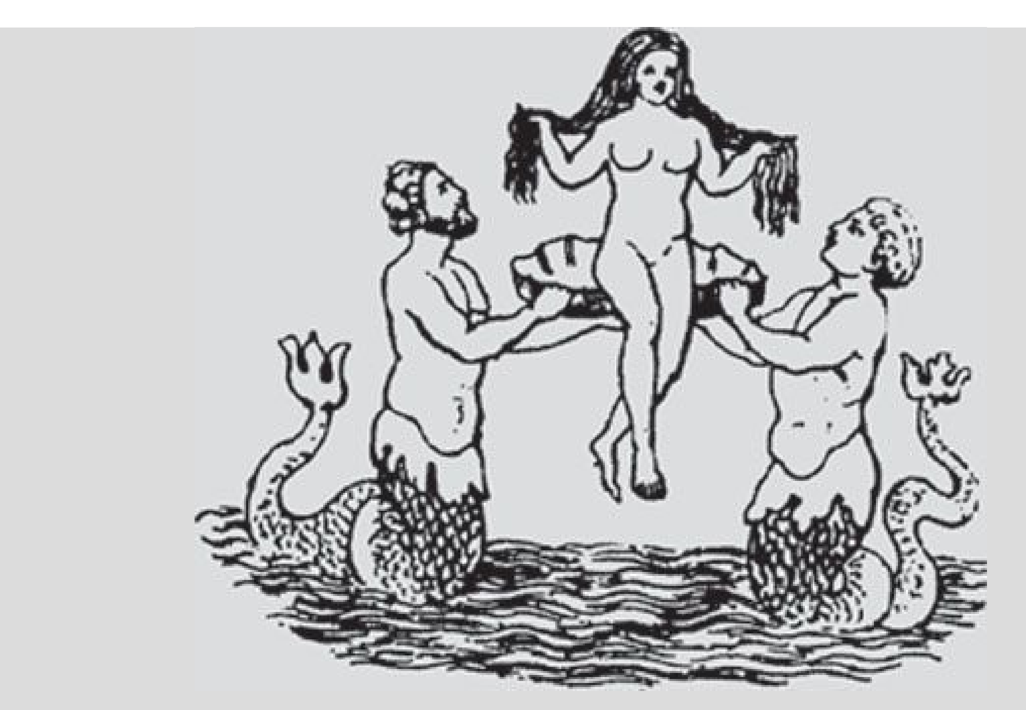
Geruchssinn und Sexualität

Auch die Sexualität ist ein Urgefühl, das den Menschen über sich hinaus, über seine Persönlichkeit, seine kulturelle Programmierung und gelegentlich jenseits von Lust und Schmerz in einen wonnevollen Zustand versetzen kann. Jedes Mal, wenn der Mensch seine Egogrenzen durchbricht, wird seine Psyche von Ekstase überflutet. Er gerät »außer sich«, außerhalb der Grenzen seiner anerzogenen Persönlichkeit. Beim Sex, der ja nicht einzig und allein dem persönlichen Vergnügen dient, sondern mitunter der nächsten Generation, dem Erhalt der Art, spielt der ego-transzendierende Riechsinn eine Hauptrolle. Olfaktorische[63] Einflüsse wirken auch auf die

Produktion von Sexualhormonen. Verhaltensforscher haben erkannt, dass begattungsbereite Paare – egal, ob Hunde, Mäuse, Katzen oder Menschen – auch durch unterschwellige Düfte zueinander finden. Jetzt weiß man, dass die Antibabypille, die so tief in das hormonelle Geschehen eingreift, auch den Geruchssinn der Frau beeinflusst. Oft ist es so, dass die Frau nach Absetzen der Pille ihren Geschlechtspartner plötzlich nicht mehr »riechen« mag.

Bestimmte Räucherungen und Parfüms (lateinisch *par*, »durch«; *fume*, »Rauch«) spielten daher seit Urzeiten eine Rolle als Verführungsstoffe oder Aphrodisiaka. Letztere werden nach der schaumgeborenen Aphrodite, der griechischen Göttin der Liebe, benannt, die zugleich die Schirmherrin der ätherischen Öle und der Wohlgerüche ist, die entspannend und harmonisierend auf das vegetative Nervensystem wirken. Die Tochter der Liebesgöttin ist die anmutige Harmonia.

Bereits die Bibel stellt ähnliche Zusammenhänge her: Esther betört den persischen König Ahasver durch verführende Düfte; Judith duftet für Holofernes wie ein Blumenbouquet, und Ruth geht parfümiert zu Boas. Nicht minder in islamischer Überlieferung: Mohammeds Harem ist eine Poesie der Düfte. Bei der Rückkehr von seinen Reisen befahl er Aischa, seiner Lieblingsfrau, sich mit Moschus *(Sukh)* einzureiben. Im alten Rom hatte jedes Bordell seine eigene Räucherstoff- und Parfümherstellung.



Aphrodite, Herrin der Wohlgerüche.

Im indischen Tantra gibt es erotische Räucherungen, zum Beispiel mit Sandelholz, welches, wie auch der Weihrauch, eine sexualhormonähnliche Wirkung hat. Sandelholz enthält Androstenon, ähnlich dem Achselschweiß eines Mannes. Auch Schweiß ist eine pheromonale Botschaft.

Um die Begattungslust zu steigern, räucherte man im alten Ägypten die Genitalien: Kyphi, Amba und Zibet für die Frauen; Teufelsdreck (Asafetida) für die Männer.

Gerüche und Düfte sind ein beträchtlicher Bestandteil der Sprache der Natur. Ein Kommunikationssystem braucht ja nicht unbedingt nur auf Schallwellen oder optischen Signalen zu beruhen. Duftbotschaften, Duftinformationen (Pheromone), in geringsten Mengen wirksam, verbinden Lebewesen, Pflanzen und Tiere kommunikativ miteinander. Geruch und Instinkt sind innigst verbunden. Hunde können nachweislich eine Million Mal besser riechen als Menschen. Rüden können ein läufiges Weibchen auf viele Kilometer

Entfernung wahrnehmen. Düfte, nicht Gedanken, steuern das Leben der meisten Tiere; deshalb brauchen sie kein so überdimensionales Großhirn, um zu leben.[64] Düfte sind so etwas wie der »Gruppengeist« der Tiere, sie halten die Herden zusammen.

Pflanzen schicken Duftbotschaften aus, um auf das Verhalten der Tiere und Insekten einzuwirken. Insektenantennen sind nach außen gestülpte Riechorgane, sie ragen unmittelbar in die Geruchsatmosphäre hinein. Nach Rudolf Steiner sind »Düfte die Gedanken der Insekten. Diese steuern und bewegen sie«. Die Quelle dieser »Gedanken« sind oftmals die Pflanzen. Durch Duftsignale lassen sie mögliche Bestäuber wissen, dass ihre Ovarien für die Befruchtung reif sind, und bieten für die Bestäubungsdienste Nektar und Pollen an. Ein Schmetterling kann eine aufgeblühte Blume auf bis zu zehn Kilometer Entfernung wahrnehmen. Viele Pflanzen, wenn sie von Insekten oder Blattläusen übermäßig befallen werden, schicken spezifische Duftbotschaften an Wespen und andere Raubinsekten und lassen diese Wissen, wo sich ihre Beute befindet. Wenn Limabohnen von Spinnenmilben befallen werden, dann fangen sie an, ein bestimmtes ätherisches Öl zu verströmen, das genau jene »Jäger« anspricht, die sich von diesen Milben ernähren. Auch senden geschwächte Pflanzen, die an ungünstigen Standorten wachsen, Pheromone aus, um Käfer oder Schnecken zu locken, die sie aus ihrer unglücklichen Existenz erlösen.

Erst jetzt kommen Forscher darauf, dass diese Duftkommunikation zwischen den Arten viel weiter verbreitet ist, als je angenommen wurde. Auch wir Menschen sind mit einbezogen. Wir stehen ja nicht außerhalb der Schöpfung, sondern sind Teil der Ganzheit. Ständig schicken uns Tiere und Pflanzen olfaktorische Informationen zu und kommunizieren Inhalte, die so tief greifend und vieldimensional sind, dass sie nur von unserer Seele aufgenommen werden können; unser linear denkendes Hirn

ist damit überfordert, es wird davon überwältigt. Blumen verströmen feine Aromen, Tiere sondern subtile Gerüche ab, ja selbst spezifische Landschaften haben ihren ganz besonderen Duft. Wir nehmen diese Düfte vor allem unterschwellig, auf seelisch-körperlicher Ebene wahr. Wir reagieren auf diese Botschaften eher durch Stimmungen und Gefühle. Sie öffnen innere Türen, geben uns seelische Anregungen, verleiten uns zum Träumen, verbinden uns mit archetypischen Bildern. Der Mensch wird, mehr als er glaubt, von unterschwellig wahrgenommenen Duftbotschaften von Pflanzen gesteuert und geführt. Eine wichtige Aufgabe der Pflanzen ist es, Menschen und Tiere seelisch und physisch gesund zu halten. Sie tun das nicht für sich alleine, sondern als Teil, als Organe jener Ganzheit, die der Naturforscher James Lovelock »Gaia« nannte (Gaia ist die alte griechische Bezeichnung für die Mutter Erde.) So ist es etwa Aufgabe des Beifußes, den Menschen immer wieder den Zugang zum Göttlichen zu ermöglichen und der Menschenseele Flügel zu verleihen. Seit der alten Steinzeit wird dieses Kraut auf allen Kontinenten, wo es wächst, und in jeder Kultur zu diesem Zweck verwendet.

Der erwachsene, zivilisierte Mensch hat natürliche Gerüche weitgehend aus seinem Bewusstsein verdrängt. So hat er zunehmend den unmittelbaren Anschluss an den natürlichen Makrokosmos verloren. Er deckt sich mit künstlichen Düften und Parfüms ein, die keine Botschaft von irgendwelchen pflanzlichen oder tierischen Geschwistern beinhalten. Er hat sich selbst stumpf und dumm gemacht. Da seine Seele nicht mehr von diesen Impulsen belebt und erfrischt wird, befällt ihn zunehmend das Gefühl der Einsamkeit und Sinnlosigkeit.

Er hat die Verbindung zu seinem Inneren, zum Urtier, zu dem Reptil, das als Erbe seiner langen Entwicklungsgeschichte in ihm lebt, unterbrochen. Er versucht dieser Echse, die als Instinkt in den Regionen jenseits seines Egos lebt, aus dem Weg zu gehen. Sigmund

Freud machte in diesem Zusammenhang die Ansprüche der Gesellschaft (das Über-Ich) dafür verantwortlich. Es wird verlangt, dass der an gesellschaftliche Normen orientierte rationale Intellekt allein das Verhalten steuern soll; Triebe gilt es zu beherrschen und Gelüste unterzuordnen. Beigetragen dazu hat, nach Freud, die Unterdrückung der »prägenitalen Sexualität«[65] und die Entwicklung zum aufrechten Gang – die Nase ist nicht mehr, wie bei den Tieren, auf derselben waagrechten Ebene wie die Genitalien. Und dennoch ist das archaische, am Duftkosmos orientierte Reptilienhirn noch immer in uns aktiv; wir sind uns dessen nur nicht bewusst. Bei manchen sexuellen Perversionen, die eine Regression ins Prägenitale und Tierische darstellen, kommt es oftmals ohne Absicht zur Hyperosmose, zur massiven Steigerung der Geruchswahrnehmung. Aber das ist ein eher pathologischer Rückfall. Die gesellschaftlich integrierten Schamanen hingegen haben noch den Zugang zu den tieferen Schichten der Seele, zu den Instinkten, zu dem Reptilienhirn. Sie können noch riechen.

Nach Ansicht des Ethnopsychologen Gerhard Heller haben Schamanen die Fähigkeit, sich absichtlich und bewusst mit den tieferen Zentren des Bewusstseins, mit dem Tierischen und Prägenitalen zu verbinden (Heller 2000: 101). Diese »Regression«, die die olfaktorische Leistung des Embryos oder Säuglings reaktiviert, ist eigentlich eher als eine Bewusstseinserweiterung zu verstehen. Schamanen, Meister ihrer Psyche, rufen die tierischen Wahrnehmungsfähigkeiten, die sie als verbündete animalische Hilfsgeister (Familiare) imaginieren, in sich wach. Sie erwecken den Wildschweingeist oder den Tiger, der sich dann grunzend oder schnüffelnd über den ausgestreckten Patienten hermacht, bis er den Krankheitsgeist gefunden hat. Alles hat seinen Duft: Angst, Geilheit, Zorn, Neid. Heller weist darauf hin, dass gute Ärzte sehr oft die Krankheit und den Zustand ihrer Patienten an deren Körpergeruch wahrnehmen. In diesem Sinn ist aber

auch jeder Hund hellsichtig, oder vielmehr »hellriechend«: Auch er reagiert mit Bellen, Knurren oder Zähnefletschen auf boshafte krankmachende Seelenzustände. Um seine Tierhelfer zu wecken und um in nichtalltägliche Regionen zu reisen, begibt sich der Schamane in Trance oder Ekstase – oft mit Hilfe von Räucherungen.

Dass das Räuchern mit bestimmten Harzen und Trockenkräutern den Menschen mit seinen Tiefen verbinden kann, in ihm Gefühle himmlischer Wonne, Verbundenheit, Geborgenheit und den Austritt aus dem rauen Alltag ermöglichen kann, haben die Schamanen schon immer gewusst. Für sie handelt es sich dabei aber nicht, wie für unsere materialistisch orientierten Forscher, um bestimmte molekulare Verbindungen, die mit neuronalen Andockstellen im Hirn korrespondieren, und auch nicht um physiologischpsychologische Faktoren. (Das ist lediglich die Sprache unserer toten, reduktionistischen, mechanistischen Sichtweise.) Für die Schamanen sind die Räucherstoffe Reisemittel zu anderen Dimensionen, zu den Geistern und Göttern. Auch die Priester und Hierophanten der späteren Zivilisationen wussten stets um die Macht des Räucherns – Menschen zu beherrschen und zu bewegen. Für sie bedeutete jeder Duft die Anwesenheit, die Offenbarung oder Theophanie einer bestimmten Gottheit. Die geistbewegende Wirkung des Dufts oder des Räucherwerks ist zugleich Teil der Wirkung, welche die Gottheit auf den Menschen hat.

In jedem Duft eine Gottheit

In fast allen alten Kulturen glaubte man, dass sich die Geistwesen durch Gerüche erkenntlich geben. Die unguten Geister und Teufel erkannte man am Gestank. Man floh vor ihnen, denn oft bedeutete dieser Gestank Tod, Ansteckung oder Krankheit. Noch im Mittelalter erkannte man durch den ekelerregenden süßlichen Duft, dass der Würgeengel der

Pest die Nachbarstadt erreicht hatte. Hier nun einige Götter und ihre charakteristischen Düfte:



Sonnengott Ra in seiner Barke.

Pharaonisches Ägypten

• *Ra*, der Sonnengott, offenbart sich am Morgen im Weihrauch (*Boswellia* spp.; *Olibanum*, von hebräisch *lebona;* arabisch *luban*, »Reinheit«). Noch die heidnischen Araber weihten Weihrauch dem Sonnengott. Mittags offenbarte sich *Ra* im Duft der Myrrhe (*Commiphora* spp.) und abends in der Mischung *Kyphi.* Das Räucherwerk Kyphi, dessen Herstellung bis zu sechs Monate dauerte, enthält unter anderem Cassiazimt, Pistazien, Rosinen, Wacholder, Myrrhe und Zypressenholz. Plutarch zufolge wirkt die Mischung beruhigend, angstlösend, schlaffördernd und schenkt angenehme Träume (Henglein 1994: 21).

• *Osiris* offenbart sich im Majoran *(Origanum majorana)*, einer im Mittelmeerraum heimischen Pflanze, die krampflösende und beruhigende Eigenschaften hat.

• *Isis:* Beifuß *(Artemisia).*

• *Horus:* Andorn *(Marrubium).*

In der klassischen Antike

• *Zeus, Jupiter:* Eisenkraut *(Verbena officinalis)*[66], Minze, Basilikum. Die Altäre Jupiters wurden mit Eisenkraut und duftenden Minzen gefegt, damit sich der Himmelsgott

manifestieren konnte. Noch heute werden in Griechenland die Ikonen der Heiligen mit Minze und Basilikum besteckt.
• *Artemis, Diana:* Beifuß.
• *Aphrodite:* Myrte *(Myrtus communis).* Die Myrte soll der Baum sein, hinter dem sich Aphrodite verbarg, als sie nackt an den Strand von Zypern gelangte (Rätsch 1996b: 135). Der Myrtenduft soll die Seele für die kosmische Schönheit und universelle Liebe öffnen.
• *Juno*, Jupiters Gemahlin, nach der der Monat Juni benannt wurde: Moschus.

Planetengötter

Im Jahre 95 vor unserer Zeit verabschiedete der römische Senat ein Gesetz zur Festlegung der Verwendung der Räucherstoffe für die Planetengötter:
• *Saturn:* Kostus, Storax.
• *Jupiter:* Kassia, Benzoe.
• *Mars:* Aloebaum; Ladanum, aus der Zistrose *(Cistus)* gewonnen.
• *Sol:* Safran.
• *Luna:* Mastix und Weihrauch.
• *Merkur:* Zimt und Mastix.
• *Venus:* Ambra und Safran.

Bei den Germanen

• *Donar/Thor*, der Götterbär (Osbjörn): Bärenpflanzen wie Bärwurz oder Bärlauch.
• *Freya:* Apfelblüte, Beifuß, Hanf, Mariengras, Lindenblüte.
• *Baldur:* Johanniskraut, Kamille.
• *Odin:* Wacholder, Hanf (als Galgenstrick).

Düfte: Heimat der Seele

Wie bereits erwähnt, ist der Geruchssinn einer der ersten Sinne. Oft kommt es vor, dass uns ein bestimmter Duft in die Tage frühester Kindheit trägt. In der Geruchswelt existieren

keine Zeit- und Raumgrenzen: Der Geruch zaubert längst Vergangenes in die unmittelbare Gegenwart, in das Hier und Jetzt. Plötzlich, beim Duft frisch gebackenen Streuselkuchens sind wir in der Küche der Großmutter; ein muffig-erdiger Geruch zaubert uns in Opas Kartoffelkeller. Die zuerst gerochenen Düfte, der Geruch des Landes und der Menschen, sind Urheimat. Sie lösen unbeschreibliche seelische Eindrücke – so genannte Engramme – und Gefühle in uns aus.[67] Das ist auch so mit sakralen Räucherstoffen, sie verbinden uns mit unseren geistigen Wurzeln, mit den Göttern und Ahnen. Hier einige Beispiele:

Nordamerika: Steppenbeifuß

Artemisia ludoviciana, A. gnaphalodes; englisch *Prairie sage, White sage, Sagebrush;* Cheyenne *Hé tan i wán'óts*, »Männerbeifuß«; Sioux *Pezhihota blaska*, »flache Medizin«

Die Indianer der Prärie und der Rocky Mountains benutzen den Steppenbeifuß bei jeder sakralen Handlung, bei jeder Rauchweihung und jedes Mal, wenn es etwas zu heiligen oder zu reinigen gilt. Zum Räuchern benutzen die Indianer weniger die Rauchschale; vielmehr schnüren sie das trockene Kraut in Bündel, die leicht in der Hand zu halten sind, und zünden das Ende an. Auch wird der Beifuß oft mit Wacholder gemischt, während Zeremonien auf glühend heiße Steine gelegt. Die Indianer berichten, dass der aufsteigende blaue Rauch nicht nur die hohen Geistwesen herbeiruft, sondern auch schlechte Gedanken und disharmonische Energien vertreibt. Die Sonnentänzer (der Cheyenne) tragen Armbänder aus Beifuß; sie werden mit dem grauen, herb würzigen Kraut eingerieben und beräuchert, ehe sie tanzen und ihre Seele in Trance zu den Göttern fliegt. Jedes Tipi *(ceremonial lodge)*, in dem Rituale stattfinden, wird mit Männerbeifuß ausgelegt, wobei die Zweigspitzen nach innen zum Feuer zeigen. Auch der Boden des Geburtslagers, das Wochenbett, wurde einst mit der Kraftpflanze bedeckt.

Alles Heilige wird in Steppenbeifuß eingehüllt oder darauf gebettet. So etwa werden die Heilkräuter, die der Cheyenne-Pflanzenschamane sammelt, auf eine Unterlage aus Männerbeifuß gelegt. Die wilden, einzelgängerischen *Hohnúkha*, die Berserker der Indianer, mussten ihre rot bemalten Blitzlanzen (Donnerbögen), mit denen sie Blitz und Donner leiten konnten, mit Beifußkraut umwickeln. Mit Steppenbeifuß, oft mit Christophskraut *(Actera rubra)* gemischt, wurde gegen böse Geister, »schlechte Medizin« (Zauberei) und beunruhigende Träume geräuchert. Jeder, der ein Tabu unwillkürlich verletzt oder einen heiligen Gegenstand berührt hatte, musste sich mit dem Kraut beräuchern oder in einer Artemisia-Abkochung baden. Der Platz, an dem sich ein »heiliger Mensch« oder ein Konträrkrieger hingesetzt hatte, musste mit einem Beifußbesen gesäubert werden. Die fettigen Farben, die bei Ritualen auf die Haut aufgetragenen wurden, mussten mit dem Kraut abgewischt werden. Ebenso wurden die Teller nach dem Essen mit Beifuß gesäubert; noch heute werden die Jagdgewehre mit Beifuß abgerieben.

Diese wenigen Beispiele sollten genügen um zu illustrieren, was für eine wichtige Rolle der graue, herb duftende Korbblütler bei den Indianern spielte und noch immer spielt. Das ganze Land ist in den warmen Jahreszeiten von dem Aroma dieser Pflanze gesättigt; bei der Geburt und bei jedem Ritual, bei jeder Einweihung und Visionssuche sind der Rauch und Duft gegenwärtig. Präriebeifuß ist für die amerikanischen Eingeborenen Heimat, ist Spiritualität, ist gute Medizin, die mit dem Großen Geist, dem *Wakan*, dem *Maheo*, verbindet. Kein Europäer – und sei er ein noch so begeisterter Winnetou-Anhänger oder glühender Schwitzhütten-Freak – wird je das innige Verhältnis zu dieser Pflanze haben können wie der Indianer, deren Duft er bei der Geburt mit seinem ersten Atemzug in sich aufnahm. Es ist der Duft, der die kollektive Seele dieser Stämme über Generationen hinweg prägte.

Da ich kein Indianer bin, räuchere ich nicht mit *prairie sage*. Es sei denn, ich will meinen Geist in die Berge und weiten Steppen von Wyoming, Colorado oder Montana versetzen – wo ich lange lebte –, es sei denn, ich will auf »Astralreise« gehen und den Medizinmann Elkshoulder besuchen – dann streue ich das bittere, graue Kraut auf die Kohle in der Räucherschale, schließe die Augen und lasse mich über die Grenzen von Zeit und Raum hinwegtragen.

Auch andere Duft- und Räucherkräuter wie die Strahlenlose Kamille *(Matricaria discoida)*, der Tabak, der virginianische Wacholder *(Juniperus virginiana)* und der Kalmus *(Acorus calamus)* gehören mit zum heimatlichen Duftkosmos der Cheyenne.

Südafrika: Duftendes Katzenpfötchen oder Immortelle

Helichrysum odoratissimum; englisch *Everlasting;* Zulu, Xhosa *Imphepho*; Afrikaans *Kooigoed*

Als ich mit einem älteren Xhosa durch den afrikanischen Markt in Soweto (Johannesburg) spazierte, interessierten mich vor allem die Auslagen der *Samgomas*, der kräuterkundigen Zauberer, die ihre Gesichter und Haut mit weißem Lehm bemalen, um zu zeigen, dass sie auch als Geister in der Geisterwelt tätig sind. Da liegen neben allem möglichen Wurzelkram ganze Haufen getrockneter Blätter, verschrumpelter Beeren und Blüten auf dem Boden, auch Klauen von Raubvögeln, recht unangenehm riechende Hautstreifen von Hyänen, Raubkatzen und anderen Wildtieren, Knochen, Zähne, Reptilienfänge und bunte Federn. Die Tierteile und Kadaverstückchen werden den Kräutergebräuen zugefügt, um den Kräuter- und Wurzelabkochungen, mit denen man Krankheit heilen, Glück hexen, Fruchtbarkeit und Potenz fördern oder auch Feinde schaden kann, mehr Kraft zuzufügen. »Wenn du besonders viel Macht haben willst, dann fügt er dem Gebräu etwas Menschenfleisch bei«, scherzte der alte Xhosa.



Sotho-Medizinmann, Südafrika.

Als Ethnobotaniker interessierten mich die Kräuter und ihre Anwendungen sehr. Ich war froh, den Alten, mit den Initiationsnarben im Gesicht, die ihn aussehen ließen, als hätte er eine unsanfte Begegnung mit einem Löwen gehabt, dabei zu haben und ihn immer wieder fragen zu können. Ganze Bündel eines grauen, eigenartig duftenden Krauts

dominierten die Auslagen. Als ich ihn neugierig fragte, was das sein könne, riss er die Augen weit auf und dröhnte mit einer eindrücklichen Donnerstimme, als sei er von einem Geist besessen: »Das ist Imphepho! Der Rauch davon vertreibt die teuflischen Geister!«

Ich kaufte eines der großen Bündel des stark duftenden Krauts und war überrascht, wie begehrt es war. Der Alte nahm sich einen Teil. Eine Zulu-Frau, die Hausgehilfin, entdeckte die Kräuter, als sie am nächsten Morgen mein Bett machte. Unbedingt wollte sie etwas davon haben. Nachdem ich ihr großzügig einen Teil davon gegeben hatte, erzählte sie, dass die Immortelle nicht nur böse Geister vertreibt, sondern dass mit dem Kraut für die Ahnen geräuchert wird. Und jeder wisse doch, wie wichtig die Ahnen sind! Die Medizinleute, die *Ngangas*, benebeln sich mit dem schwelenden, süß duftenden Kraut, um in Trance zu fallen und die Geisterwelt zu besuchen. Diese Pflanze spielt eine zentrale Rolle in allen heiligen Zeremonien. Für die Bantus im südlichen Afrika ist der Duft zugleich heilig und heimatlich. Aber nicht nur für die Schwarzen, sondern auch für die weißen Buren, die Afrikaander, die seit fast vierhundert Jahren in Südafrika leben. Auch sie atmeten den Duft über Jahrhunderte hinweg ein, zumal sie *Kooigoed* in ihren Matratzen benutzten, denn es vertreibt Flöhe und Wanzen, und schenkt einen guten Schlaf mit angenehmen Träumen.

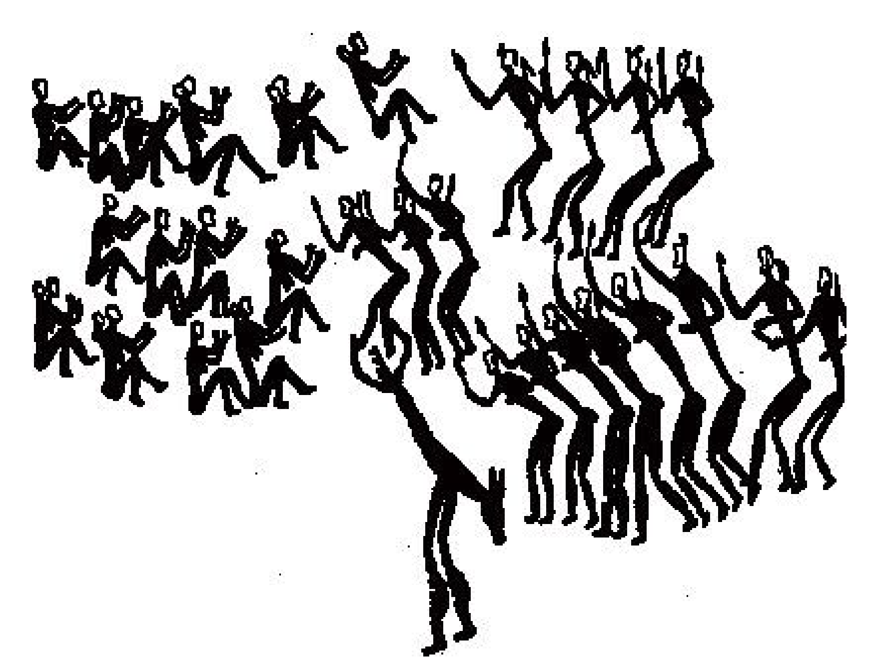
Da ich weder Xhosa noch Zulu bin, räuchere ich beim Puja-Ritual nicht mit dem *Imphepho*, es sei denn, ich will mit meiner Seele mit dem herrlichen Land Kontakt aufnehmen und dorthin auf »Astralreise« gehen. Es hat sich inzwischen herausgestellt, dass der Rauch ein gutes Heilmittel für Afrika-geschädigte Touristen ist, die sich aus ihrem Urlaub irgendwelche geschnitzten Masken mitgebracht oder den Fluch eines *Ngangas* auf sich gezogen haben. Manchmal steckt ein hungriger Geist in einer solchen Maske und bringt Unglück, solange er nicht gefüttert wird. Die unwissenden Touristen werden durch diese Beräucherung von ihrem

Malheur, das sie durch ihre Leichtsinnigkeit auf sich gezogen haben, erlöst.

Kalahari: San-Busch

Pteronia onobromides

Eine weitere südafrikanische Pflanze, deren Duft das Leben der Buschmänner (Sanqua, Khoi oder Sab) von frühester Kindheit prägt, ist der San-Busch. Diese Jäger und Sammler, die Ureinwohner Südafrikas, verdanken sogar ihren Namen dem Brauch, ihre Körper mit duftenden Salben einzureiben. Sie benannten sich nach einem duftenden Korbblütler, den sie *San* nannten. Sie trockneten und zerpulverten die Blätter des Korbblütlers, mischten es mit Fett und rieben sich damit – zwecks Kosmetik oder der antibiotischen Wirkung – den ganzen Körper ein. Sie waren also die *Sanqua* (*qua* oder *kwa*, »Volk«), »das Volk, das sich mit dem duftenden Busch salbt«. Die Afrikaander, die vorwiegend aus Holland stammenden Buren, übersetzten es unmittelbar in ihre Sprache: Die Ureinwohner sind die *Boesman*, die Buschmänner (Van Wyk/Gericke 2000: 215).



Tanzende San (Felszeichnung, Drakenberg, Südafrika).

Südostasien: Sandelholz

Santalum album; Sanskrit *Chandana*, Hindi *Safed chanda*

Heiliges Basilikum, Aloeholz, Zimt, Nelken, Zeder, Kampher und andere indische Räucherstoffe

Indien ist bekanntlich das Land der Räucherstäbchen *(Agarbati).* Schon die Rigveda, die älteste indogermanische Schrift, spricht von duftendem Räucherwerk, das bei den großen vedischen Opferzeremonien verbrannt wurde. Die Götter mögen die Rauchopfer, und jede Gottheit hat ihren Rauch.

• Dem Gottvater *Brahma* ist der Duft des Schraubenbaums (*Pandanus odoratissimus;* Sanskrit *Ketaki*, Hindi *Kevda*) heilig.

• *Vishnu*, der Erhalter des Universums, wird mit dem heiligen Basilikum (*Ocimum sanctum;* Sanskrit *Tulasi*, Hindi *Tulsi*) verehrt.[68]

• Dem mächtigen Adler *Garuda*, dem Reittier Vishnus, gehört das Aloeholz (*Aquilaria agallocha;* Hindi *Agar* – daher die Bezeichnung *Agarbati* für Räucherwerk).

• *Shiva*, dem Zerstörer, gehört der Hanf (*Cannabis indica;* Sanskrit *Vijaya*, Hindi *Bhang*), der die Täuschungen und Illusionen vernichtet und die Geister (*Bhutas*) sichtbar macht. Auch das Oleandergewächs Jasmin (*Jasminum grandiflorum;* Sanskrit *Jati*, Hindi *Mogra*) gehört Shiva, »dem Herrn, so weiß wie Jasmin, der alles füllt und von allem gefüllt ist«, wie ihn die Dichterin Mahadeviyakka (12. Jahrhundert) beschreibt.

• Der weißen Göttin *Saraswati*, der Shakti Brahmas und Göttin der Gelehrsamkeit, der Heilkunst und der Redekunst, ist der Kalmus (*Acorus calamus*; Sanskrit *Vac*, Hindi *Ghorabach*) geweiht, da er ein Verjüngungsmittel für Hirn und Nerven ist und den Lebensatem, Prana, revitalisiert.

• *Lakshmi*, die Göttin des Wohlstands, wird in dem aromatischen Magnoliengewächs Michelia (*Michelia champac;* Sanskrit *Champaka*, Hindi *Champa*) verehrt.

Diese Beispiele sollten genügen – nach der letzten Götterzählung vor 3000 Jahren gab es 333000000 Götter, wobei angeblich jeder seine Pflanze und seinen Duft hat. Allein durch das viele Räuchern sind die Götter den Indern ständig gegenwärtig.

Das Räuchern mit medizinisch hochwirksamen Pflanzensubstanzen ist Teil der ayurvedischen Medizin und der indischen Volksheilkunde. Die Räucherschale wird dem Kranken direkt unter die Nase gehalten. Indem er den Duft in die Lungen hineinzieht, zieht er zugleich die Kräfte der jeweiligen Gottheit in sich hinein.

Bei der Puja lockt der würzig-aromatische Rauch, wie auch das Parfüm der dargebrachten Blumen, die himmlischen *Gandharvas* herbei. Diese Götterboten ernähren sich von den Wohldüften. Wenn sich diese Elfenwesen nicht gerade in Blumengärten, blühenden Wiesen oder bei duftenden Altären aufhalten, verweilen sie meistens in den Göttersphären, wo sie den Himmelsbewohnern den Trank der Unsterblichkeit (Soma) bereiten. Gandharvas sind unglaublich schön. Wenn ein Gandharva in einen Mann hineinfährt, dann wird er für Frauen unwiderstehlich. Es wird »Liebe auf den ersten Blick«. Wenn sich eine Frau einem Mann sogleich hingibt, nennt man das in Indien eine »Gandharva-Heirat«.



Apsarasas, Wandmalerei (Höhle von Bagh, Madhya Pradesh, 5. Jahrhundert).

Gandharvas sind Sänger und Musikanten bei Götterfesten. Sie werden dabei begleitet von den anmutigen *Apsarasas*, den himmlischen Nymphen und Tänzerinnen. Auch sie werden von den Wohldüften angezogen. Die Puja selbst wird zum Götterfest, wenn die Gandharvas und Apsarasas anwesend sind.

Mit dem Sandelholz lassen sich fast alle Götter verehren, auch Shiva und Vishnu, die beiden Hauptgötter. Sandelholz hat eine beruhigende Wirkung, es öffnet das »dritte Auge«, steigert die Meditation und hilft im Tantra bei der Umwandlung sexueller Energien. Da es böse Geister

vertreibt, wird das Holz auch bei der Leichenverbrennung verwendet – ähnlich wie die Germanen und Römer das duftende Wacholderholz verwendeten.

Indische Räucherstäbchen nehme ich lediglich, wenn ich zufällig kein anderes Räucherwerk habe. Wenn ich mich im Geiste an das Gangesufer setzen möchte oder mich mit meinen indischen Freunden verbinden will, zünde ich ebenso indisches Räucherwerk an.

Mittelamerika: Copal

Bursera spp.

Will man sich mit Mexiko, mit dem Geist der Azteken oder Maya, verbinden, dann sollte man mit Copalharz räuchern. Copal galt in Mittelamerika, wie Räucherstoffe anderswo, als »Nahrung der Götter« (Rätsch 1996b: 64). Bei den Ritualen der Indianer in Yukatan und anderswo in Mexiko wird noch immer damit geräuchert – etwa bei der *Velada*, der nächtlichen Pilzzeremonie, während der Heilerschamanen und Patienten Teonanacuatl-Pilze (»das Fleisch Gottes«) einnehmen und in die Welt der Geister und Götter eintreten. Copal verleiht Schutz: Noch immer tragen Kinder als Amulett kleine, mit Copalklumpen gefüllte Beutel um den Hals. Es wird gegen *Brujería* (Hexerei), den »bösen Blick« und böse Geister mit dem Harz des Copalbaums geräuchert.

Inseln des ewigen Frühlings: Kanaren-Beifuß

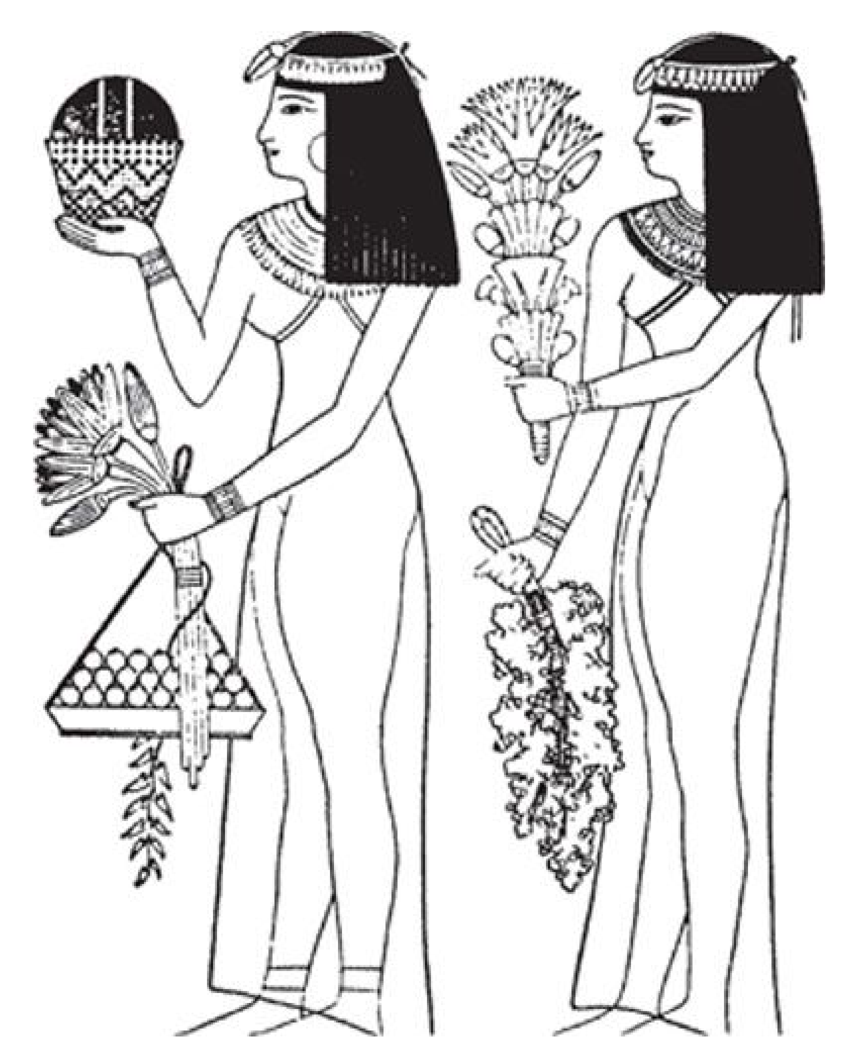
Artemisia thuscula; A. canariensis

Wenn ich auf Gomera oder anderswo auf den Kanaren bin und mich mit der Seele der Vulkaninseln und dem Geist der Guanchen[69], der Ureinwohner, verbinden möchte, dann sammle ich die stark aromatisch bitteren, nach Wermut und Salbei duftenden, silbergrauen Zweige des kanarischen Beifußes, trockne sie und räuchere damit. Das haben bereits die Ureinwohner derart getan, wenn sie die Ahnen, die Erdgöttin Tara und den roten Himmelsdrachen verehrten. Die Einheimischen nennen den Strauch *Incienso morisco*, was

sich als »heidnischer Weihrauch« übersetzen lässt. Die Guanchen benutzten den Beifuß, zusammen mit anderen aromatischen Kräutern und dem roten »Blut« des Drachenbaums, um ihre Toten einzubalsamieren. Noch immer wird das Kraut als Heilmittel verwendet, vor allem bei Magen-Darm-Beschwerden. Die kanarische Beifußart ist ein Endemit, das heißt, sie kommt nur auf den Kanarischen Inseln vor.

Arabien: Echter Weihrauch oder Olibanum
Boswellia spp.

Nach tausendfünfhundert Jahren Christentum ist uns der aus Somalia und Südarabien stammende Weihrauch gar nicht mehr so fremd. Es handelt sich dabei um das wichtigste Räucherharz der pharaonischen Ägypter, der Mesopotamier und der semitischen Hirtenvölker. Das Wort »Olibanum« entstammt dem semitischen *Luban* und bedeutet »Reinheit«. Das Land Libanon ist nach dem Balsamstrauchgewächs benannt



Frauen mit Duftkräutern (altägyptisch).

Ägyptische und assyrische Priester räucherten vor den Götterbildern und segneten und nährten die Toten mit dem kostbaren Rauch. Pharaonen, wie die berühmte Königin Hatschepsut, unternahmen ganze Expeditionen, um an diese »Götternahrung« zu kommen. Auch der biblische König Salomon knüpfte Beziehungen zu Südarabien, zur Königin von Saba, wegen des begehrten Duftstoffs. Die Altaraber weihten den Strauch dem Sonnengott und sammelten das Harz in der heißesten Zeit, »wenn sich die Sonne der Erde nähert«. Die Erntenden galten als heilig; keine befleckende Berührung durch menstruierende Frauen oder jene, die eine Leiche berührt hatten, war erlaubt.

Ebenso die Römer, als sie mit dem Echten Weihrauch Bekanntschaft machten, verfielen der Faszination; auch sie verbanden den Duft mit dem Sonnengott. Ovid erzählt in seinen *Metamorphosen* folgende Mythe über den Ursprung des Weihrauchs:

Der Perserkönig, der Herr des Landes der Gewürze, hatte eine schöne Tochter namens Leukotoe. Aphrodite wollte sich an dem Sonnengott Phöbus rächen, er hatte nämlich mit seinem Licht manchen Treuebruch der Liebesgöttin aufgedeckt. Sie bezirzte den jungen Sonnengott, so dass er sich widerstandslos in die schöne Leukotoe verliebte. Als des Mädchens Vater die Liebenden entdeckte, war er empört. In seinem Zorn ließ er seine Tochter lebendigen Leibes vergraben. Überall suchte Phöbus seine Geliebte. Als er sie endlich, kalt und bleich, halb von der Erde verschluckt, auffand, bestrich er sie mit Nektar und versuchte sie zu erwärmen. Aus ihrem verwesenden Körper entstand zum ersten Mal der herrliche Duft, der zu den Göttern emporstieg. Sie war zum Weihrauchstrauch geworden.

Bei den Frühchristen war der Weihrauch zunächst als »heidnisch« verpönt. Bald aber wurde er wieder, wie so einiges altägyptische sakrale Brauchtum[70], Teil der christlichen Messe. Das Räuchern wurde wieder geheiligt, denn hatten nicht die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland dem Christkindlein Gold, Myrrhe und Weihrauch gebracht? Der Geruch des brennenden Olibanumharzes wurde für das einfache Volk der Duft des Heiligen schlechthin. Auch im germanisch-keltisch geprägten Volkschristentum fand er Verwendung: In den Rauchnächten, auch Rauhnächte oder den »Zwölfnächten« zur Wintersonnenwende, zwischen dem Thomastag und Dreikönigstag, wurde Haus und Stall mit Weihrauch, meist gemischt mit Tannenharz, Wacholder, Beifuß und anderen Kräutern, geräuchert. In Vorarlberg wurde der Rauch zur Heilbehandlung von Geschwüren eingesetzt, im Mittelalter als Schutz gegen die Pest. Weihrauch macht, wie

Ethnopharmakologen hervorheben, tatsächlich süchtig – eine Wirkung, die schon mancher Ministrant bei der Messe verspürt haben soll. Einzig die Protestanten lehnten das Räuchern nach der Reformation als nichtchristlich ab.

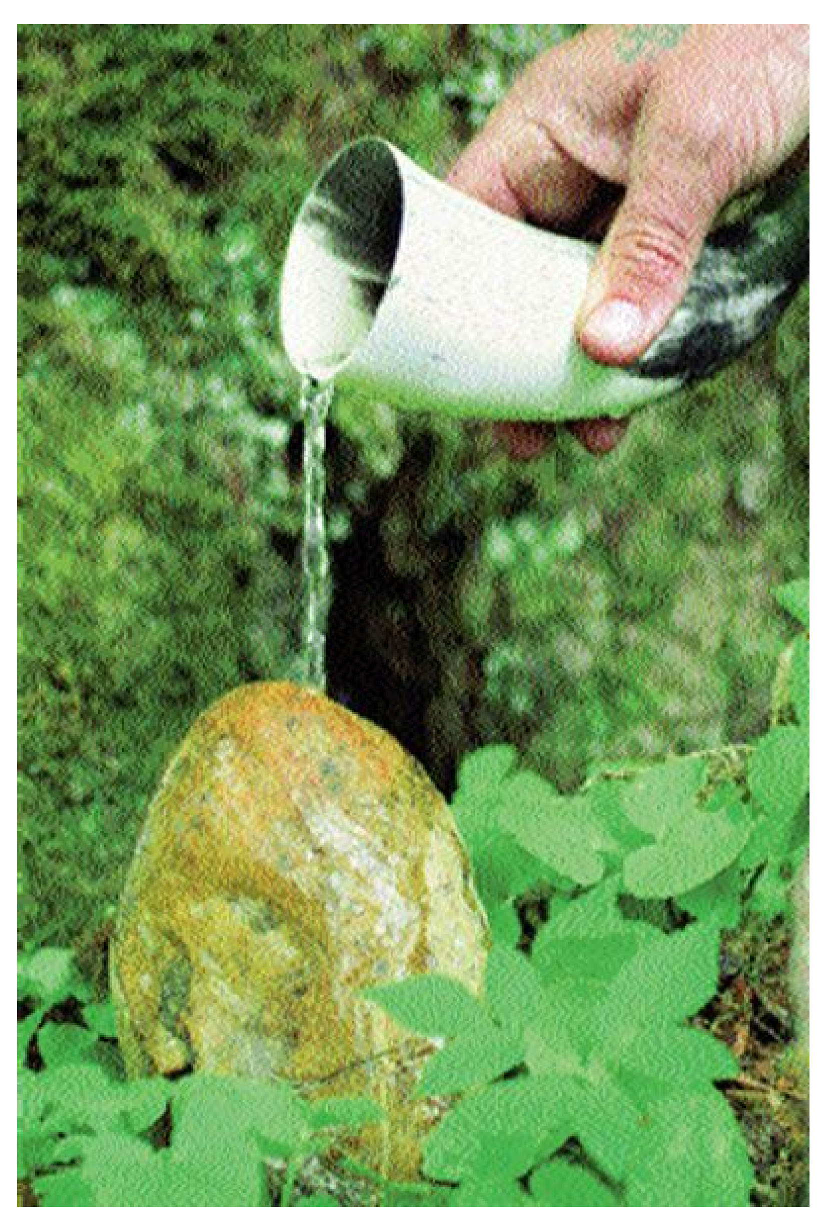


Die drei Weisen aus dem Morgenland bringen dem Christkind auch Weihrauch.

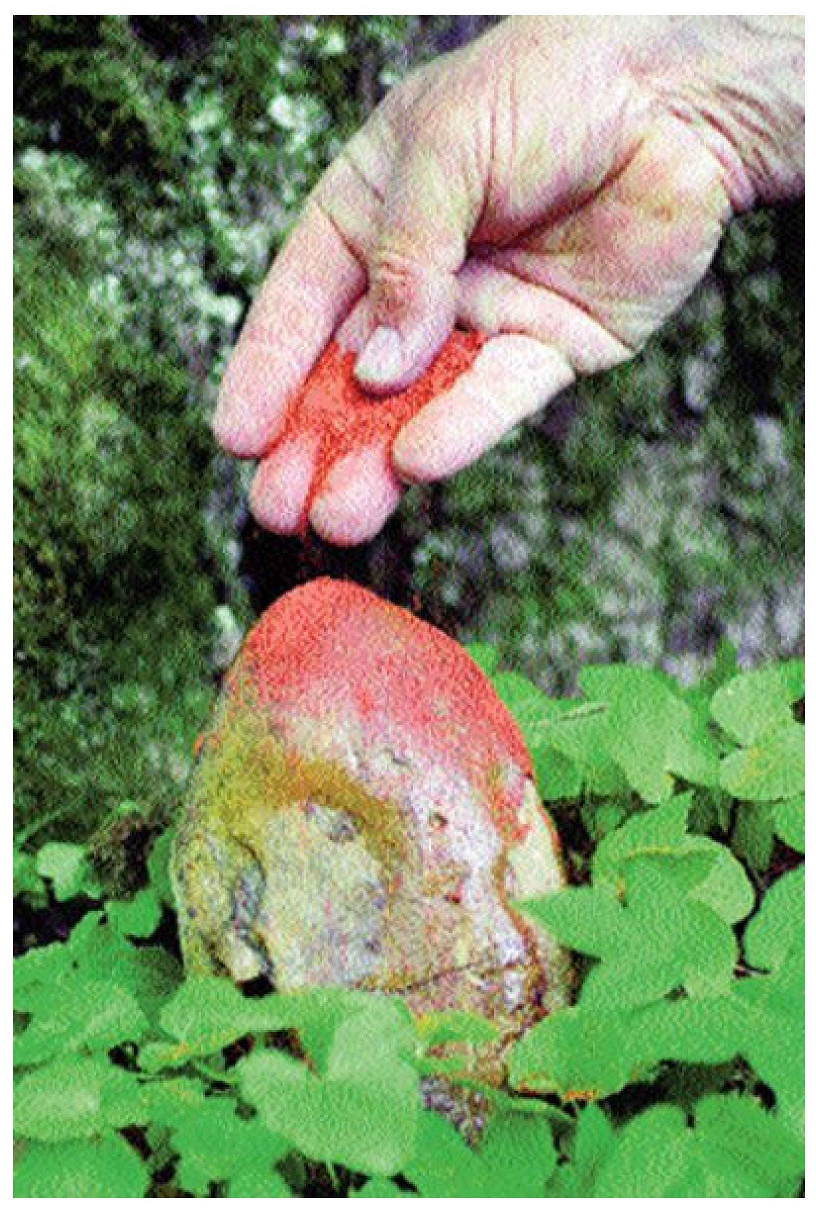
Die Kräuter in der Friedenspfeife

Wir haben bereits etwas über das Kalumet, die Friedenspfeife der Indianer, erfahren (vgl. Kapitel »Was ist Puja?«, Seite 32). Es handelt sich dabei, wie gesagt, um einen tragbaren Altar. Wir wollen nun der Frage nachgehen, welche Kräuter in die heilige Pfeife gestopft werden. Die Zutaten sind von Stamm zu Stamm ein wenig unterschiedlich. Insgesamt haben Ethnobotaniker wie Daniel Moerman um die hundert verschiedene Rauchkräuter gezählt, die von den Indianern genutzt werden (Moermann 1999: 18). Tabak, die Schamanenpflanze, die in prähistorischen Zeiten aus dem Süden, aus Mittelamerika, Richtung Norden gebracht wurde, ist immer mit dabei. Meistens kommen die Blätter der Bärentraube, des Essigbaums und die Rinde des Hartriegels mit in die *Kinnikinnick*[71] genannte Mischung. Gelegentlich

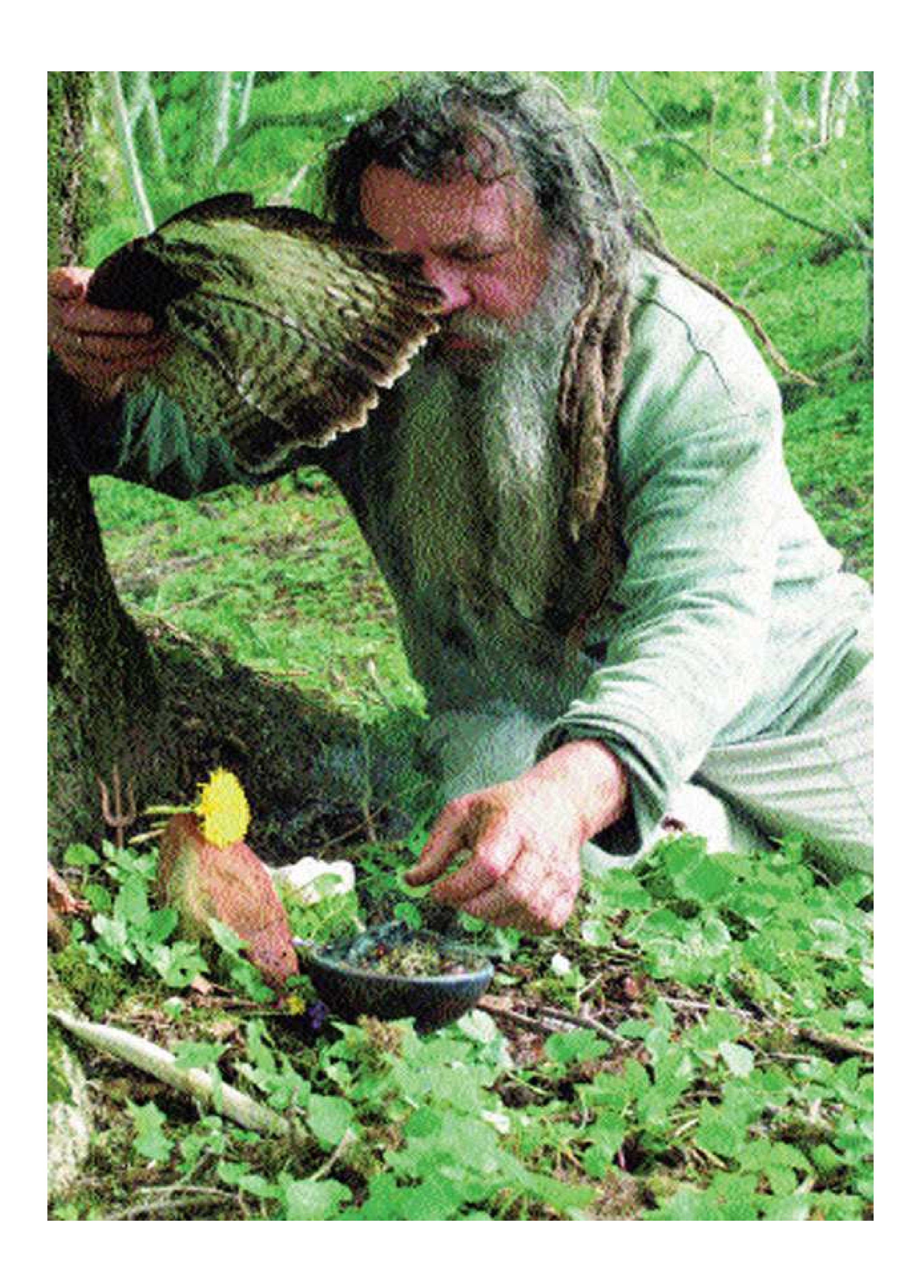
werden etwas Steppenbeifuß *(Artemisia)* und Königskerzenblätter beigemischt. Bei den Flathead in Montana besteht die Mischung aus Tabak, Hartriegel, Weidenrinde (*Salix* spp.), Germer *(Veratrum viride)* und der amerikanischen Süßdolde (»sweet cicely«, *Osmorhiza occidentalis)* einem aromatischen Schirmblütler aus den Rocky Mountains. (Hart 1976: 40). Zum Anzünden wird ein glimmendes Stückchen eines trocknen Büffelfladens auf die Kräuter in den Pfeifenkopf gelegt. Die Cheyenne benutzen folgende vier Pflanzen – vier ist die heilige Zahl der Indianer – für die Rauchmischung:



Wasser für Großvater Stein.



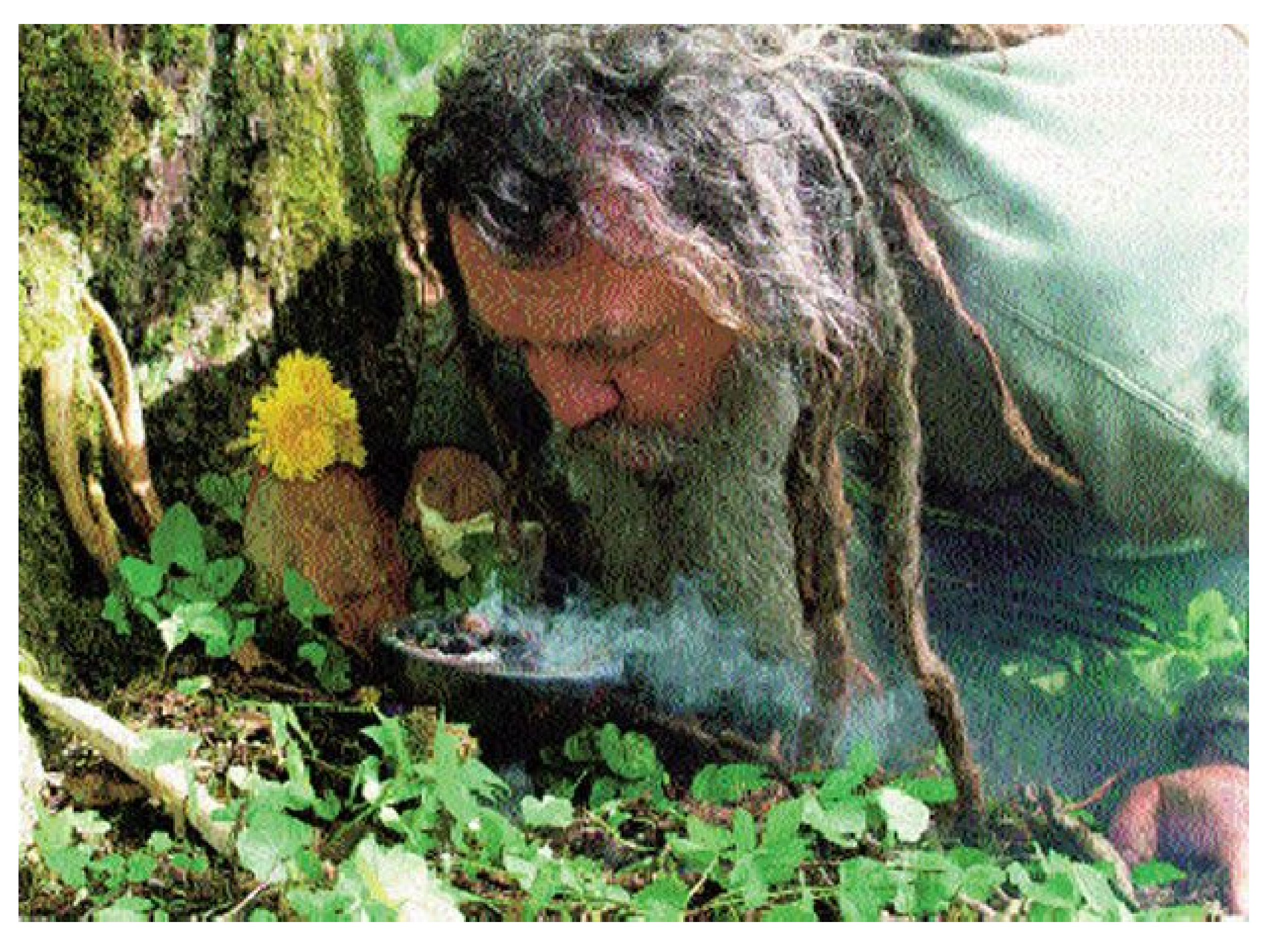
Ocker, rot wie Blut, rot wie das beseelte Leben.



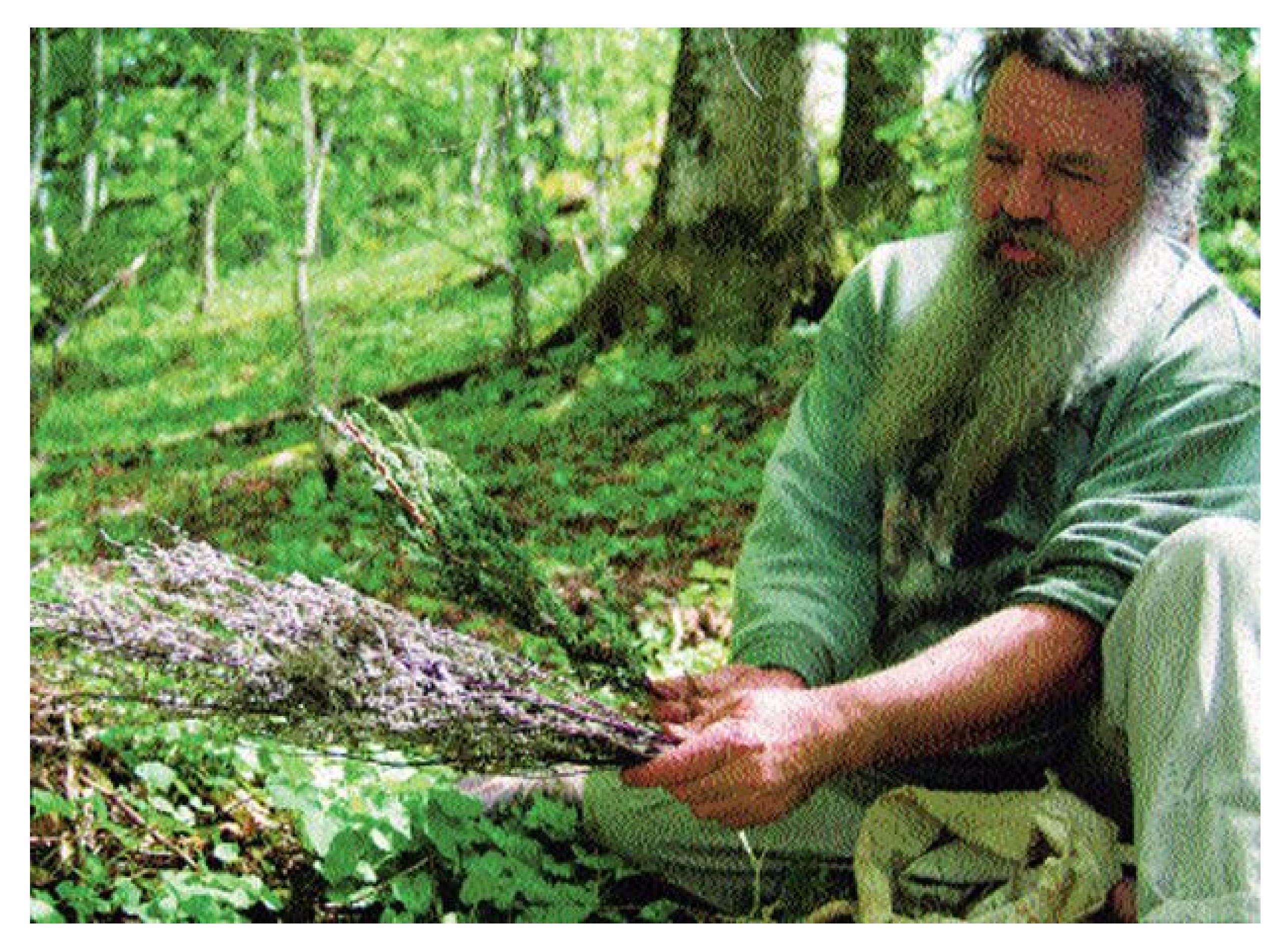
Vorbereitung für das Rauchopfer.



Alle Wesen – die Tiere des Wassers, der Erde und der Luft, Blume, Stein, Metall – finden ihren Platz in der Mitte des Seins, im Fest des Lebens.



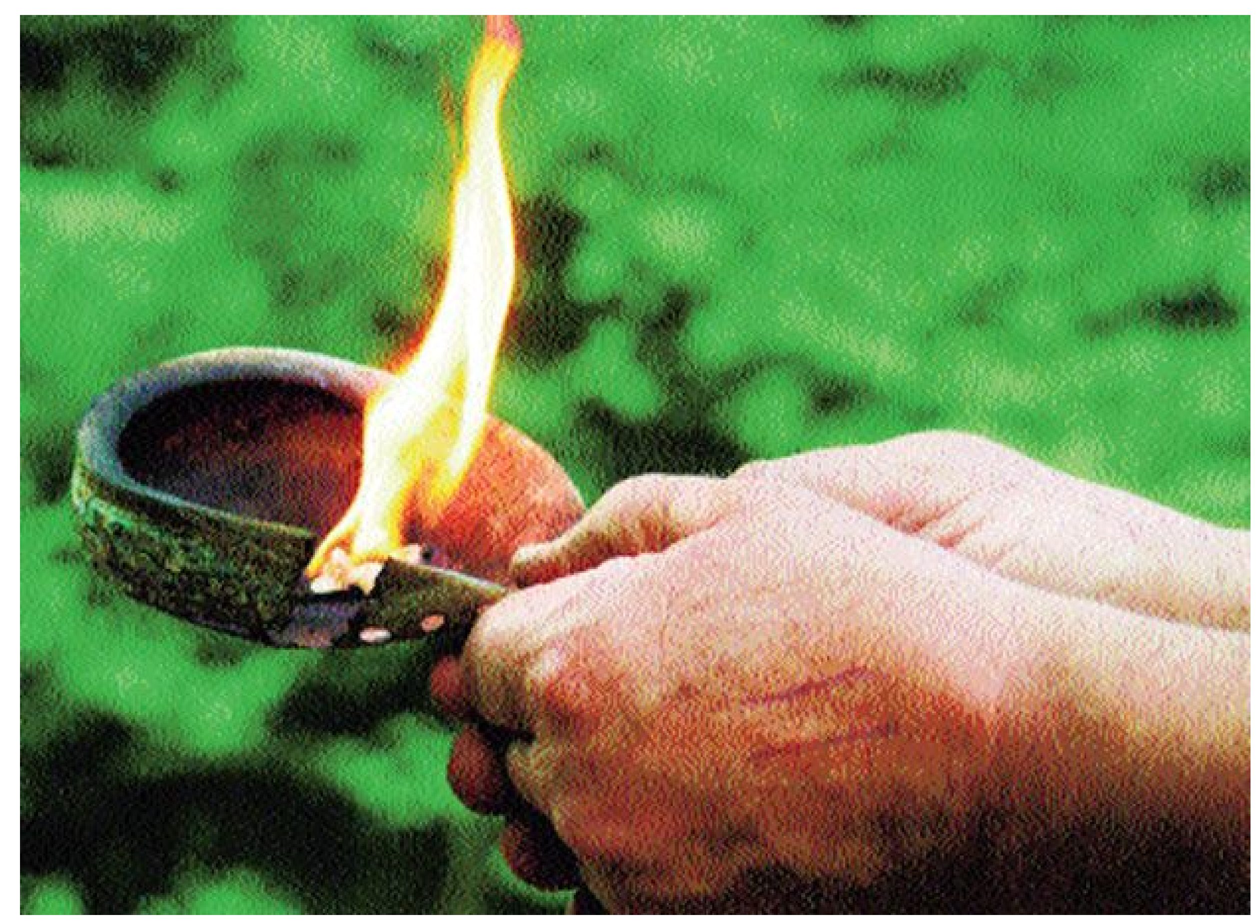
Der Wind der Seele facht das Feuer an, dessen Rauch unsere Verehrung in die Himmel trägt.



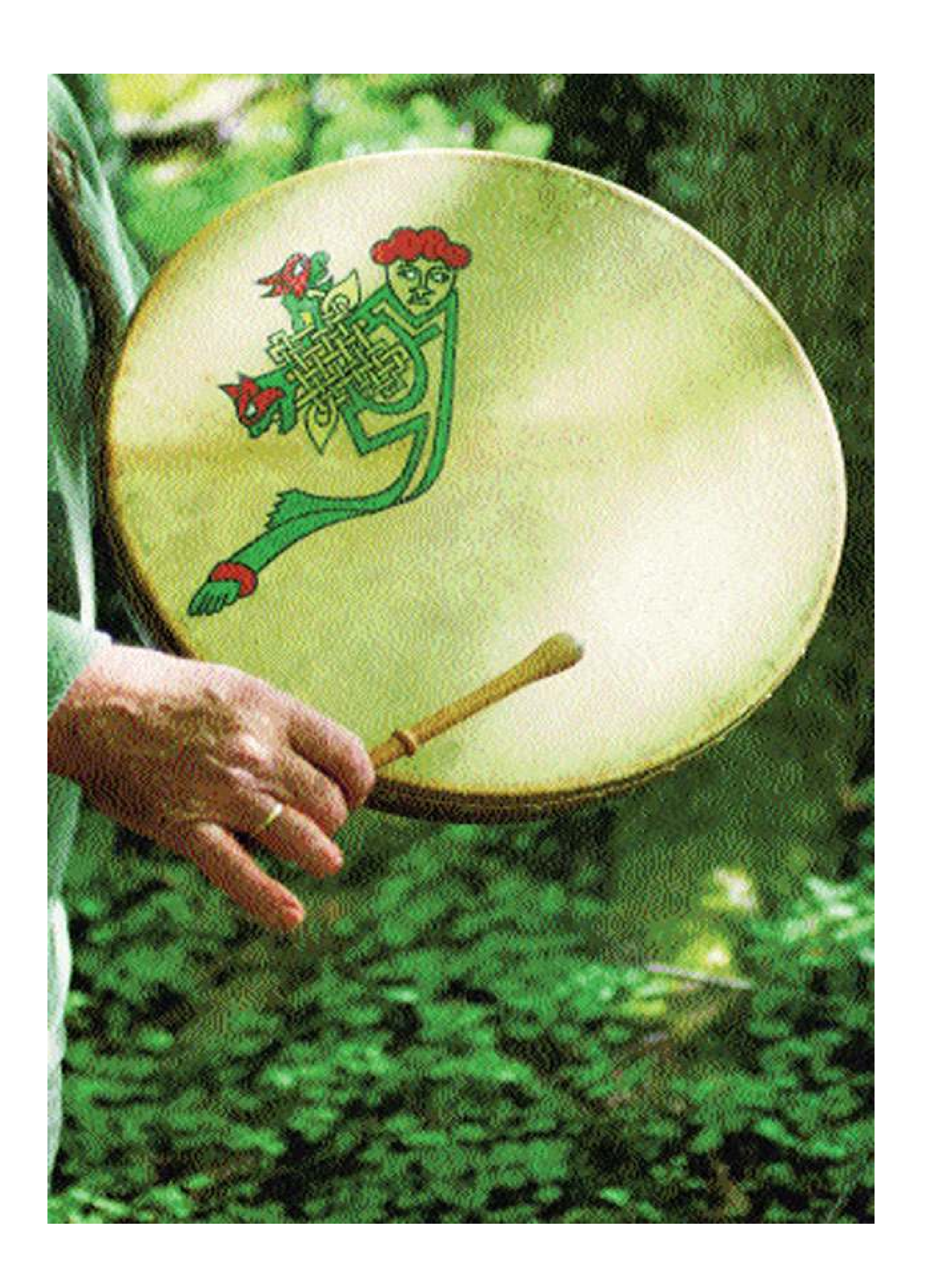
Beifuß und Wacholder, die ältesten Rauchkräuter der Schamanen.



Begrüßung der Zunderschwämme mit Feuer (Aarati).



Agni, der Geist des Feuers.



Bodhran, die altkeltische (irische) Schamanentrommel: ein Schlüssel zur Anderswelt.



Der Ton der Meeresmuschel öffnet Seelenräume und bringt die Götter näher.



Hky Eichhorn mit Windhörnern beim Puja (Foto: Daniel Agustoni).



Der Zunderschwamm, fast so hoch, wie er breit und dick ist, glimmt langsam und beständig.

• **Tabak** (*Nicotiana* spp.)

Tabak ist bei allen Indianern ein besonders heiliges Kraut, das bei keiner Zeremonie, keinem Ritual und Gebet fehlen darf. Einst wurde es nur im sakralen Kontext geraucht, und nicht wie heute als fragwürdiges, gesundheitsgefährdendes Vergnügen. »Der Rauch zieht die Geister an«, sagen die Indianer, auch die Ahnengeister, die den Rauch ja kannten und liebten. Wenn der Tabakrauch den Geistern geopfert wird, wird er nicht eingeatmet. Medizinleute, die um einen Gefallen (etwa ein Heilritual) gebeten wurden, ziehen den Rauch jedoch tief in die Lungen und halten den Atem an, derweil sie mit dem höheren Geist Kontakt aufnehmen; dann entlassen sie den Rauch wieder durch ihre Nase.

Tabakrauch schafft Kommunikation mit mächtigen geistigen Wesen. Wenn die Cheyenne-Indianer Heilpflanzen ausgraben wollen, wecken sie die Pflanze aus ihren tiefen Träumen mit einem Gebet. Sie rauchen Tabak mit dem Pflanzenhäuptling, verhandeln mit ihm und sagen ihm, für wen sie die Medizin brauchen. Wenn der Häuptling sein Einverständnis gibt, dann erst graben sie die Pflanze aus. In das Loch legen sie als Dank etwas Tabak.



Tabakspflanze.

Da der Indianertabak, im Gegensatz zum gezüchteten milden Virgina-Tabak, recht stark ist, wird er mit anderen Pflanzensubstanzen gemischt.

• **Bärentraubenblätter** (*Arctostaphylos uva-ursi;* Cheyenne *Nó an-i ún ots*, »Blätter für Rauchmischung«)

Eine weitere wichtige Pflanze für die Indianer ist die Bärentraube, ein Heidekrautgewächs, das auch in den Wäldern Nordeuropas zu finden ist. Für die Friedenspfeife wird das Kraut in der Schwitzhütte oder unter dem Rauchfang des Tipis getrocknet und dann zerkrümelt. Die roten Beeren, die den Preiselbeeren ähneln, werden als kleiner Imbiss in Pfannen geröstet und wie Popcorn (Puffmais) gegessen oder als Würze für gekochtes Fleisch verwendet. Sie kommen auch mit in das *Pemmikan* – eine Kraftnahrung für den Winter aus gedörrtem zerriebenem Trockenfleisch und Beeren.

Medizinisch sind die Bärentraubenblätter ebenfalls wichtig für die Indianer. Die ganze Pflanze, Wurzel, Blatt und Beeren, wird abgekocht und bei »Schmerzen im unteren Rücken« (Nieren) getrunken, wobei die ausgekochten Blätter noch zusätzlich äußerlich auf die schmerzenden Stellen gelegt werden. Auch die europäische Heilkräuterkunde kennt den Bärentraubenblättertee bei Blasen- und Harnleiterentzündung. Die Pflanze enthält das Glykosid Arbutin, das im Harntrakt seine Wirkung entfaltet.

• **Essigbaumblätter** (Cheyenne *Ho-a tó' o nuts*, »Rauch steigt auf«): **Hirschkolbensumach** *(Rhus typhina)*, **Scharlachsumach** *(Rhus glabra)* oder **Duftender Sumach** *(Rhus aromatica)*

Die Blätter dieser Sumachgewächse werden im Herbst gesammelt, wenn sie scharlachrot sind. Rot spielt überhaupt bei der Zusammenstellung des Kinnikinnick eine Rolle. Rot symbolisiert Blut, Leben und den Großen Geist. Der Tabak blüht rötlich, die Früchte der Bärentrauben sind blutrot und der Hartriegel hat ebenfalls eine knallrote Rinde. Die roten Blätter des Sumachs werden, ehe sie in die Mischung kommen, kurz mit einem Stück Büffeltalg geröstet. Letzteres wird verständlich, wenn man bedenkt, dass das Leben dieser

Indianer einst von den Büffeln abhing. Die Bisons versorgten die Indianer nicht nur mit allem, was sie zum Überleben brauchten – Nahrung im Überfluss, Kleidung, Werkzeuge aus Knochen und Hörnern, Zeltplane –, das heilige Tier umkreiste auch die indianischen Mythen, Märchen und Symbole. Selbstverständlich war das Tier Teil der Symbolik der Friedenspfeife.

Die Indianer schreiben dem Sumach eine reinigende Wirkung zu. Die Kiowas beispielsweise rauchen Sumach, um sich zu reinigen, ehe sie die »wirkliche Medizin«, Peyote, zu sich nehmen.

• **Roter Hartriegel, seidiger Hornstrauch** *(Cornus stolonifera, C. servicea;* englisch *Red-osier dogwood*, Cheyenne *Máh kóm e his*, »rote Rinde«)

Diese mit unserer Kornelkirsche verwandte Hartriegelart wächst inzwischen in vielen Gegenden Europas, an Bachläufen und sumpfigen Stellen. Um die Zutat für die Rauchmischung zu gewinnen, erhitzen die Indianer die Zweige, entfernen die dünne äußere rote Rinde und schälen die weiße Innenrinde in langen Streifen ab. Diese Streifen werden getrocknet und in das Kinnikinnick gemischt.

Wie die Kornelkirsche, so sind auch die sauren Beeren des Hartriegels essbar. Die Indianer mischen diese mit den Beeren der Felsenbirne *(Amelánchier)* zu einem Gericht, das sie »Süß-Sauer« nennen.

Essigbaum oder Hirschkolbensumach

Rhus typhina

Unter den Bäumen und Sträuchern, die im nordöstlichen Amerika im *Indian Summer* die Laubwälder in ein farbenprächtiges Blättermeer verwandeln, ist der Essigbaum, auch Samtbaum oder Hirschhorn genannt, mit seiner orange- bis scharlachroten Lohe wohl einer der

spektakulärsten. Der britische Hofgärtner John Parkinson war dermaßen beeindruckt, dass er 1629 – als Erster in Europa – den Essigbaum in seinen Garten pflanzte. Nicht nur interessierten ihn die medizinischen Möglichkeiten – er experimentierte mit einem Wurzelextrakt als Fiebermittel –, er wollte auch dem grauen, nebligen britischen Herbst etwas amerikanische Farbe verleihen. Inzwischen wächst das Bäumchen ebenso bei uns.

Im Mittelwesten (USA), wo der Essigbaum in freier Natur wächst, sammeln die Kinder im Herbst die roten Beeren und brauen daraus eine »rosa Limonade«. Das ist ganz einfach und gehört mit zur »Kinderkultur«, wie das Drachensteigen oder Ballspielen. Die behaarten, stark säuerlichen Beeren werden einfach in kaltes Wasser gelegt. Anschließend wird die schön rosa gefärbte Flüssigkeit durch ein Tuch gegossen, um die Härchen aufzufangen, und mit Zucker gesüßt. Das macht nicht nur Spaß; diese erfrischende *Pink Lemonade* schmeckt zudem besser als das übliche bunte Brausepulver. Die Indianer, die einst dort lebten, machten es genauso. Sie legten sich für den Winter große Vorräte der sauren Beeren an. Den Vitamin-C-haltigen Tee süßten sie mit Ahornsirup und würzten ihn zusätzlich mit Minzen und anderen Kräutern.

In Nordamerika gibt es mehrere verschiedene Essigbaumarten. Der bei uns am häufigsten angepflanzte und verwilderte Essigbaum ist der Hirschkolbensumach. Er erhielt seinen Namen aufgrund der braunfilzigen Schösslinge, die an ein in Bast stehendes (junges) Hirschgeweih erinnern. Für die Indianer ist der Essigbaum eine Sakralpflanze und eine der wichtigsten Heilpflanzen – etwa wie der Holunder einst für die Europäer oder der Nim *(Azadirachta indica)* für die Inder.

Überall benutzten die Indianer die gekochten Beeren als effektives Adstringens – innerlich bei Mundgeschwüren (Soor), Durchfall, Ruhr, Tripper und Harnröhrenfluss; äußerlich zur Wundheilung und bei entzündlichen

Hautproblemen. Diese Medizin war ihnen so wichtig, dass sie die Beeren und Rinde als »Reiseapotheke« auf ihre Wanderungen mitnahmen. Da der Essigbaum auch bei uns langsam verwildert, sollten wir uns nicht scheuen, anzuschauen, wie die Indianer ihn als Heilpflanze benutzten:

Frauenheilkunde

Die Frauen verwenden eine Abkochung der Beeren zur Reinigung, als Waschung oder als Sitzbad, und als blutstillendes Mittel (Styptikum) nach der Geburt – ähnlich der Wöchnerinnen in unserem Kulturkreis, die Schafgarbe, Frauenmantel und Kamille zu gleichen Zwecken benutzen. Der Beerentee wird auch bei zu starker oder schmerzhafter Regel getrunken.

Wundheiler und Blutstiller

Die gepulverte Wurzelrinde – manchmal mit Ulmenrindenpulver gemischt – dient als blutstillendes, antiseptisches Wundpulver, bei offenen, blutenden Wunden und Schürfungen sowie bei Geschwüren.

Venerische Erkrankungen

Ein Dekokt aus den Samen wird bei Harnverhalten, Blutharn und schmerzhaftem Harnlassen (Cystitis) verwendet. Auch bei Gonorrhö, Syphilis und anderen Geschlechtskrankheiten wird mit Essigbaumabkochungen (oft in Kombination mit Lobelia) behandelt. Mit erstaunlichem Erfolg, wie bereits der Forschungsreisende Meriwether Lewis Anfang des 19. Jahrhunderts von den Ojibwa berichtet.

Diabetes

Dr. Frederick Banting, der Mitentdecker des Insulins, erfuhr, dass die Ojibwa Zuckerkrankheit mit Essigbaumblättern erfolgreich behandeln. Sie verrieten

ihm aber ihre Rezepte nicht, und er konnte diese Wirkung in eigenen Experimenten nicht nachvollziehen.

Hautprobleme

Die zerstampften Blätter werden bei »Vergiftung« der Haut durch Giftsumach *(Poison Ivy)* als Umschläge feucht aufgelegt. Pickel, Abszesse, Dermatitis, Hautparasiten und Geschwüre, die nicht heilen wollen, werden mit einer Abkochung der Beeren behandelt.

Erkrankungen des Verdauungstrakts

Ein Dekokt der Beeren kommt bei Ruhr und Durchfallerkrankungen wie auch bei Hämorrhoiden in Betracht.

Alsbald entdeckten die weißen Siedler den Essigbaum auch für sich. Sie benutzten ebenso die Abkochungen der Rinden und Wurzeln als tonisches, zusammenziehendes, trocknendes und antiseptisches Heilmittel bei allen »Flüssen« (Ruhr, Diarrhö, Gonorrhö, Weißfluss, Harnröhrenfluss, Eiterungen, Nachtschweiß) – schließlich heißt die Gattung ja »Rhus«, eine Bezeichnung, die vom griechischen *rhéein*, »fließen«, herrührt. In einem Zeitalter, in dem die wichtigste Waffe der Ärzte gegen Krankheit das Quecksilberchlorid (Calomel) war, galten Essigbaumabkochungen als begehrtes Mittel, um die schrecklichen Nebenwirkungen der Quecksilbertherapie zu lindern.

Bekanntheit erlangte der Essigbaum durch den berühmten amerikanischen Naturheiler Samuel Thomson (1767–1843). Er setzte der offiziellen, »heroischen« Schulmedizin mit ihren Aderlässen und Quecksilberpräparaten eine wirksame Pflanzenheilkunde entgegen, die er wahrscheinlich den Indianern abgeschaut hatte. Seine Methode bestand in einer Darmreinigung, gefolgt von Schwitzbädern und dem

Trinken spezifischer Kräutertees. Die Essigbaumbeeren waren eine seiner wichtigsten Medikamente. Er setzte die in Wein mazerierten Beeren bei »Canker« ein. Unter dem Begriff Canker verstand er jede Ulzeration der Schleimhäute, jede Schwächung, Verpilzung oder hartnäckige Degeneration des Gewebes, die durch »Verlust der animalischen Wärme« oder durch »Obstruktion der fließenden Lebenskraft« entsteht und sich dann in den Schleimhäuten festsetzt.

In Europa, wo der amerikanische Essigbaum als Zierstrauch und inzwischen auch wild wachsend anzutreffen ist, glauben viele, dass er giftig sei. Zwar hat er als Sumachgewächs einige hochgiftige Verwandte, etwa den asiatischen Lack-Sumach oder den nordamerikanischen Gift-Sumach, auch *Poison Ivy* genannt, die bei der bloßen Berührung schon eine juckende, wässrige Blasen bildende Dermatitis verursachen können, aber dieser Hirschkolbenessigbaum ist vollkommen harmlos. Er stellt zweifellos eine wertvolle Bereicherung unserer europäischen Flora dar.

---

63 Olfaktorisch, vom lateinischen *olfacere*, »riechen«; Olfaktorius = Riechnerv.

64 »All unsere Gedanken sind eigentlich umgewandelte Gerüche« (Rudolf Steiner).

65 »Prägenitale Sexualität« bezieht sich auf das Lustempfinden der Kleinkinder, die noch nicht ihr Selbst von der Umwelt abzugrenzen gelernt haben und noch nicht von gesellschaftlichen Vorschriften und Tabus geprägt sind.

66 Verbena, der lateinische Name für Eisenkraut, bedeutet »heiliger Zweig für kultische Handlungen«; das Wort beruht angeblich auf dem älteren keltischen *ferfaen* (von *fer*, »fegen«; *faen*, »Stein«) und weist darauf hin, dass damit Altarsteine gereinigt wurden.

67 Auch spätere Dufterlebnisse können als Engramme wirken. Was für einen mächtigen Eindruck machten Tabak, Kaffee, Vanille und andere Gewürze auf die Europäer, als sie diese das erste Mal rochen. Wenn Reisende oder Touristen wieder zu Hause sind, kochen sie oft die exotischen Gerichte, um das Abenteuer und das Gefühl der Reise oder des Urlaubs wiederzubeleben.

68 Tulsi, »die Unvergleichbare«, gilt als die pflanzliche Form der Glücksgöttin Lakshmi, der Gattin Vishnus, des Weltenerhalters. Die anderen Göttinnen, neidisch auf ihre Schönheit, verfluchten sie, eine Pflanze zu sein. Im November, kurz vor Vollmond, am 12. Tag des Monats Karttika, wird Vishnu in einem Ritual in den Tempeln und in jedem Haus mit dem duftenden Pflänzlein vermählt. Eine Tulsi-Staude steht in jedem Hindu-Haus. Es heißt, sogar die Erde, in welcher der Lippenblütler wächst, ist heilig. Das heilige Basilikum gilt praktisch als Allheilmittel, insbesondere bei fiebrigen Erkältungen wirkt es. Seine aromatischen Blätter werden dem Verstorbenen auf die Zunge gelegt.

69 Die Guanchen oder Altkanarier waren ein Steinzeitvolk, das im 15. Jahrhundert von den Spaniern überfallen und nach hundertjährigem Widerstand erobert wurde.

70 Zum pharaonischen Brauchtum in der Kirche gehört unter anderem der Bischofsstab und die Mitra, die hohe Bischofsmütze, die einst dem Osiris gehörte, die Bestattung im Sarg (= Sarkophagus, »Leichenfresser), die der Isis und dem Horusknaben nachempfundene Statue der heiligen Jungfrau mit dem Kind sowie der Brauch, die verstorbenen Päpste einzubalsamieren und zu mumifizieren.

71 Kinnikinnick, aus der Sprache der Algonkien, »Gemischtes Zeug«.

Der Rauch der Ahnen

> »Rauch ist alles irdische Wesen;
> wie es Dampfes Säule weht,
> schwinden alle Erdengrößen,
> nur die Götter bleiben stet.«
>
> Schiller, »Das Siegesfest«

Wer auf einem Geister-Kranich ins Reich der Mitte fliegen will, der zünde chinesisches Räucherwerk *(Joss-Sticks)* an, dessen Duft den magischen Vogel nährt; wer sich zur Meditation ans lehmige Ufer des Ganges setzen will, der verbrenne *Agarbatti;* und wer sich die bewaldeten, schneegekrönten Berge und weiten Steppen des amerikanischen Westens vergegenwärtigen will, der räuchere mit Präriebeifuß. Die Düfte der Wurzeln und Kräuter in den Räucherstoffen sind Botschaften dieser fernen Länder an unsere Seele. Will man aber hier sein, im Herzen Europas, will man sich mit der hiesigen Landschaft, mit den hier beheimateten Erdmännlein, Baumgeistern, Elfen und Naturgottheiten verbinden, dann sollte man unbedingt die aromatischen Pflanzen verwenden, die auch hier wachsen. Will man sich mit den Ahnen, die einst hier lebten und deren Knochen in dieser Erde ruhen, verbinden, dann sollte man sich ebenfalls den einheimischen Räucherstoffen zuwenden. Denn sie sind und waren schon lange Teil des »morphogenetischen Feldes«, an dem die lokalen Naturgeister wie auch die Vorfahren teilhaben. Diese Räucherpflanzen sind Teil der Heimat unserer Seele. Sie verbinden uns mit der spirituellen Seite unserer inneren und äußeren Natur. Aus dieser Verbindung entsteht wirklicher –

nicht nur abstrakt vorgestellter – Segen für uns und für die Mitwelt.



Räuchernder Priester (mittelalterliche Darstellung).

Welche Räuchereien sind denn bei uns einheimisch? Der wohlduftende Weihrauch der Kirchen ist seit über tausend

Jahren Teil des spirituell-kulturellen morphogenetischen Feldes. Aber es gibt ältere Räucherstoffe, die schon den vorchristlichen Kelten, Germanen, Slawen und Latinern, ja sogar schon den Megalithbauern, den Pfahlbauern und noch früher den Steinzeitmenschen heilig waren, ihre Seelen zu öffnen und mit dem geheimnisvollen Geist zu verbinden vermochten. An erster Stelle der verschiedenen möglichen heiligen Räucherpflanzen standen Beifuß, Wacholder, Mariengras und Tannenharz. Diese wollen wir nun näher betrachten. Um es vorwegzunehmen: Beifuß öffnet den sakralen Raum, in dem sich das Heilige, das göttliche Mysterium, offenbaren kann; Wacholder verleiht Schutz – er schützt diesen sakralen Raum; Mariengras, einst der holden Göttin geweiht, zieht gute, friedvolle Einflüsse und Wesen in diesen Raum hinein; Tannenharz gibt der Seele Innigkeit, vermittelt ein Weihegefühl.

Um eine Trance oder weihevolle Stimmung zu lenken, können selbstverständlich auch andere einheimische Duftkräuter und magische Kräuter hinzugefügt werden: Johanniskraut, das der Seele Sommerlicht vermittelt; Baldrianwurzel, die Ruhe vermittelt, als liege man auf einem Moosbett im schattigen Sommerwald; Wiesenthymian, der den Mut stärkt; Dost, der vor bösen Einflüssen schützt; Eisenkraut, das das Selbstbewusstsein stärkt usw. Jede Droge (= trockenes Kraut, Frucht oder Wurzel) verleiht der Räucherung, je nach Bedarf, eine andere Qualität.

Beifuß, das Kraut des Übertritts

Artemisia vulgaris

Mit dem Beifuß wird überall, wo er wächst, geräuchert. Im ganzen zirkumpolaren Raum, von Westeuropa bis Japan, von Sibirien bis Tibet spielt oder spielte er die Rolle einer Schamanenpflanze. In ganz Nordamerika hat der verwandte

Steppenbeifuß *(Artemisia ludoviciana)* einen ähnlichen Stellenwert.



Steppenbeifuß.

Der Schamane ist derjenige in der Stammesgesellschaft, der die Fähigkeit hat, willentlich aus dem Alltagsbewusstsein herauszuschlüpfen und in die geistige Tiefe zu gehen. Entweder eine schon vorhandene Veranlagung oder ein Schicksalsschlag – ein tief greifender Schock, ein Nahtoderlebnis – haben dazu geführt, dass seine Seele (Astralleib) lockerer mit seinem Körper verbunden ist, als es beim normalen Menschen der Fall ist. So kommt es, dass er sich in der »Anderswelt« bewegen kann. Ein Schamane besitzt die Fähigkeit, Grenzen zu überwinden und wieder zurückzukehren, ohne, wie der gewöhnliche Mensch, dabei dem Wahnsinn, einer Krankheit oder gar dem Tode zu

verfallen. Ihm stehen für seine schwierigen Aufgaben – mit den Geistern, Göttern und Ahnen kommunizieren, mit den Dämonen verhandeln oder streiten, verlorene Seelen wiederfinden, wahrsagen oder heilen – Hilfsmittel zur Verfügung, und der Beifuß ist eines der wichtigsten. Wie kaum ein anderes Mittel ermöglicht er den Übertritt. Seit der Steinzeit wird diese Schamanenpflanze verwendet. Immer war der graue, duftende Korbblütler dabei, wenn sich die Menschenseele bis an den Rand der menschlichen Sphäre, bis an die Grenze Midgards begab: bei der Geburt, wenn eine Seele die Geisterwelt verlässt und sich wieder verkörpert, beim Übergang in den Tod, bei der Jugendinitiation, beim Heilritual oder zur Vorbereitung auf den schamanischen Flug.

Man braucht nur die unscheinbare graue Blüte zwischen den Fingern zu zerreiben und – ohne sich von etwas ablenken zu lassen – den kampferartigen Geruch tief in die Lungen zu ziehen, um den Energiefluss zu spüren, der über das Stirnchakra (das »dritte Auge«) hinauf in das Kronenchakra strömt und dieses erhellt, belebt und öffnet. Beifuß öffnet die Seele für hohe, göttliche Schwingungen.

Auch auf physischer Ebene hat die Pflanze eine öffnende Wirkung, und zwar – als Frauenkraut – auf den Unterleib. Schon Dioskorides, der griechische Arzt und Verfasser des ersten Kräuterbuchs in der antiken westlichen Welt, spricht davon, dass ein Sitzbad mit Artemisienkraut die Menstruation anregt, dass es als Tee die Geburt beschleunigt, die Nachgeburt, oder gegebenenfalls den toten Fötus (auch bei Kühen) abtreibt und bei Uterusleiden hilft. Die Stengel, die rötlich gefärbte Streifen aufweisen, wurden als Signatur gedeutet: Demnach soll die Pflanze die Monatsblutung anregen.

Das Kraut der Göttin Artemis

Als Frauenkraut weihten die Griechen die Pflanze der wilden Göttin Artemis. Artemis ist eine Mondgöttin. Ihr Zwillingsbruder ist der Sonnengott Apollo. Artemis kam als Erste aus dem Schoß der Mutter hervor. (Die dunkle Nacht ist älter als der Tag – so die Anschauung der alten Völker.) Und sobald sie geboren war, half sie ihren Bruder zu entbinden. Auf diese Weise wurde sie die erste Hebamme. Seither wenden sich die Frauen in Geburtsnöten an Artemis und benutzen ihr Kraut als Hilfe.

Die jugendliche Göttin verschmähte die Stadt, die Zivilisation, ebenso wie den bäuerlichen Alltag; sie unterwarf sich weder den Zwängen der Gesellschaft noch der Ehe. Als jungfräuliche Jägerin, als »Herrin der Tiere«, führte sie ein freies Leben in der Wildnis. Sie ist, wie unsere Frau Holle, Erbe der Großen Göttin der paläolithischen Jägerkulturen. Besonders der Bär und der Hirsch sind ihr heilig. Aischylos (5. Jahrhundert vor unserer Zeit) spricht von ihr als der »Herrin der rauen Gebirge«. Mit ihrem Gefolge von Baumnymphen (Karyatides), Amazonen und wilden Tieren streift sie durch die nächtlichen Wälder. Als Herrin der Seele des Waldes bestraft sie jeden Frevel an Tieren. Die antiken Jäger hingen das Gehörn und etwas vom blutigen Fell ihrer Jagdbeute in die Bäume als Opfer an Artemisia.

Wann immer Frauen mit der eigenen »Wildnis« in Kontakt kommen, ist die unberührte Göttin dabei. Als Mondgöttin hat sie auch etwas mit der Monatsblutung der Frauen zu tun. In den Tagen der Regel ist sie der Seele der Frau näher, denn das ist eine Zeit, in der die Männer die Frauen meiden. Besonders während der natürlichen Niederkunft ist sie der Frau nahe. Während den Geburtswehen und der Geburt befindet sich die Frau größtenteils jenseits gesellschaftlicher Zwänge und zivilisatorischer Gebote. Sie befindet sich nun in der »Wildnis«, im Reich der Artemis. Diese schenkt den

Gebärenden ein initiatorisches Erlebnis jenseits von irdischer Lust und Schmerz.



Artemis mit ihren Hirschen.

Auch für junge Frauen galt die wilde jungfräuliche Göttin als Initiatorin. In Attika und anderswo im alten Griechenland führten junge Initiantinnen wilde orgiastische Tänze auf, wobei sie nackt waren oder auch Safrangewänder und Bärenmasken trugen. Auch hier löst sie Fesseln, ebenso wie sie die Baumnymphen aus den Bäumen löst, um mit ihnen nachts umherzustreifen; oder sie hilft, die Leibesfrucht aus dem weiblichen Schoß zu lösen. Sie löst auch die Seele aus ihrem Verhaftetsein im

Körper und schenkt Ekstase (oder Wahnsinn)[72] (Dürr 1978: 25).

Die Römer identifizierten sie mit ihrer Mondgöttin Diana (*Dea Ana*, »die Urgöttin«). Den Christen war sie unheimlich. Im christlichen Mittelalter wurde sie zur Hexengöttin und mit der Holle, Perchta und der nächtlichen Wilden Jagd identifiziert. In keltischen und mittelalterlichen Legenden erscheint sie als Hindin, die den Jäger, den Helden oder Königssohn, den Auserwählten, immer tiefer in den Wald, in die magische Welt, in die »Traumzeit-Dimension« lockt und ihm die wahre Initiation gibt, so dass er sich schließlich mit seiner weiblichen Hälfte, seiner *Anima*, vermählen kann. Ohne die wilde Göttin würde alles in steriler, gekünstelter Konvention ersticken.

Auch die Pflanze, die nach ihr benannt und ihr geweiht ist, hilft, uns von alltäglichen Konventionen zu lösen und öffnet das Tor zum Heiligen.

Den Germanen war der Beifuß ein der Freya geweihtes Frauenkraut. Gebärende und Wöchnerinnen wurden auf ein wohlduftendes Streulager aus verschiedenen Kräutern gebettet, dem so genannten »Freya-Bettstroh«. Zu dem aromatischen Lager gehörte vor allem das nach Honig duftende, mit kleinen sternförmigen gelben Blüten versehene Labkraut; dazu kamen noch Kamille, Quendel, Dost, Waldmeister, Steinklee Gundermann, Mariengras und andere Duftkräuter. Auch der Beifuß durfte nicht fehlen.

Während der Geburt hielt die Frau ein Büschel Beifuß in ihrer linken Hand. Da sich die gute Göttin, die Holle oder Freya, in dem Kraut verkörpert, war es, als fasse sie während ihrer schweren Stunden die Göttin selbst an der Hand. Noch im Mittelalter hieß es von dem »sonderlich Frawenkrut«, dass es die Geburt fördere und den

Mutterschoß reinige und wärme. Ein Sitzbad oder Fußbad in Beifußtee oder ein Schluck des Krauts in Bier gekocht, sollte auch Unfruchtbarkeit beheben. Das findet inzwischen wissenschaftliche Bestätigung. Margret Madejsky schreibt, dass der Beifuß gleichermaßen östrogenisierend (Eisprung fördernd) und Gestangen-regulierend wirkt, so dass der Tee bei Menstruationsbeschwerden und in den Wechseljahren hilfreich ist. Eine Teekur fördert den Eisprung in der ersten Hälfte des Monatszyklus; in der zweiten Hälfte wirkt sie entschlackend, reinigend und menstruationsfördernd.[73] »Beifuß öffnet und bringt ins Fließen. Das Kraut der Mondgöttin Artemis regt nicht nur Kreislauf, Hypophyse und Keimdrüsen an, es öffnet auch alle körpereigenen Entgiftungswege, so dass Giftstoffe über Urin, Stuhl, Schweiß und Menstruationsblut ausgeschieden werden können« (Madejsky 1999: 1331). Geburt ist ein Gang über die Schwelle, von der einen Seite des Seins zur anderen. Beim Tod überquert der Mensch dieselbe Schwelle in die entgegengesetzte Richtung. Diese Vorstellung ist archaisch; auch die Kelten kannten sie, wie wir beispielsweise aus der Vision des keltischen Ritters Peredur erfahren: Der edle Ritter der Tafelrunde träumte von einer grünen Weide, die durch einen Wasserlauf in zwei Hälften getrennt war. Auf der einen Seite (der Nacht- oder Geisterseite) weiden schwarze Schafe, auf der anderen Seite sind weiße Schafe. Ab und zu überquert ein schwarzes Schaf den Fluss und verwandelt sich dabei in ein weißes Schaf; wenn ein weißes Schaf den Fluss in entgegengesetzte Richtung überquert, wird es schwarz. Auf diese Weise wird bildhaft dargestellt, dass Geburt und Tod einander Spiegelbilder sind.

In allen menschlichen Gesellschaften werden beide Übergänge, Geburt wie auch Tod, von Ritual und religiösem Brauchtum umrankt. Bei vielen Völkern werden diese beiden Schwellenübertritte mit Beifuß geheiligt. Der Brauch, bei Ritualen für Verstobene mit Beifuß zu räuchern oder die

Totengemächer damit auszulegen, reicht zurück zu den Wurzeln menschlicher Kultur. Vermutlich kannten ihn schon die Neandertaler, die in der mittleren Altsteinzeit, also noch vor der letzten Eiszeit lebten. Diesen Schluss legen die Ausgrabungen einer zirka 60000 Jahre alten Neandertaler Grabstätte in Shanindar, im irakischen Kurdistan, nahe. Die neun dort in einer Höhle bestatteten Skelette waren – wie Pollenanalysen des Bodens ergeben – auf Bündeln blühender Heilkräuter gebettet (Solecki 1977: 114). Neben den Anhäufungen von Pollen, die auf Blumensträuße hindeuten, war der gesamte Boden der Bestattungshöhle mit Beifußkraut ausgelegt worden.

Wie alt die rituelle Anwendung des Räucherkrauts ist, zeigt sich auch, wenn man den medizinischen und rituellen Gebrauch der nordamerikanischen Beifußarten bei den Indianern betrachtet. Die Vorfahren der Indianer waren insbesondere altsteinzeitliche Großwildjäger, die vor mindestens 12 000 bis 30000 Jahren von Sibirien aus über die Landbrücke Beringia in die Neue Welt einwanderten. In ihrer Kultur unterschieden sie sich kaum von den Mammutjägern, die, wie Ausgrabungen zeigen, vor 25000 Jahren in der Slowakei lagerten, oder von den Jägern (Djuktai-Kultur), die vor 14 000 bis 18 000 Jahren in den Tundren von Kamtschatka ihre Zelte aufschlugen. Neben Jagdtechniken, Ledertipis, Werkzeugherstellung, Kräuterheilkunde, Märchen und so weiter, brachten sie schamanische Techniken aus ihrer nordasiatischen Heimat mit, darunter die rituelle Anwendung von Beifuß.

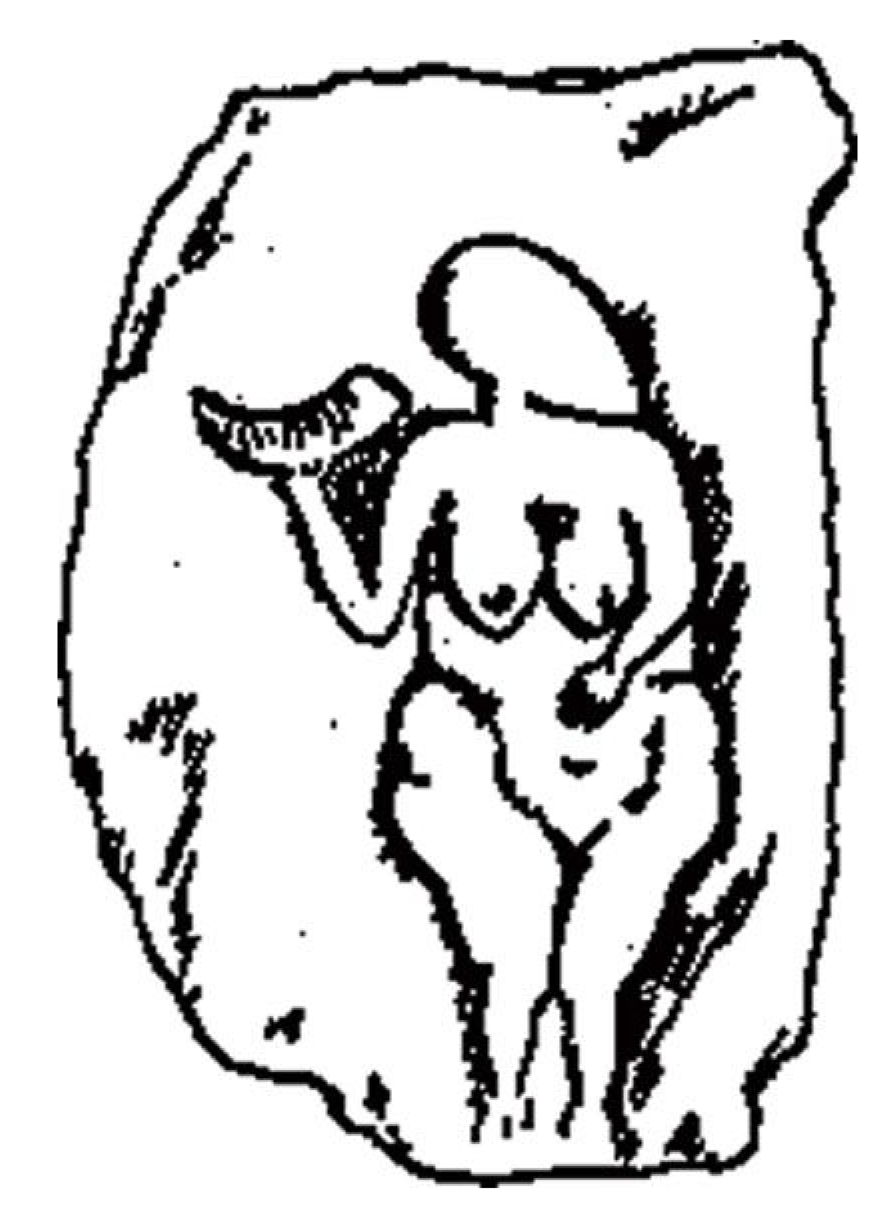


Sommer-Tipi steinzeitlicher Jäger in Europa, bei Hamburg (Rekonstruktion nach Rust).

Dass Beifuß in der Kaltsteppe auf der Landbrücke nach Alaska wuchs, zeigen Bohrungen in nun 40 Meter unter dem Meeresspiegel liegende Böden (Stoll/Vaas 2001: 83). Weiter südlich fanden die Urindianer zwar nicht mehr dieselben Beifußarten, die sie noch aus der Alten Welt kannten; sie übertrugen jedoch das gesamte Brauchtum bezüglich dieser Pflanze auf die ähnlichen nordamerikanischen Arten.

Die europäischen Großwildjäger der jüngeren Altsteinzeit verwendeten das Artemisienkraut ganz ähnlich wie ihre Zeitgenossen, die Urindianer. Es wurde damit der Boden der Kraftplätze und Kultorte bestreut sowie geräuchert. Bodenanalysen in den Höhlen der Pyrenäen, wie Lascaux und Trois Freres – hier befinden sich die bekannten, naturgetreuen Zeichnungen von Büffeln, Mammuts, wolligen Nashörnern, Rentieren und anderen Herdentieren –, deuten das an. Diese Höhlen waren selbstverständlich keine Wohnhöhlen, sondern Kultorte. Kulturanthropologen sind sich inzwischen sicher, dass in der bildhaften Vorstellung dieser Jägervölker diese tiefen, dunklen, verzweigten Höhlen den Schoß, die Gebärmutter der Großen Göttin darstellen. Die archaische Göttin war, wie auch viele in Speckstein geschnitzte »Venus«-Figuren aus jener Zeit zeigen, vor allem

ein mütterliches Wesen. Dem äußeren Blick verborgen, reifen hier, tief in ihrem Erdenschoß, die Seelen der Tiere, der Menschen und Pflanzen heran, ehe sie in der äußeren Welt erscheinen, geboren werden oder sprießen und sprossen.



Venus von Laussel (Altsteinzeit).

Wenn wir den Vergleich mit anderen traditionellen Jägerkulturen wagen, dann dienten die schwer zugänglichen Höhlen auch als Stätte der Einweihung der Jugendlichen. Wie wir bereits im Kapitel »Hüter der Schwelle« sehen

konnten, wird das Ende der Kindheit und die Neugeburt als verantwortungsbewusster, sexuell gereifter Erwachsener bei allen traditionellen Völkern durch aufwendige Übergangsrituale, *rites du passage*, vollzogen. Die jungen Männer werden symbolisch »getötet« und von der Erdmutter, dem Erddrachen, geschluckt, verdaut, neu zusammengesetzt und wiedergeboren. Diese zweite Geburt ist eine wichtige Schwelle. Fußspuren von Jugendlichen, die auf dem Boden der Höhle von Niaux in einem abgelegenen Gang nahe von Höhlenzeichnungen gefunden wurden, legen die Annahme nahe, dass hier einst Jugendweihen stattfanden (Nougier 1992: 170). Es ist folgerichtig, dass das Kraut der Geburt und des Schwellenübertritts, der Beifuß, auch hier eine wichtige Rolle spielte.

Das Bild der archaischen Göttin der Höhle lebt in den Vorstellungen späterer Kulturen weiter. Bei den Indianern als die »Großmutter«, die unter dem Erdboden wohnt. In unserer Kultur lebt sie in der Märchengestalt der Frau Holle weiter; auch sie lebt im Jenseits, in den Erdentiefen, zugleich aber in den Wolken. Dieser Holle, mit der noch im Mittelalter die »Hexen« (Schamaninnen) flogen, war der Beifuß ausdrücklich geweiht. Der schamanische Flug ist kein einfaches Unternehmen. Dämonen und drachenartige Unholde hüten die Schwelle zur »Anderswelt«. Die Schamanin muss rein und seelisch lauter sein, damit sie nicht abstürzt oder den Dämonen des Wahnsinns verfällt. Eine der Maßnahmen, mit denen sich die Weisen Frauen schützten, war das Einreiben und Räuchern mit dem heiligen Kraut der Holle.[74] Die Zauberfrauen flogen aus dem Schornstein, denn dieser galt als Tor in die Geisterwelten. Die fliegende Seele nahm die Gestalt einer Gans oder eines Gänserichs an. Die Gans ist der Vogel der Holle. Sie ist die »Gänsemutter« (englisch *Mother Goose*). Gänsekraut ist einer der Namen des Beifußes. Und noch immer wird die Weihnachtsgans damit gewürzt. Die Indianer benutzen ihren

Steppenbeifuß ebenfalls als Weihung, wenn sie beim Sonnentanz oder anderen Zeremonien als Adler in den Himmel »fliegen«.

Das Übertreten der Schwelle war (und ist) in Stammesgesellschaften, wie auch einst bei den europäischen Völkern, kein privater, hedonistischer »Trip«, sondern wurde von der ganzen Gemeinschaft mitgetragen und unterstützt. Man übertrat die Schwelle, um sich mit den Gottheiten zu verbinden, ihren Rat oder Beistand zu holen. Dazu suchte man sich heilige Zeiten aus, Zeiten, die die Natur selbst vorgab – zum Beispiel jene Tage, an denen die Wildgänse tatsächlich über das Land zogen. Denn das Vorbeiziehen der Gänse markierte die Grenze, die Schwelle zwischen Winter und Sommer, zwischen der hellen, warmen und der dunklen, kalten Jahreszeit. Auch zur Wintersonnenwende und zur Sommersonnenwende nahm man die Kraft des Beifußes in Anspruch. In den zwölf Tagen der Weihenächte wurden Haus und Stall mit Beifuß, Wacholder und anderen Kräutern geräuchert; ein Brauch, der sich in einigen Alpentälern – unter christlichem Mantel und mit dem Zusatz von Weihrauch (Olibanum) – bis heute in den Rauhnächten erhalten hat. Die Sommersonnenwende, die der Weihnachtszeit im Jahreskreis diametral gegenübersteht, wurde ebenfalls mit dem Kraut begangen: Mit einem Gürtel aus Beifuß um die Hüfte, sprang Jung und Alt über das Mittsommerfeuer (Johannisfeuer), über die Schwelle vom aufsteigenden Sonnenjahr hinüber zum absteigenden.[75]

Im späteren Mittelalter, unter dem Einfluss antiker Lehren, sah man in dem Kraut weniger die Anwesenheit der Göttin oder der Venus, vielmehr die des Planetengottes Saturn. Ihm gehörten die grauen, bitter schmeckenden und ohne viel Prunk blühenden Pflanzen. Saturn ist aber auch ein Gott der Schwelle: Er ist der äußerste sichtbare bewegliche Planet, hinter ihm fängt der Fixsternhimmel an,

in dem sich die zwölf Tierkreisregionen, die Heimstätte der Archetypen befinden. Der Gott, der oft als der Schnitter, als der Alte mit dem Stundenglas dargestellt wird, ist der Hüter des Tors zur Ewigkeit.



Sprung über das Johannisfeuer.

Auch dem Merkur, Hermes, wurde der Beifuß zugedacht. Merkur ist der Götterbote, der mit seinen geflügelten Schuhen sämtliche Grenzen zu überschreiten vermag, auch diejenige zwischen der Welt der Lebenden und dem Totenreich. Dieser »Schamane der Götter« ist ein Wanderer. In jenen Tagen banden Reisende und Wanderer das Merkurkraut – es wurde zu diesem Zweck acht Tage nach Bartholomäus (24. August) geerntet – an die Füße oder trugen es in den Schuhen gegen Unglück bei der Reise, gegen Ermüdung oder gegen bissige Hunde.[76]

Der hohe Stellenwert des Beifußes im germanischen Glauben ist offenkundig, wenn wir bedenken, dass die Pflanze als allererste in dem angelsächsischen Neunkräutersegen (*Lacnunga, Lay of Nine Herbs*, 11. Jahrhundert) Erwähnung findet. Vor dem Sammeln wurde sie mit folgenden Worten angesprochen:

»Erinnere du dich Mugwurz,
was du verkündetest,

was du anordnetest in feierlicher Kundgebung.
Du, das Älteste der Wurze,
Una ist dein Name.
Du hast Macht gegen drei und gegen dreißig,
du hast Macht gegen Gift und Ansteckung,
du hast Macht gegen das Übel,
das über das Land dahinfährt.«

Die Bezeichnung »Mugwurz«, »Muggert« (englisch *Mugwort*) weist wahrscheinlich nicht, wie einige Pflanzenbegeisterte gerne glauben, auf den Gebrauch des Beifußes als Machtpflanze hin, wobei *mug* so etwas wie Hitze (schamanische Hitze, Begeisterung, Macht) bedeuten soll. Näher liegt der niederdeutsche Begriff *mugge* (angelsächsisch *mycg*, niederländisch *mug*, indogermanisch **mu*, »Fliege, Mücke, Made«). Der Beifuß ist also ein Duftkraut, das lästige Mücken und Fliegen vertreibt; im erweiterten Sinn vertreibt es auch »hexisches« Ungeziefer und Krankheitsdämonen, die oft Insektengestalt annehmen. Hinter dem Begriff »Wurz« (angelsächsisch *wyrt*, skandinavisch *ört*) steckt nicht nur die »Wurzel«; damit wurden auch ausdrücklich die allerkräftigsten Heil- und Zauberpflanzen bezeichnet – wie Engelwurz *(Angelika)*, Bärwurz *(Meum)*, Meisterwurz *(Peucedanum)*, Blutwurz *(Potentilla)* usw. – egal, ob man das Kraut, die Blüte oder die Wurzeln benutzte. Die Pflanze wird bei ihrem göttlichen Namen genannt: *Una.* Una ist die magische Umkehrung von *Anu*.[77] Es ist die Ahnin, die *Dea* (Göttin) *Ana* oder Dana der Kelten, die Diana der Römer, die mit der griechischen Artemis ebenso wie mit der Frau Holle identifiziert wurde. Und da erkennen wir das Devawesen, das in der Beifußstaude wirksam ist.

Sage, der falsche Beifuß

Für viele Jugendliche ist es schwer, sich zurechtzufinden in einer Welt, die sich immer weiter von ihren natürlichen Wurzeln entfernt, die sich in seelenlose, elektronische, virtuelle Welten verliert, die außer oberflächlichem Sex, Drogen, Machtgerangel, schwachsinniger Unterhaltung und Konsum kaum Inhalte anzubieten hat. Da ist es kein Wunder, dass so mancher bei »Schamanen«, »keltischen Druiden« und weisen Indianern, im Internet oder in esoterischen Büchern eine Antwort sucht. Leider gibt es da zahlreiche Fehlinformationen. Wenn ein Buch über keltischen Schamanismus, herausgegeben von einem renommierten Verlag, »keltische Maisrituale« thematisiert, da wird man stutzig. Die Kelten hatten ja gar keinen Mais, da diese Nahrungspflanze erst nach der Reise des Kolumbus nach Europa gelangte. Es stellt sich heraus, dass es sich um einen Übersetzungsfehler vom englischen Original ins Deutsche handelt. *Corn* heißt im britischen Englisch »Getreide«, im amerikanischen »Mais«. Und nun gibt es Neo-Kelten, die aufgrund eines Übersetzungsfehlers »Maisrituale« veranstalten.

Auf einem neo-indianischen Medizinradtreffen in Bayern kam ein junger Mann auf mich zu. Voller Begeisterung erzählte er mir, er habe mit Kiffen aufgehört und rauche nun jeden Tag »Sädsch«. Auch räuchere er damit bei indianischen Zeremonien. Als er meinen verdutzten Gesichtsausdruck sah, erklärte er, »Salbei, weißt du, das heilige Kraut der Indianer, *sage*. Das ist doch gut, das ist doch voll spirituell!«

Ich sah ihn mir genauer an. Sein Gesicht war ledrig gegerbt, fast ausgetrocknet. Staunend erkannte ich: Der raucht tatsächlich Gartensalbei *(Salvia officinalis)*, eine Pflanze, die schon bei den Humoralärzten im Mittelalter als heiß und austrocknend galt, und von der die heilige Hildegard sagte, sie verhindere »einen Überfluss an schlechten Säften«. Der Tee wirkt schweißmindernd und sekretionshemmend. Deswegen wird er ja auch in den

Wechseljahren getrunken oder zur Abstillung, da er die Milch versiegen lässt, oder gegen Nachtschweiß bei Schwindsucht. Zudem enthält Gartensalbei ätherisches Öl mit 35 bis 60 Prozent Thujon, welches neurotoxisch wirkt und ein Abtreibungsmittel ist.[78]

Ich sah ihm an, dass er schon Thujon-geschädigt war. Mir kam der wahnsinnige Maler Vincent van Gogh in den Sinn, der sich täglich mit Absinth zudröhnte, dem mit Wermut *(Artemisia absinthum)* versetzten Wein, der allmählich das zentrale Nervensystem vergiftet und die Genießer in Richtung Wahnsinn oder Apathie treibt. In einem seiner Wahnsinnsanfälle hatte sich der holländische Maler ja das eigene Ohr abgeschnitten.

»Rauch lieber wieder deinen Hanf«, riet ich ihm, »sonst kann es so weit kommen, dass du dir ein Ohr abschneidest!«

Dann erklärte ich ihm, dass der Gartensalbei, obwohl er ebenfalls würzig duftende, graue Blätter hat, gar keine Indianerpflanze ist, sondern aus dem Mittelmeerraum stammt. In Amerika gab es nicht einmal Salbei. Die weißen Siedler brachten Salbei als Heilkraut mit, vor allem als Gurgelmittel für Halsentzündungen, oder als zusammenziehendes, entzündungshemmendes Wundheilmittel. Es ist nicht einmal ein Kraut, welches die eingeborenen Völker nördlich der Alpen kannten, geschweige denn rituell nutzten. Erst die christlichen Mönche brachten es aus dem Mittelmeerraum mit, wo es natürlich wächst, und züchteten es in ihren ummauerten Klostergärten. Mit solchen biotopfremden Kräutern wollten sie die einheimischen, »heidnischen« Kräuter ersetzen.

Auch erklärte ich ihm, dass es sich bei dem Wort *sage* um eine Fehlübersetzung handelt. Die englischsprechenden Siedler nannten die Artemisien, die sie in der Steppe vorfanden, *prarie sage* (Steppensalbei),

weil sie wie der Gartensalbei ebenfalls graue, aromatisch duftende Blätter haben. Da die Amerikaner eine Abscheu vor langen komplizierten Namen haben, wurde aus *prarie sage* einfach *sage*, was wiederum unsere Übersetzer – in britischen Wörterbüchern blätternd – als »Salbei« übersetzten.

Der echte Salbei war den Römern dennoch heilig. Im Rahmen eines feierlichen Festes ernteten die in weißen Tuniken gekleideten Priester dieses »Ambrosia der Götter«. Es musste ohne Anwendung von Eisenwerkzeugen gesammelt werden. Unter anderem wurde es auf die Gräber gestreut. Der Mönch Walafrid Strabo, der im 9. Jahrhundert den Klostergarten von St. Gallen betreute, spricht dem Kraut, »süß von Geruch«, höchste Heilkraft zu, und es wurde eines der wichtigsten Kräuter der christlichen Klostermedizin. Noch heute liest man immer wieder den Spruch der salernitanischen Ärzte aus dem *Regimen sanitatis salernitanum* (13. Jahrhundert), der die einmalige Heilkraft der Pflanze betonen soll: *Cui moriatur homo, cui salvia crescit in horto?* (Warum stirbt der Mensch, wenn ihm Salbei im Garten wächst?) Vergessen dabei wird der nächste Vers: *Conta vim mortis, non est medicamen in hortis.* (Gegen das Gift des Todes wächst kein Heilmittel im Garten.) Vergessen wird auch, dass der Begriff *Salvia* schlicht »Heilpflanze« (vom lateinischen *salvus*, »heil, gesund«) bedeutet und sich auf alle möglichen Heilkräuter beziehen lässt. Viele verschiedene Pflanzen wurden von den Römern als *Salvia* bezeichnet.

Im sakralen Kontext kann man gewiss mit Salbei räuchern; es sollte jedoch mitbedacht werden, dass er bei weitem nicht die starke Wirkung des echten Beifußes *(Artemisia vulgaris, A. ludoviciana)* hat. Und ein »Allesheiler« ist Salbei auch nicht.

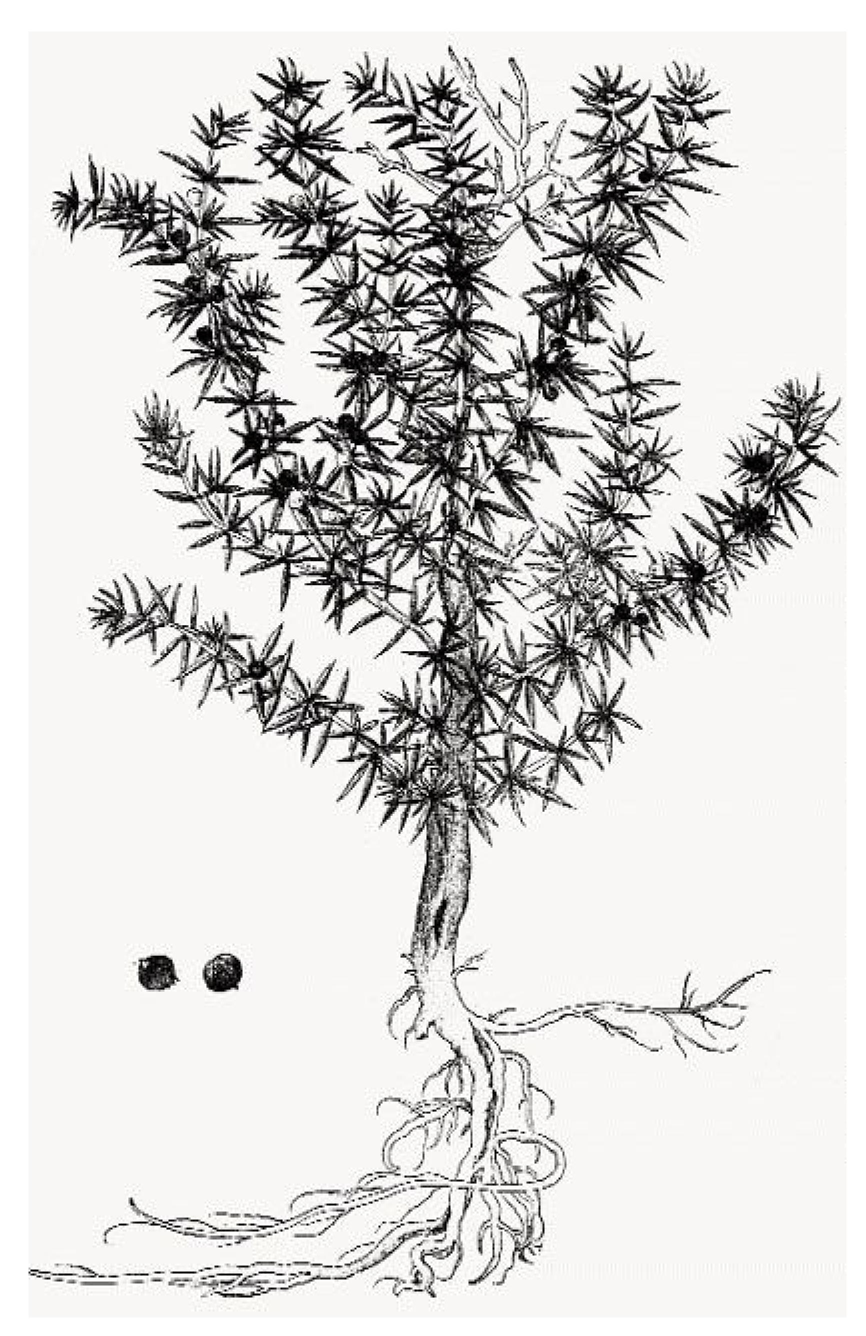
Wacholder, der Feuervogelbaum
Juniperus communis

Der Wacholder oder Queckholder – im alemannischen Raum »Reckholder«, im bayrisch-österreichischen Raum »Kranewitt« und im plattdeutschen »Machandel« genannt – ist als sakrales Räucherwerk ebenso wichtig und archaisch wie der Beifuß. In den altsteinzeitlichen Höhlen in den Pyrenäen und besonders bei den Mammutjägern der Magdalénien-Kultur, die sich vor 15000 Jahren über ganz Europa erstreckte, wurde nachweislich viel mit Wacholder geräuchert (Rudgley 1999: 146).

Wie viele Menschen, kannte ich Wacholder, insbesondere seine blauen Scheinbeeren, vor allem als Gewürz für Sauerkraut, als Aroma für Gin, Steinhäger und andere Kräuterschnäpse und auch als entwässerndes, nierenreizendes Volksheilmittel. Auch wusste ich, dass der damit geräucherte Schinken und Speck besonders gut schmeckt. Jedoch erst durch den alten Cheyenne-Medizinmann Bill Tallbull lernte ich den *cedar* als sakrales Räuchermittel kennen. Zu jener Zeit wohnten wir in Wyoming in einer alten Blockhütte aus Pionierzeiten. Es ließ sich nicht gut darin schlafen; unser Hund mied die Hütte und schlief immer draußen. Als uns der Medizinmann einmal besuchte, sagte er, dass ein unruhiger Geist darin hause, da müsse man mit Wacholder räuchern. Diese den Donnervögeln heilige Konifere wende Störungen ab und vertreibe böse Einflüsse. Die Cheyenne räuchern mit den balsamisch duftenden Zweigen bei jeder Zeremonie, beim Sonnentanz, bei schamanischen Heilritualen, bei Schwitzhüttenzeremonien und bei der Peyote-Séance. Mit Wacholderrauch vertrieben sie die in der Prärie so heftigen Wolkenbrüche und Gewitterstürme. Auch als Medizin wird der immergrüne Strauch verwendet. Sie trinken einen Tee aus den Zweigspitzen und Beeren oder atmen das Wacholderöl ein (indem sie Beeren und Zweige auf glühende

heiße Steine legen), wenn sie arg erkältet sind, an Fieber leiden oder es mit einer Lungenentzündung zu tun haben. Erst später erfuhr ich, dass das Räuchern mit Wacholder weltweit als Schutz gegen böse Einflüsse gilt. Die Schamanen Sibiriens, die Bön-Po-Zauberer der Tibeter oder die Trance-Tänzer der Hunza atmen den Rauch des *Dug (Juniperus excelsius)* ein, um in Trance zu geraten, wenn sie, auf der Schamanentrommel trommelnd, in die »andere« Welt reisen, um krankheitsbringende Dämonen zu jagen. Im Tibetischen ist der Begriff für Räucherwerk, *Dug-Bö*, von Wacholder abgeleitet.

»Vor dem Holdere (Holunder) soll man den Hut abziehen, vor dem Reckholder das Knie beugen!«



Wacholder (Fuchs, New Kreüterbuch, Basel 1543).

Aus diesem Spruch, der noch im vorigen Jahrhundert in den Alpenregionen aktuell war, geht hervor, dass der Juniperus auch in unserem Kulturkreis heilig war. Schon in vorchristlichen Zeiten galt er als reinigend und dämonenvertreibend. Die Germanen – wie auch die Römer – benutzten das nach Balsam duftende Holz für ihre Opferfeuer und für die Scheiterhaufen, auf denen die Toten

eingeäschert wurden. Noch lange, bis über das Mittelalter hinaus, wurde Wacholder zum Ausräuchern von Sterbehäusern verwendet. Als Baum der Bestattungen war Wacholder dem Odin/Wotan geweiht.

Das von den Gebrüdern Grimm aufgezeichnete, plattdeutsche Märchen vom »Machandelboom« (Wacholderbaum) ist eine Reminiszenz an den mit Wacholder verbundenen Toten- und Wiedergeburtsglauben der Kelten und Germanen. Dass es sich um ein uraltes Märchen handelt, geht aus dem ersten Satz hervor:

»Dat is nu all lang heer, wol twe dusend Johr …« (»Das geschah vor langer Zeit, vor wohl zweitausend Jahren …) Da wird von einem Mann und seiner Frau erzählt, die sehr wohlhabend waren, aber keine Kinder hatten. Eines Tages schälte die Frau einen Apfel unter dem Wacholderbaum; dabei schnitt sie sich in den Finger, so dass das Blut in den Schnee tropfte. »Ach«, seufzte sie, »hätt' ich doch ein Kindlein so rot wie Blut, so weiß wie Schnee!« Ihr Wunsch ging in Erfüllung. Bei der Geburt des hübschen Knaben starb sie jedoch und wurde unter dem Wacholderbaum begraben. Der Vater heiratet wieder. Seine neue Frau, die kein gutes Herz hat, bringt ein Töchterlein zur Welt, welches Marleenken genannt wird. Die beiden Kinder haben einander sehr lieb, aber die Stiefmutter hasst den Buben und tötet ihn. Anschließend zerhackt sie das Kind und kocht es in Essig. Marleenken weint soviel, heißt es, dass diese Sülze gar kein Salz braucht. Die böse Frau serviert die Sülze ihrem unwissenden Mann, der lediglich sagt, es schmecke ihm so gut, als sei es ein Teil von ihm. Marleenken, die nur weint, sammelt all die Knochen und legt sie in das grüne Gras unter dem Machandelbaum. Der Baum rüttelt und schüttelt sich, er fängt an zu rauchen und fängt Feuer. Die Seele des Bruders fliegt als wunderschöner Vogel aus den Flammen hervor. Er fliegt zuerst auf das Dach einer Goldschmiede und singt ein bezauberndes Lied:

»Mein Mutter, die mich schlacht',

Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, das Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen (Gebeine).
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter dem Machandelbaum.
Kywitt, kiwitt[79], wat vör'n schöön Vagel bün ick!«

Der Goldschmied dankt für das Lied mit einer feinen goldenen Kette. Nun fliegt der Vogel auf des Schusters Dach, wo er ebenfalls das Lied singt, und bekommt dafür ein schönes Paar rote Schuhe. Zuletzt singt er bei der Mühle; die Müllerburschen danken es ihm mit einem Mühlstein. Nun fliegt der Vogel wieder nach Hause. Er wirft die goldene Kette über den Hals seines unschuldigen Vaters. Der bösen Hexe, der Stiefmutter, die schon düstere Vorahnungen hatte, wirft er den schweren Mühlstein um den Hals – auf diese Weise wird im Märchen die karmische Schuld als eine kaum zu ertragende Last dargestellt. Seine liebe Schwester belohnt er mit den schönen roten Schuhen, mit denen sie leichtfüßig durch das Leben tanzen kann. Diese Schilderungen heben den altgermanischen Gedanken hervor, dass die Verstorbenen, von der anderen Seite her, das Schicksal der Lebenden aktiv beeinflussen. Auch dem Glaube an die baldige Wiederverkörperung wird Rechnung getragen: Der Junge ist zuletzt wieder in seiner Menschengestalt lebendig.

Der brennende Wacholderbaum ist eine Metapher für das Leichenoder Opferfeuer. Die Verwandlung der Seele in einen Vogel ist ebenfalls urindogermanisch. Die bayrisch-österreichische Bezeichnung für den Wacholder, Kranewitt (von althochdeutsch *krano*, »Kranich«, *witu*, »Holz«), deutet auf den Kranich hin, der, wie der Storch, der Schwan oder die Gans, ein Seelenvogel ist – also das Bild der individuellen Seele darstellt. Wie der Storch, so wurde gelegentlich auch der Kranich als Kinderbringer gesehen. Das hier kurz skizzierte Märchen muss tatsächlich sehr alt

sein. Das Motiv des Zerstückeltwerdens, des Gekochtwerdens, des Einsammelns der Knochen und der Wiedergeburt ist eine Reminiszenz an die schamanische Einweihung. Der Schamane im euro-asiatischen Raum wird von Dämonen getötet, zerstückelt und verspeist; eine »Vogelmutter« sammelt seine Knochen, legt sie zusammen und lässt ihn, derweil er in der Geisterwelt herumschwebt, zum Schamanen heranreifen. Erst nach dieser schweren Prüfung hat der neue Schamane Macht über dieselben Dämonen, die ihn peinigten. Analog dazu brachten die archaischen Jäger im euro-sibirischen Raum die Knochen der getöteten und verspeisten Tiere wieder in den Wald und legten sie, Zaubersprüche murmelnd, sorgfältig zusammen, damit sie sich wieder in Fleisch kleiden mögen und das Tier erneut lebendig wird.



Machandelboom: Der schöne Vogel singt vom Dach.

Wacholderholz und Wacholderrauch galten in allen traditionellen Kulturen als Schutzmittel gegen Dämonen. Die Balten glauben, mit einem Wacholderknüppel kann man den Teufel in die Flucht schlagen, denn – so sagen sie – das Kreuz, an dem der Heiland hing, sei aus Wacholderholz gefertigt worden.

Die germanischen Völker waren überzeugt, dass das Wacholderholzfeuer den Toten während der Metamorphose, die stattfindet, wenn sich die Seele vom Leib trennt, schützt. Der Glaube an diese dämonenwidrige Wirkung hielt noch

lange. Noch bis in die Neuzeit räucherte das Landvolk mit Wacholder, um Dämonen, Schlangen und Hexen (unsichtbare, fliegende astrale Entitäten) zu vertreiben. Heißt es doch in einem Tiroler Spruch:

»Eichenlaub und Kranewitt
Dös mag der Teufel nit.«

In den Alpenländern wird mit Wacholder, zusammen mit Beifuß und Weihrauch, während der Rauhnächte geräuchert. Aber auch zu anderen »Hexenzeiten« wie Walpurgis, Mittsommer und im Winter, wenn die »wilde Jagd« der ungetauften Totenseelen oder das Woutisheer (Wotans Heer) über das Land stürmen.

Im Mittelalter wurde mit Wacholder geräuchert, wenn der Schwarze Tod über das Land fuhr. Die Konifere wurde dem Pestheiligen Sankt Rochus geweiht, der ja selbst an der Pest erkrankte und wieder genas. Interessanterweise ähnelt dieser Pestheilige hinsichtlich Charakter und Aussehen Odin/Wotan: Er wird mit Schlapphut, Mantel und Wanderstab abgebildet. Ein oder mehrere Hunde sind seine Begleiter – ein Hund oder ein Rabe hätten ihm Brot gebracht, so dass er nicht verhungerte, während er in der Wildnis war, von der Pest niedergestreckt. Es heißt noch immer, dass im Umkreis von einer Rochuskapelle niemand von einem tollwütigen Hund gebissen werde.

Auch aß man während der Pestepidemie Wacholderbeeren, zusammen mit Engelwurz, Bibernellwurz, Baldrian und anderen immunstärkenden Kräutern. Hier und da hatten mysteriöse Stimmen den Kranewitt als Schutzmittel verkündet. In Niederösterreich sang ein Vogel den verängstigten Menschen zu:

»Esst Granabier (Wacholder) und Bibernell,
Dann sterbt ihr nicht so schnell.«

Dieser Rat ist gar nicht so unvernünftig, denn das ätherische Öl beider Pflanzen ist stark keimtötend.

Einmal fingen Bauern im Obersimmental einen Zwerg und wollten ihn zwingen, ein Heilmittel gegen die Seuche zu verraten – die Wichtel kennen nämlich jede Heilpflanze! Da ruft ein anderer dem gefangenen Zwerg zu:

»Si möge mit dir fürnäh, was sie wei,
Verrat nit, was d Reckholderstude z behüete hei!«[80]

Noch lange brachte man dem heiligen Baum kleine Opfer, denn unter seinen Wurzeln leben viele Zwerge und andere Wesen. Wenn die kleinen Kinder kränkelten und ihnen nicht einmal das Legen in den warmen Backofen half, dann ging die Mutter zum Wacholder, legte Wolle und Brot unter seine Zweige und sprach:

»Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring ich euch etwas zu spinnen
Und zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen,
Und meines Kindes vergessen.«

Der Wacholderbaum kann saturnisch alt werden. Bis zu achthundert Jahre lebt er. Oft wächst er in der Heide, da Schafe ihn nicht fressen. Die stacheligen Zweige dieses magischen, dem Schamanengott Odin geweihten Baums eignen sich hervorragend als Räuchermittel bei Puja-Ritualen.

Mariengras, der Duft der Göttin

Hierochloe odorata

Die meisten Europäer haben das Räuchergras in Form von sorgfältig geflochtenen Zöpfen bei indianischen Ritualen, in Schwitzhüttenkreisen oder bei Medizinradtreffen kennen gelernt. Viele meinen, dieses nach Waldmeister duftende, heilige *Sweet grass* würde nur in der amerikanischen Prärie wachsen. Aber das stimmt nicht. Mariengras, auch

Honiggras oder Vanillegras genannt, ist ebenso in Eurasien wie in der Neuen Welt zu Hause. Mariengras wächst auf eher feuchten Böden, in Niedermooren und in der feuchteren Prärie. Es blüht von April bis Juli, wird bis zu 70 Zentimeter hoch und hat lockere, glänzende Rispen.[81]

Die in fast allen Indianersprachen als »Süßgras« bezeichnete Grasart gilt, neben dem Beifuß und dem Wacholder, bei den Rothäuten als eines der wichtigsten Räuchermittel. Die Indianer nahe der Großen Seen tauschen und handeln das zu Zöpfen geflochtene Gras weit über sein natürliches Areal hinaus, bis in jene Gebiete des Südwestens und der Rocky Mountains, in denen die Omahas, Poncas, Kiowas, Dakotas, Lakotas und Absarokees leben. Nach allgemeinen Aussagen der Indianer zieht das Süßgras »die guten Einflüsse und Geistmächte an«.

Für die Cheyenne symbolisiert das Gras *(Vi ó ots)* die Kräfte des Wachstums und der Erneuerung. Es stellt die sich nach dem Winter erneuernde grüne Kraft der Erde dar. Alles, was zunehmen, wachsen, an Kraft gewinnen und gedeihen soll – Medizinbündel, Waffen, Kleidung, Rasseln – wird durch den Rauch des *Vi ó ots* gezogen. Vor dem Kampf räucherten die Krieger ihre Schilde damit und die Medizinmänner vor der Séance ihre Rasseln. Um sich vor Verunreinigung und insbesondere vor möglichem Kraftverlust zu schützen, beräucherten die Männer ihren Körper mit dem Gras, wenn sie menstruierenden Frauen zu nahe gekommen waren. Bei heftigem Gewitter wurde Süßgras angezündet. Auch als Parfüm benutzten die Cheyenne das aromatische Gras, meistens mit Beimischung von Pferde- oder Monardenminze *(Monarda fistulosa)* und den Köpfchen der strahlenlosen Kamille *(Matricaria discoidea)*.



Mariengraszöpfe.

Vor langer Zeit schenkte der Urschamane und Kulturheros Motsiiuef (»Süße Medizin«) den Cheyenne die »heiligen Pfeile« und die dazugehörige »heilige Pfeilzeremonie«. Die Zeremonie wird periodisch durchgeführt, um das Volk gesund zu halten, um das Wachstum der Steppengräser zu fördern, um eine reiche Beerenernte zu sichern und um den Bestand der Büffel und anderer Tiere zu vermehren. Die heiligen Pfeile werden 445 Mal mit Süßgras beräuchert, denn so viele Jahre lebte der Urschamane unter den Menschen. Beim mittsommerlichen Sonnentanz hängen noch heute rot bemalte, geflochtene Mariengraszöpfe an den Pfosten der Medizinhütte.

Bei den anderen Indianern wurde das Gras mit dem vanilleartigen Duft ähnlich verwendet. Es wird, mit Tabak und anderen Sakralkräutern vermischt, in Friedenspfeifen geraucht. Das lockt friedvolle Geister herbei und hilft Frieden schließen. Auch bei dem Sonnentanz im Hochsommer, wenn sich die Prärie-Indianer mit den sie führenden Geistmächten verbinden, wird Süßgras verbrannt. Zum Christentum bekehrte Dakota halten an dem heiligen Gras, das sie *Wachanga* nennen, fest, indem sie es am Palmsonntag als »Palmen« in die Kirche tragen und dann die gesegneten Grasbüschel wieder mit nach Hause nehmen.

Die Crows räuchern damit, um Trauernde zu trösten und um gute Energien in die Wohnungen zu bringen. Für die Blackfeet gilt *Siputsimo*, das Süßgras, als Häuptling der Gräser. Sie bedecken die Sonnentanzaltäre damit und flechten es gerne ins Haar oder in die Lederfransen ihrer Kleidung.

Das Mariengras und das Ruchgras finden bei uns heute kaum Beachtung, es sei denn, man wird auf den intensiven Heu- oder Waldmeisterduft aufmerksam, der sich verbreitet, kurz nachdem das Gras geschnitten und angewelkt ist. Die Tatsache, dass das Mariengras auch bei den Europäern einst ein heiliges Gras war, verraten die Namen, mit denen es bezeichnet wurde. Schon der wissenschaftliche Name *Hierochloe* (vom griechischen *hieros*, »heilig«, *chloe*, »Gras, Schössling«) deutet das an. Als Heilig Gras (niederländisch *heiliggras*, englisch *holy grass*, ungarisch *szentperje*) wurde es – ähnlich dem Kalmus *(Acorus calamus)* – noch lange bei christlichen Festen, wie etwa Fronleichnam, vor die Kirchtüren gestreut. Als Liebfrauengras, Unser-Lieben-Frauen-Gras (norwegisch *marigras*, schwedisch *majgräs*, rumänisch *iarba-sfuntei-márii*, finnisch *maarianheinä neitsy maarian kukka*, »Jungfrau Marien-Blume«) war es der heiligen Jungfrau geweiht und Gegenstand christlicher Marienikonografie. Auf mittelalterlichen Bildern, auch bei

Albrecht Dürer, sieht man oft die feinen Rispen des Grases zu Füßen der Maria gezeichnet.

Ehe es zum Mariengras wurde, gehörte das Duftgras der Großen Göttin, bei den Germanen der holden Wanengöttin Freya. Das Gras wächst und blüht in der Maienzeit, wenn diese vom Volk allgemein geliebte Göttin als Maikönigin unter den Menschen weilt und überall Fruchtbarkeit, Wachstum, Gedeihen, Freude und Wonne spendet. Aus nordischen Quellen wissen wir, dass dieses Freyagras (isländisch *freynhår*, dänisch *venusstraa*) unters Bett oder ins Kissen gelegt wurde, um die Liebeslust und -freude zu wecken. Es wurde, ähnlich dem duftenden Waldmeister *(Asperula odorata)*, auch zur Bereitung von Liebesgetränken verwendet. Die Waldmeistermaibowle, die noch heute getrunken wird, ist ein Nachklang dieses altgermanischen Liebestranks. Skandinavische Sagen berichten, dass Freya jenen Menschen, die ihr in der Maienzeit auf den blühenden Wiesen oder in den Mooren begegneten, einen Büschel des angenehm riechenden Grases in die Hand drückte.

Ähnlich den Indianern, empfanden die naturnahen Völker des heidnischen Europas den angenehmen Duft des heiligen Grases als eine positive Kraft; sie verwendeten es rituell, um gute Geister und liebevolle, friedliche Stimmungen anzuziehen.

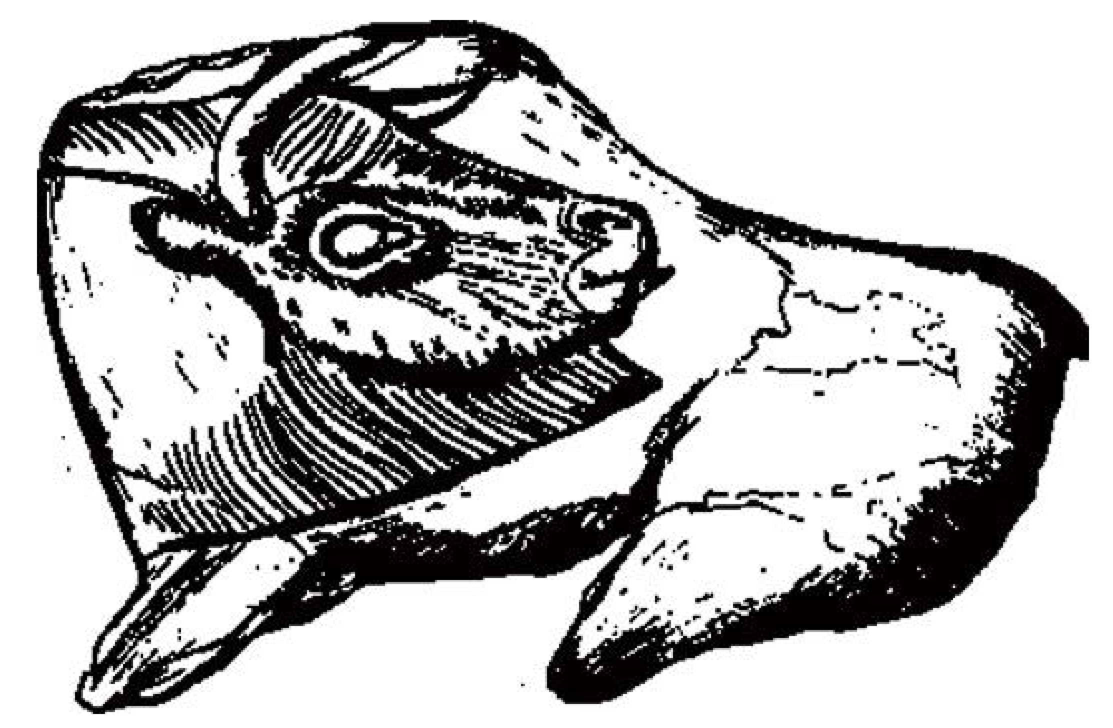
Das Freyagras zählt zu den so genannten Bettstrohkräutern. Das Aroma hat nicht nur auf physikalischer Ebene eine bakteriostatische Wirkung. Aromatherapeutisch wirkt es über das limbische System entspannend und beruhigend. Für die Gebärende verkörperte sich die gute Göttin in den ihr geweihten Pflanzen; sie stand – im lieblichen Duft spürbar anwesend – der Frau in ihrer schweren Stunde bei. Den Kleinkindern wurde das Bettstroh der Göttin mit in die Wiege gelegt, und ebenfalls den Kranken und Sterbenden brachte der Duft Trost. Auf das wohltuende kultische Streulager, welches Zauberei vereitelt und negativen mentalen Zuständen

entgegenwirkt, wollten die Frauen der neubekehrten Heidenvölker keineswegs verzichten. Den Missionaren blieb nichts anderes übrig, als den Brauch zu übernehmen und umzudeuten. Sie entrissen das Gras der heidnischen »Abgöttin« und weihten es der Gottesmutter. Die Mönche verbreiteten die fromme Mär, das Bettstroh sei ursprünglich jenes Heu in der Krippe im Stall zu Bethlehem gewesen, welches Esel und Ochs nicht fressen wollten und auf welchem Maria das Christkindlein bettete. Gelegentlich wird das Mariengras im deutschsprachigen Raum noch immer als Maria-Bettstroh, Jungfrau-Maria-Bettgras, Marienbettstroh oder Muttergottesbettstroh bezeichnet.

Bei den Ostpreußen hieß das Mariengras »Auergras«, weil man glaubte, es sei das Lieblingsfutter der Auerochsen oder der dafür gehaltenen Wisente. Im ganzen slawischen Raum wird das Duftgras als »Auerochsengras« (polnisch *turowska, trawa turza*) oder als »Büffelgras« (*zubrowka*; russisch und polnisch *zubr*, »Bison, Wisent oder Büffel«) bezeichnet. Zubrowka ist zugleich auch die Bezeichnung für einen besonderen, von den Polen hochverehrten Wodka. Jede Flasche enthält einen Mariengrashalm, welcher den Inhalt leicht grünlich-gelb färbt, versüßt und – dem an sich harten Gesöff (40 Prozent Alkohol) – eine Nuance Feinheit verleiht. Der britische Schriftsteller W. Somerset Maugham schreibt in seinem Roman *The Razor’s Edge* über das Getränk: »Es hat den Duft von frisch gemähtem Heu und Frühlingsblumen, von Quendel und Lavendel; für den Gaumen ist es angenehm und sanft, wie liebliche Musik bei Mondlicht.«

Für den Wodka – es bedarf 2 Kilogramm Gras pro 100 Liter – eignet sich am besten das wild wachsende Mariengras. Das kultivierte ist nicht ganz so kräftig im Geschmack. Es wird im Frühsommer, bei gutem Wetter im Urwald von Bialowieska gesammelt. Dieser Urwald an der polnischweißrussischen Grenze ist zugleich das letzte Wildreservat für den europäischen Bison, dem mit dem

amerikanischen »Büffel« nahe verwandten Wisent. Das Gras ist ein Lieblingsfutter des mächtigen Waldbisons.



Bisonkuh (Höhle von La Madeleine, Altsteinzeit).

Wie der Steppenbison bei den Prärie-Indianern, so war auch der Wisent in der Alten Welt lange ein »Krafttier«, ein heiliges Wesen, der Erdgöttin geweiht. Dieser Riese unter den Landsäugern – der Bulle wiegt um die 1000 Kilogramm – wurde schon in der alten Steinzeit gejagt und oft in den Höhlenzeichnungen dargestellt. Sicherlich war er für die paläolithischen Großwildjäger ein Totemtier. Noch im Mittelalter war es bei den Slawen allein dem König oder einem seiner edelgeborenen Gäste vorbehalten, einen Wisent zu erlegen.

Interessant ist, dass auch die Großwildjäger der Neuen Welt den Bison mit dem Mariengras assoziieren. Für die Blackfeet ist der »Büffelstein« *(Iniskim)* einer der wichtigsten Fetische, die im Medizinbündel des Stammes aufbewahrt werden. Der Stein, der die Macht besitzt, Büffel herbeizulocken, wurde jeden Tag, morgens und abends, mit

dem Duftgras abgerieben oder beräuchert (Rätsch1996b: 182).

Im Cheyenne-Schöpfungsmythos zaubert der Große Geist *(Maheo)* einen Büschel Süßgras, etwas Büffeltalg und fünf Büffelsehnen aus seiner linken Hand hervor. Er knetet diese zu einer Kugel zusammen, färbt die Masse rot; nachdem er vier Mal darauf geblasen hatte, wuchs diese zu der großen Erdkugel heran, auf der wir heute leben (Hart 1976: 28).

Mariengras, wie auch das Ruchgras, sind typische Cumarinpflanzen. Cumarin (Benzo-Alpha-Pyron), das Anhydrid der Cumarsäure, wird beim Welken des Grases aus einer geruchlosen glykosidischen Vorstufe freigesetzt. Kumarine wirken blutverdünnend, gerinnungshemmend, abschwellend bei Lymphödemen und können bei hohen Dosierungen Kopfschmerzen, Schlafsucht und Schwindel hervorrufen. Dass sie leberschädigend oder gar krebserregend wirken, wie es vor einigen Jahren vermutet wurde, konnte die neuere Forschung nicht bestätigen.[82]

Die heiltherapeutische Anwendung des Mariengrases geht auf die Cumarinwirkung zurück. Die Flathead-Indianer brauten bei Erkältung, Fieber sowie »stechenden Schmerzen im Inneren« einen Tee aus dem Gras, das sie *sxeses ‘tiye* nennen. Ein Aufguss, der die Schleimhäute einer verstopften Nase abschwellen lässt, wurde aus Süßgras und den Samen der Wiesenraute *(Thalictrum occidentale)* hergestellt (Hart 1979: 270).

In der europäischen Volksmedizin ist wenig über den heilkundlichen Gebrauch des eher seltenen Mariengrases bekannt – abgesehen von seiner Verwendung als eine der Bettstrohpflanzen oder als Inhalt eines Duftkissens. Gelegentlich diente Mariengras als Waldmeisterersatz in der Maibowle.

Das häufiger anzutreffende Ruchgras wurde ebenfalls ins Lagerstroh getan, darüber hinaus wurde es in die

Wäsche gelegt, um diese frisch und insektenfrei zu halten. Hirten fütterten es gerne ihren Schafen, um die Tiere gegen Pocken zu schützen.

Tannenharz, der Duft der Innigkeit

In den stillen Advents- und Weihnachtsnächten legte meine Großmutter etwas Tannenharz auf die Herdplatte. Das gehörte zu den heiligen Nächten ebenso wie der Schnee, das Kerzenlicht und der Butterstollen. Der waldige Duft gab der Seele ein Gefühl der Geborgenheit, des Friedens und der Innigkeit.

Überhaupt gehören die »Tannen«, egal ob es sich dabei um die Weißtanne *(Abies alba)*, die Fichte *(Picaceae abeis)* oder um eine andere harzig duftende Konifere handelt, zur Stimmung der Weihnachtszeit. Das war schon immer so. Seit altheidnischen Zeiten wurden zur Wintersonnenwende die immergrünen Zweige, »Wintermaien« genannt, ins Haus gebracht und aufgehängt. Das ist nicht nur eine schöne Symbolik, die besagen will, dass das Lebensgrün die Dunkelheit und Kälte überdauern wird.[83] Der würzige Duft der Zweige wirkt auch unmittelbar auf die Seele – auf das limbische System, wie Aromatherapeuten es heutzutage sagen würden. Die Räucherung mit Tannenzweigen und -harz wirkt beruhigend, entspannend, meditationsfördernd und ermöglicht das innere Gewahrwerden des großen kosmischen Geschehens, nämlich der Wiedergeburt des Lichts.

Mein Lehrer, der alte Bauernphilosoph Arthur Hermes, sah die stolzen Nadelbäume vor allem als eine Manifestation Saturns. Diese Planetengottheit, so belehrte er mich, offenbart sich im grauen Alter und in der Weisheit, in innerer Wärme, im knackenden Herdfeuer wie auch in der Winterkälte; Saturn zeigt sich in harzigen bitteren oder auch balsamischen Düften, in der Stille der Nacht, der Tiefe der

Meditation, der andächtigen Ruhe. Der Planet, der seine Bahn am äußersten Rand der sichtbaren physischen Welt zieht, ist der Greis unter den Planetengöttern. Sehr langsam, in einer Zeitspanne von dreißig Jahren, wandert er durch den Tierkreis. Dabei nimmt er die Impulse aus den Urfernen des Fixsternhimmels auf und vermittelt deren Weisheit weiter an die Erde und ihre Geschöpfe. Saturn ist die Brücke zum Jenseits, zu den Archetypen. Er ist der Schnitter, der Tod, zugleich aber trägt er als Sämann die Samen der Erneuerung. Da er die Urbilder schaut und vermittelt, ist er der Gott der tief verborgenen Weisheit.

In den stillen, finsteren Winternächten nahmen diejenigen, die mit Hellsichtigkeit gesegnet waren, die Saturnkräfte in Gestalt eines alten, weißhaarigen Mannes wahr. Durch tiefen Schnee stampfend, kommt er aus dem saturnischen Tannenwald, um in den Häusern und Herzen der Menschen Einkehr zu halten. Sein Sack ist prall gefüllt mit Haselnüssen und Äpfeln. Es sind die Samenkräfte, die das Leben in einen neuen Zyklus hinübertragen; es ist nach keltisch-germanischer Tradition die Speise für die Ahnenseelen, die ihnen Kraft verleiht, wiedergeboren zu werden. In der längsten Nacht des Jahres legt der Alte seine Gaben in die Schuhe, die vor der blankpolierten Herdstelle – dem Herz des Hauses – aufgestellt sind. Vor allem aber gießt er die Inspirationen der kristallinen Sternenfernen in die Herzen derer, die rein sind. In seiner Hand trägt er eine Lebensrute aus Haselzweigen oder einen Tannenzweig, mit dem er die Hausbewohner mit Gesundheit und Fruchtbarkeit segnet.



Weihnachtsmann mit Christkind und Tannenbaum (L. Fröhlich, 1849).

In der geistigen Schau erscheint auch ein wunderschönes, hell strahlendes Kind. Es ist das wiedergeborene Licht, das im christlichen Glauben zum Heiland wird und in der Natur dem Hellerwerden der Tage entspricht. In christlichen Ländern ist es Brauch geworden, eine Krippe mit dem neugeborenen Kindlein, mit dem Heiligen Paar, den Engeln, Hirten, den Weisen aus dem Orient und den Tieren unter dem geschmückten Tannenbaum aufzustellen. Die immergrüne Tanne wird dabei zum Weltenbaum, zum kosmischen Urbaum. Die Lichter und Kugeln stellen die Sterne und Planeten dar, das Zuckergebäck die Süße der ekstatischen Schau.

In vielen Kulturen wird der Heiland oder Gott am Fuße des Weltenbaums geboren, oder er steigt von den himmlischen Sphären den Baum hinab. So wird auch im Christbaum angedeutet, dass der Heiland aus dem

makrokosmischen Weltenbaum hervorgegangen ist. Die Tanne wird so zum Symbol der Gottesmutter.

Im keltischen Baumkalender gehörten die Nadelbäume allesamt zum Monat der Wintersonnenwende. Die toxische Eibe stellt als Totenbaum die Zeitspanne unmittelbar vor der Sonnenwende dar, die Tanne die Zeit nach der Wende, wenn tief im Schoß der Erde der Sonnengott wiedergeboren wird. In diesem Sinn ist die Tanne ein Baum der Geburt. Sie stellt die Weltenseele dar, die Große Mutter, aus der alle Geschöpfe, auch wir, hervorgingen. Im alten Griechenland war die Tanne deshalb wohl der Artemis, der Göttin der Geburt, geweiht. Im alemannischen Raum antwortete man Kindern auf die Frage, woher sie kämen: »Die Hebamme hat dich vom Tannenbaum geschüttelt.« Im Kreis Lörrach holt die Hebamme die Kinder aus einer mächtigen Tanne, der Tittitanne (alemannisch *titti, ditti*, »kleines Kind, Puppe«). Die Verbindung »Tanne« mit der »archaischen Göttin des Lebens« findet sich in vielen Sagen und Legenden wieder, in denen von Jungfrauen die Rede ist, die in alten knorrigen Tannen leben. Oft treten sie als weiß gekleidete Feen aus dem Stamm und segnen Kinder, einsame Hirten oder Wanderer. Seit heidnischen Zeiten werden diese Bäume verehrt. In christlichen Zeiten wurden viele gefällt und zu Muttergottesstatuen geschnitzt, andere in Marientannen umgetauft. Es gibt noch heute Wallfahrtsorte, die den Namen »Maria Tann« tragen.

Die Tanne ist auch ein Baum des Friedens, wie auch Weihnachten ein Fest des Friedens ist. Das ist auch in anderen Kulturen der Fall. Der Prophet der Irokesen, Deganawida, sah in seiner Vision eine große Fichte, deren Spitze zum Großen Geist im Himmel reichte und deren Wurzeln die einzelnen Indianerstämme waren. Aus dieser Vision entstand der Friedensbund der sechs irokesischen Stämme.

Die Tanne ist auch ein Baum der Hoffnung und Zuversicht. Nach der bedingungslosen Kapitulation Japans

lag das Inselreich in Trümmern. Während einer »Ansprache« an sein Volk zeichnete Kaiser Hirohito eine Fichte. Es bedurfte keiner Worte, jeder wusste, was es bedeutet: »Harret aus, wie der immergrüne Baum. Alles wird wieder gut.«

Gerne mische ich Tannen- oder Fichtenharz in die Räuchermischungen, vor allem im Winter. Der Rauch verbindet mit den Urbildern, bringt der Seele stillen Frieden und tiefe Meditation und schenkt ein Gefühl von Geborgenheit.

---

72 Als der Jäger Aktaion sie und ihre Nymphen bei ihrem Bad überraschte und heimlich auszuspähen versuchte, bespritzte sie ihn mit dem Wasser der Waldquelle und verwandelte ihn in einen Hirsch; er wurde von den eigenen Hunden gejagt und zerfleischt.

73 Nur kurmäßige Anwendung. Dosierung beachten. Für Schwangere indiziert.

74 Noch immer werden in China, Tibet und Japan böse Geister mit Beifuß vertrieben. Die *Moxa*-Behandlung – das Verbrennen einer kleinen Kugel aus zerriebenen Beifußblättern auf bestimmten Reizpunkten (Akupunkturpunkten) – beruhte ursprünglich auf dem Versuch, die im Leib eingenisteten Krankheitsgeister zu vertreiben. Moxa, vom japanischen *Mogusa*, »Brennkraut«, ist der Name des gewöhnlichen Beifußes. Die Inder nennen das Kraut *Nagdamani*, »Feind der Schlangen«. Wenn indische Fürsten ihren Herrschaftssitz verließen, hielten sie sich Dämonen, Tiger und bösen Zauber vom Leib, indem sie Beifuß-Amulette um den Hals trugen.

75 Der Brauch war noch lange lebendig; so lesen wir in einem zu Nürnberg gedruckten Losbuch, aus dem Jahre 1560:
»Hetst du auff Sanct Johannes nacht
Eylff mal Beyfuss vmb dich gemacht
Vnd zwölff mal vmb das Fewr gerand
Noch wer dein vnglück nit verbrand.«

76 Es liegt nahe, den Namen des Beifußes mit diesem Brauch zu erklären. So verlockend das auch ist, das lässt sich etymologisch nicht bestätigen. Beifuß ist eine Abwandlung des mittelhochdeutschen *Bíbóz*, von *»bózzen«*, »stoßen«, »schlagen«, wie bei Am*boss*). Das wiederum lässt sich nicht daraus erklären, dass die Apotheker das Kraut in ihren Mörsern zerstoßen, sondern ganz vulgär mit »stoßen«, mit den Stoßbewegungen während der sexuellen Vereinigung. Beifuß wurde nämlich auch unter das Bett gelegt, als Liebeszauber oder um Fruchtbarkeit zu bewirken. Liebeslager wurden damit bestreut; in Posen hieß es, dass heiratslustige Witwen Beifuß bei sich tragen sollten; und »Beifußbrechen«

war ein alter Brauch, wobei zu Johanni Mädchen ihren Buhlen zu erkennen versuchten, indem sie durch einen Beifußbüschel hindurch ins Feuer starrten.

77 Solche anagrammatischen Buchstabenumkehrungen sollten verhindern, dass zauberischer Missbrauch mit den Namen getrieben wird.

78 Der Thujon-Gehalt lässt sich verringern, wenn man den Tee nicht bloß überbrüht, sondern abkocht.

79 Der Kiwitt oder Kiebitz, der Regenpfeifer, galt bei den Germanen als heiliger Vogel, als Totenvogel.

80 Egal, was sie mit dir machen, verrate nicht das Geheimnis des Wacholders.

81 Eine weitere aromatische, dem Mariengras verwandte Grasart, die sich ebenfalls zum Räuchern eignet, ist das im euro-sibirischem Raum häufig vorkommende, gewöhnliche Ruchgras *(Anthoxanthum odoratum)*. Vor allem dem Ruchgras verdanken wir den süßen, angenehmen Duft des frischen Sommerheus. Das Ruchgras wächst 10 bis 50 Zentimeter hoch, blüht von April bis Juli und bevorzugt Magerwiesen und lichte Wälder. Zudem gibt es noch das nur 10 bis 25 Zentimeter hohe Alpen-Ruchgras *(Anthoxanthum alpinum)*, das in den Hochalpen und in den Tundren Eurasiens wächst.

82 Rudolf Fritz Weiß weist auf Tierversuche hin, in denen nach Applikation der Waldmeister-Wirkstoffe in zehnfacher und hundertfacher therapeutischer Dosis die Missbildungsrate gegenüber den Kontrollen nicht erhöht war (Weiß 1991: 253). Cumarin befindet sich in großen Mengen in der Tonkabohne *(Dipterix odorata)*, die als Duftmittel auch dem Schnupftabak beigefügt wird, im Waldmeister *(Asperula odorata)*, der einst eine beliebte grünfarbene Kinderbrause würzte und der in der Volksheilkunde als Tee bei Wassersucht und Blutstockung verschrieben wurde, und ebenso im Steinklee *(Meliolotus officinalis)*, der als Tee bei Thrombosen, Krampfadern, Hämorrhoiden und Drüsenschwellung Anwendung findet.

83 Auch einen Julblock aus Tannen- oder Fichtenholz brachten die Germanen an die häusliche Herdstelle. Der Block wurde über die Weihnachtsfeiertage am Brennen gehalten, als Sinnbild der Sonne und ihrer Wiederkehr (Beuchert 1995: 101).

Opfergaben und Windhorn

»Ich rufe zu dir aus dem klang des kürbis
ich rufe zu dir aus meinem rauch
ich rufe mein ganzes selbst das in dir wohnt

du antwortest von überall her
heiliger geist ohne festen sitz
immer und ewig seele
erbarme dich meiner
schenke mir licht

präriewind
lass dein mitternachtslied mich finden unter
seligen
knochenflöte
klang des ewigen
menschengeschlechts
zeig mir wie ich
meine mutter erde
besser verstehen kann …«

Lance Henson, Cheyenne-Dichter

Das Puja-Ritual nimmt seinen Lauf. Das Energiefeld baut sich immer mehr auf. Das Wasser ist nun den Gottheiten, Naturgeistern und Ahnen gegossen worden. Der sakrale Raum, in welchem sich diese Geistwesen offenbaren können, ist geschaffen worden. Man spürt die Gegenwart dieser numinosen Wesenheiten, und diese Präsenz ist es, die die Teilnehmer immer mehr in Ekstase versetzt, denn der Gegenwart der Gottheiten kann der alltägliche Verstand nicht standhalten.

Gelegentlich greift der Pujari zu den Federn oder der Schwinge des Raubvogels, streut etwas mehr von der Kräutermischung auf die Kohle und schickt das Rauchopfer an die Geistwesen. Das Singen der Mantras oder des Galsterlieds wird zunehmend stärker, selbstvergessener und wonnevoller. Die Körper schwingen mit dem Rhythmus der Trommeln, Rasseln und anderer Instrumente, die allmählich so klingen, als spielen die Gottheiten selbst. Der Rhythmus des Singens und Trommelns ist nun in Einklang mit der Stimmung der Natur. Oft erscheinen nun die sonst so scheuen Waldtiere und schauen zu; Hummeln oder Schmetterlinge nehmen die harmonischen Schwingungen auf und umbrummen, umschwirren oder umflattern das Ritual; oben am Himmel kreisen Milane, Bussarde oder andere Vögel. Sie bleiben von der freigesetzten Energie nicht unberührt.

Blumendarbietung

Immer wieder wird dieser oder jener Teilnehmer spontan dazu bewegt, den Baum zu umwandeln, umtanzen, umarmen oder nur zu berühren. Andere sitzen still, der inneren Schau hingegeben. Auf diese Weise verbindet man sich mit der magischen senkrechten Achse des Seins, jener Achse, die die Himmelswelt mit der Erdenwelt verbindet. Dem inneren Impuls folgend, bringt dieser oder jener Teilnehmer dem Baum, der nun die Mitte des Universums bildet, seinen Blumenstrauß. Es sind die Blumen und Zweige, die er beim Gehen auf dem Weg hier und da pflückte. Er hängt sie in die Zweige, in die Astgabelungen, in das Spechtloch oder legt sie auf die herausragenden Wurzeln. Manche schmücken den nach Osten gerichteten »Altar« damit, dort wo der Stein, die Geweihe, die Räucherschale und andere »Medizin«-Gegenstände aufgestellt sind. Er opfert die Blumen. Es sind die Blumen seiner Seele: Mit jeder ist ein Gedanke, eine Erinnerung, eine Gefühlsregung, eine

Hoffnung verbunden. Er opfert seine Seelenblumen dem Mittelpunkt des Seins. Da gehören sie hin, da sind sie wohlgeborgen.



Slawen opfern Blumen und Obst beim Ritual.

Am Fuße des Baums, bei all den anderen Sakralgegenständen, befindet sich auch ein Glöckchen, es kann aus Messing, Silber, Porzellan oder Ton sein. Es kann auch eine Kuhglocke sein, die eine Kuh auf der Weide verloren hat. Damit kann man, ähnlich wie beim

hinduistischen Gottesdienst, klingeln, als möchte man den Geistwesen sagen: »Hallo, hier bin ich«, »Tönende Grüße schicke ich euch« oder auch »Hört mich, die ihr so nahe seid, in diesem feierlichen Augenblick; nehmt euch meiner Wünsche an, bringt Segen und Frieden über das Land, über die Menschen und Tiere, über meine Familie.« Oder man kann ganz still die Gegenwart der Geistwesen, der Engel wahrnehmen und einfach aus lauter Freude das Glöckchen klingen lassen.

Aufladen von Kraftgegenständen

Manche legen ihren Talisman oder ein Amulett, einen Kristall, eine Feder, Muscheln oder andere Kraftgegenstände unter den Baum, um diese mit Kraft aufzuladen. Der heilige Christophorus, den man am Rückspiegel im Auto hängen hat, kann hier geweiht werden. Oder Kräuter, die man für einen Kranken gesammelt hat, können hier »aufgeladen« werden, so dass ihre Heilkraft geweckt oder gestärkt wird. Diese Art von Stärkung ist in vielen Kulturen Teil der Kräuterheilkunde. Lange war es ländlicher Brauch, die Heilpflanzen an das Johannisfeuer zu halten, damit sie die himmlische Feuerkraft der Mittsommerzeit in sich aufnehmen; man ließ sie auch zu Maria Himmelfahrt (15. August) am Marienaltar weihen. Bei den Bauern im Schwarzwald ist es Brauch, den Heilkräuterschnaps oder die in Korn eingelegten Bärwurzwurzeln *(Meum athamanticum)* im »Herrgottswinkel«, in der Nordostecke der Stube, unter das Kruzifix oder die Pieta zu stellen, um sie mit göttlichem Segen aufzuladen.

Opfergaben

Das Weltbild der meisten Naturvölker setzt den Gedanken eines Gleichgewichts der Gegensätze voraus. Männlich und weiblich, Tag und Nacht, Winter und Sommer, Himmel und

Erde, Feuer und Wasser, Leben und Tod müssen im ergänzenden, ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen. Konträr zur Ideologie der westlichen Konsumgesellschaft, die darauf bedacht ist, auf immer effizientere und raffiniertere Weise die Natur wie auch die Menschen (Arbeitsmarkt, Steuern, Kolonialismus) auszubeuten und das Wirtschaftswachstum immer weiter in die Höhe zu treiben, glaubt der »Primitive«, dass jedes Nehmen durch ein Geben ausgeglichen werden muss. Für die Seele des Tiers, das erlegt wurde, hinterlässt der Jäger eine Klinge, einen Schluck Wasser oder ein anderes Geschenk. Bei vielen Indianern war es Brauch, dem Tier zu sagen: »Wir haben großen Hunger. Du hast uns dein Fleisch gegeben, damit wir zu essen haben. Wir danken dir. Eines Tages werden wir unseren Leib dir zu fressen geben.« Das gilt auch für die Heilpflanzen, die der Kräutersammler ausgräbt oder schneidet. Etwas Brot, Bier, Milch, ein Getreidekorn oder auch ein Pfefferkorn oder einen Kupferpfennig legte man einst als Ausgleich in das Grabloch. Oder noch besser, man streut die Samen der Pflanze oder pflanzt einige Stecklinge oder Knollen, damit die Art weiter gedeihen kann (Storl 2001a: 192). Noch immer gibt es Holzfäller, die den Baum um Verzeihung bitten, dass sie ihm das Leben nehmen.

Wenn ein indisches Ehepaar trotz Beachtung aller rituellen Regeln und Gebete kinderlos bleibt, dann ist ein Opfer angezeigt, welches die Ahnen *(Pitri)* und Götter bewegt, gnädig zu sein. Ein Krug, der randvoll ist, hat keinen Raum mehr für zusätzliches Wasser; ein voller Bauch kann kein weiteres Essen zu sich nehmen. Das Opfern, Weggeben oder Verschenken von etwas Bedeutungsvollem oder Wertvollem, schafft einen leeren Raum, in dem sich Neues entfalten oder manifestieren kann. Deshalb opfert das kinderlose Paar. In Benares zum Beispiel, am Lolarka Kund, dem Brunnen, »wo einst die Sonne still stand«, steigen Mann und Frau Hand in Hand hundertacht steile Stufen in die kühlfeuchte Tiefe zur Quelle hinab, wo einige Frösche leben.

Dort zelebrieren sie eine kleine Puja. Ihre alte Kleidung ziehen sie aus; die Frau zerschlägt ihre gläsernen Armreife – sie legen sozusagen Altes ab, um Neues zu empfangen. Auch trägt die Frau ihr Lieblingsobst mit in die Tiefen hinab und opfert dieses mit dem Gelöbnis, für den Rest ihres Lebens auf dessen süßen Genuss zu verzichten. Meistens ist es eine Melone – so prall und dick wie der Bauch sein wird, wenn sich endlich die ersehnte Schwangerschaft einstellt. Tatsächlich findet das Wunder in den nächsten Monaten meistens statt: Eine Kinderseele kündigt ihre Verkörperung an. Etwa ein Jahr nach der Geburt, an einem Feiertag im August, pilgert das gesegnete Paar wieder zu dem Brunnen und lässt dem Kind die Haare schneiden. Auch das ist ein Opfer: »Hier, ihr Götter, hier ihr Dämonen. Wir schenken euch sein Haar, lasst das Kindlein leben.« An diesem Augusttag haben die Barbiere alle Hände voll zu tun; sie rasieren die Schädel von bis zu zehntausend Kleinkindern, ganze Haufen von Babyhaaren türmen sich da auf.

Auch in unserer Kultur schnitten einst die Hebammen eine Locke vom Kopf des neugeborenen Kindes und gaben sie als Opfer den Geistern, damit diese es nicht wieder in die andere Welt zurücknehmen.

Wenn man sich Nachwuchs wünscht, kann man auch zum Gangesfluss gehen und die Göttin Ganga um ein Kind bitten. Sie ist es, die die Toten empfängt, sie nimmt die Asche von den Scheiterhaufen und ebenso die Leichen verstorbener Kinder oder Heiliger in ihren Strom auf. Die edle Flussgöttin trägt ihre Seelen bis ins Urmeer. Dann steigt sie auf, strömt als Milchstraße über das weite Himmelszelt, bis sie wieder abwärts fließt.[84] Schließlich lässt sie die Seelenkeime wieder von den Wolken herabregnen, so dass sie auf Erden neu geboren werden können. Wenn Ganga, die Seelenträgerin, den Kinderwunsch eines Paares erfüllt, dann kann man es ihr mit einem Blumenhalsband danken. Man legt ihr eine Blumengirlande um den Hals. Praktisch bedeutet das, dass man eine unendlich lange Schnur mit

aufgefädelten Ringelblumenblüten über den Fluss von einem Ufer zum anderen spannt. Auch das sind Opfer: Die Blumenbinder müssen bezahlt werden; der Priester, der die zur Puja dazugehörigen Sanskritverse aufsagt; der Bootsmann, der das Boot hinüberrudert; die Frauen, die heilige Lieder singen; die *Hijras*, die Eunuchen, die dazu ihre Instrumente spielen. Die Eunuchen sind wichtig für diese Zeremonie, denn als Kastrierte zeugen sie selbst keine Kinder. Sie verausgaben also ihre Zeugungskraft nicht, sondern sammeln sie an und können diese an andere weitergeben.

Unsere Vorfahren kannten ebenfalls besondere Teiche, Bäume, Brunnen oder Felsen, wo sich Kinderseelen tummelten; auch da wurde mit Gelöbnis und Verzicht gearbeitet (Müller-Ebeling/Rätsch/Storl 2003: 78). Besondere Vorsicht war geboten, wenn das Neugeborene oder heranwachsende Kleinkind besonders schön und klug war. Da mussten die Eltern Acht geben, dass es nicht von Elben oder Hollen gestohlen und in ihr jenseitiges Reich verschleppt wurde. Wenn ein kleines Kind stirbt, dann sagen die Hillbillies, die iro-schottisch-stämmigen Hinterwäldler aus dem Appalachen-Gebirge, noch heute: »Das Kind war zu gut für die Welt; die Elfen haben es mitgenommen.« Auch bestand die Gefahr, dass Kobolde oder Zwerge das Kindlein entführen und einen hässlichen Wechselbalg anstelle seiner in die Wiege legen. Um dieses Unglück zu vermeiden, beschwichtigten die Frauen die Naturgeister oder Elfen mit einer Gabe. So ging die Mutter zu einem alten Holunder- oder Wacholderbaum, unter dessen Wurzeln sich die Elfen (oder Elben) aufhalten, und schenkte ihnen einen Brotlaib, eine Haspel Wolle oder was auch immer. Oft wurde mit den Geistern verhandelt:

»Gütchen, ich geb’ dir mein Hütchen,
Willst du den Mann, ich geb’ dir den Hahn;
Willst du die Frau, nimm hin die Sau;
Willst du mich, nimm hin die Zieg’;

Willst du unsere Kinder lassen leben,
So will ich dir alle Hühner geben.«



Westslawische Darstellung von Naturgeistern (10. und 8. Jahrhundert).

Elfenneid, Elfengeschosse

In ganz Europa hat man in alten Zeiten den Andersweltlichen, den Elfen, Wichteln, Erdmännlein, den *Wee Folk*, den Kobolden geopfert. Ist man mit ihnen befreundet, können sie sehr hilfreich sein, vor Unglück warnen, die Tiere hüten oder nachts wundersame Arbeiten verrichten. Hat man etwas verloren, braucht man nur ihren Namen rufen, dann wird man das Verlorene gleich wiederfinden; sie wissen nämlich vieles, was der Mensch nicht weiß. Sämtliche Heilkräuter kennen sie; im Traum oder in Trance, wenn sich der Mensch zwischen

Wachen und Schlafen, zwischen dem Hier und dem Dort befindet, können sie ihm das richtige Heilmittel zuraunen.

Überall versuchte man mit diesen Hollen, diesen »Verhüllten«, auf gutem Fuße zu stehen. Bei den Römern war es der Familienvater *(pater familiaris)*, der den *Laren* (Schutzgeistern des Ortes und der Familie) und den *Penaten* (Hausgeister) täglich opferte. Bei den Kelten, Slawen und Germanen fiel immer etwas ab für sie: Die letzten Äpfel wurden nicht gepflückt, die gehörten den Geistern; die letzte Garbe ließ man im Feld für sie, und wenn das Bierfass angezapft wurde, ließ man für sie einige Tröpfchen auf die Erde fallen.

In Schweden wurde den *Unterjordiske* (Unterirdische), den Wichteln und Zwergen, den *Tomtegubbar* (Hausgeister) und den Elfen unter der Hauslinde oder dem Wohnsitzbaum (*Boströd* oder *Vardträ*) am Donnerstagabend oder am Vorabend zu großen Festen Milch oder Bier über die Wurzeln gesprengt. Noch aus dem Jahr 1526 wird aus dem preußischen Samland berichtet, dass der Gottheit Puschkaitis und seinen kleinen Zwergen Brot, Bier und andere Speisen unter dem Hausholunder geopfert wurden (Mannhardt 2002: 59). Diese Opfer halfen Unheil und Siechtum abzuwehren.

Diese ursprünglich heidnischen Bräuche wurden lange von den christlichen Priestern toleriert. Sie stellten die Existenz dieser Wesen auch nicht in Frage. Solange nicht der einzig wahre Gott und das Sühneopfer Seines eingeborenen Sohnes in Frage gestellt wurde, drückten die Pfaffen ein Auge zu. Erst die Aufklärung und eine agnostische, materialistische Wissenschaft verwies diese Bräuche ins Reich der Fantasie.

Wehe aber, wenn man diese außer Acht ließ oder gar beleidigte, dann konnten die kleinen Geister zu Plagegeistern werden. In Irland und Schottland heißt es, dass der bloße Blick der Elfen Fieber, Beulen oder den Verlust des Verstandes bringen kann. Wenn man sie

erzürnt, können sie sogar den Tod herbeiführen. Kürzlich, in einem Pub in Irland, hörte ich das Gespräch meiner Tischnachbarn. Es ging um einen Neureichen – durch EU-Gelder hatte er es zum Wohlstand gebracht –, der einen Weißdornbusch fällte, unter dem *Leprechauns*[85] wohnten; dort baute er sein neues Haus: »Die ganze Familie wurde krank. Letzte Woche hat er seine Frau zu Grabe tragen müssen. Der hätte doch wissen müssen, dass sie dort leben.« In Schweden heißt es, wer von Elfen angehaucht wird, bekommt eine Geschwulst oder Wunde am Kopf, wer neugierig nach ihnen schaut, erblindet. Auch wer Bäume schändet, wird »elfenkrank«. Gegen Elfengeschosse, die Haut, Fleisch, Blut und Glied schädigen können, hatten die Germanen und andere europäische Waldvölker eine ganze Reihe von Maßnahmen. Man konnte Donnerkeile bei sich tragen; Löcher in Steinen mit Butter ausschmieren und eine geschnitzte Elfenfigur hineinlegen; oder man konnte vorsichtshalber mit Baldrian (Wielandswurz, schwedisch *vendelört*) räuchern. Wieland ist bekanntlich der magische Schmied, der selbst mit einer Schwanenjungfrau vermählt war und als Zauberer Herr der Elementarwesen war. Oder man konnte ein Püppchen aus einem Zeuglappen nähen, in das die Geistwesen hineinschlüpften und sie anschließend in den Wald tragen oder in ein Baumloch verkeilen.



Beleidigte Leprechauns (Arthur Rackham).

Alle Völker kennen die Naturgeister und wissen, dass es für den Menschen wichtig ist, sich mit ihnen zu versöhnen oder wenigstens auf richtige Art und Weise mit ihnen umzugehen. Die Prärie-Indianer schenken ihnen Tabak, denn die Geister sind süchtig nach dem Duft dieses Nachtschattengewächses. Sie werden davon angezogen wie Fliegen von einem Stück verdorbenem Fleisch. Auch winzige Decken hängt man für sie in die Zweige oder an aufgespannte Schnüre – rote Stoffstreifen für Tiergeister, grüne für Pflanzengeister, blaue für Wassergeister, gelbe für die Sonnenstrahlengeister usw. »Hier«, sagt man ihnen, »hier habt ihr etwas, um warm zu

bleiben, wenn die kalten Winterstürme über die Prärie fegen!« Die Zuni in Arizona streuen ihnen Maismehl und bunten Blütenstaub. Die Priester der japanischen Shinto-Naturreligion opfern Reiskuchen, Obst, Reiswein (Sake) und saftige Daikon-Rettiche. Anderswo stellt man Teller mit Essen, Öllampen oder Wasserschalen für sie auf. Die Chinesen opfern Räucherstäbchen, winzige Prachtkleider und Paläste aus buntem Seidenpapier und insbesondere ganze Bündel »Höllengeld«, Scheine, auf denen oft Fantasiesummen von mehreren Tausend Milliarden Dollar gedruckt sind.

Diese symbolischen »Reichtümer« werden auf Erhebungen, mitten im freien Feld, in kleinen Öfen verbrannt und gelangen so zu den Ahnen oder *Shins* (Geister). Nahezu jede indische Hausfrau wirft beim Kochen ein Krümelchen von jeder Zutat – einen winzigen Happen Butter, einige Reiskörnchen – in das Feuer für die Geister und auch für die Götter. Aber auch die Frauen in unseren Breitengraden kannten das; ein bisschen Mehl, einige Brotkrümel blieben immer für den Hausgeist, die Zwerge oder die »armen Seelen« übrig.



Chinesisches Höllengeld.

Bei den europäischen Waldlandvölkern stellten die Frauen einst den Zwergen und Geistern Hanfsamenbrei, Hirse- oder Erbsenmus als Speise unter den Holunder, die Hauslinde oder an andere Orte, wo sie wohnten und ein und aus gingen. Selbstverständlich ließ man ihnen einige Halme von der Getreide- oder Flachsernte übrig. Manchmal kamen die Andersweltlichen in Gestalt von Mäusen oder Vögeln und nahmen dieses Opfer an. Auch am Obstbaum ließ man einige der Früchte für das »Holzfräulein« hängen. Dann würde man im nächsten Jahr wieder eine gute Ernte haben. Das Versorgen und Füttern der Haus-, Hof- und Feldgeister war einst ebenso wichtig für Glück und Segen wie das Füttern und die gute Versorgung der Haustiere. Solches Brauchtum lebte in ländlichen Gegenden bis ins 20. Jahrhundert weiter.

Noch immer gibt es in Europa »abergläubische« Menschen, die – verbunden mit einem Wunsch – den Noggen, dem Nickel oder den Wassergeistern, Kupferpfennige in Brunnen oder von Brücken werfen. Dieser alte Opferbrauch wurde in katholischen Gegenden auf den heiligen Nepomuk, den »Brückenheiligen«, übertragen, der einst in einem Fluss (Moldau) seinen Märtyrertod gefunden haben soll. Und in England ist es noch immer Brauch, dem Sankt Nikolaus, der durch den Schornstein ins Haus steigt, einen Teller Kekse und ein Glas Milch hinzustellen.

Wertvolle Flüssigkeiten – Öle, Milch, Alkoholika – eignen sich als Opfergaben, um Geistwesen anzuziehen oder um sich mit ihnen zu versöhnen. Kelten, Slawen und Germanen opferten Butter, Milch, Fett, Getreide, Bier oder Met; Voodoo-Priester in Haiti und mittelamerikanische Schamanen versprühen mit dem Mund in alle vier Himmelsrichtungen Rum, Tequila oder andere Spirituosen, um die Naturgottheiten zu erfreuen. Die mediterranen Völker gossen Wein, »das Blut der Erde«, und salbten ihre Steinfetische, ihre Götterbilder, ihre Propheten, die sakralen Könige sowie die Sterbenden, die wieder in die unsichtbare Dimension zurückkehren, mit Olivenöl. Der heidnische Brauch strahlt bis

in das Christentum hinein: »Christus«, die Bezeichnung des Gottessohnes, bedeutet »der (mit Olivenöl) Gesalbte«; mit dem Baumöl werden noch immer die Priester in der Priesterweihe und die Sterbenden gesalbt.

Die Opfer der Naturvölker, der Jäger und Sammler, sind meist einfach und unblutig. Auch die alteuropäischen Megalithbauern legten wahrscheinlich den Geistwesen vor allem Blumen und etwas zu trinken oder zu essen in die dafür vorgesehenen Schalensteine. Manchmal wurde auch Blut geopfert; meistens war es das eigene Blut, wie bei den australischen Ureinwohnern, die eine Vene im Arm ritzten und an heiligen Orten das Blut für die totemistischen[86] Traumzeitahnen auf den Erdboden fließen lassen oder es auf einen Stein oder Baumstamm tröpfeln. Wie wir in folgendem Kapitel sehen werden, genügte oft Ocker (Rötel oder zerpulvertes Hämatit), das »Blut der Erde«. Bei den späteren neolithischen Bauern wurden die Opfer gewichtiger und blutiger. Man opferte das Wertvollste, was man hatte: Tiere und Menschen – oft der Stammeshäuptling selbst – wurden als Ausgleich für die Ernten, für das massive Abernten und »Töten« der Kinder der Erdgöttin, geschlachtet. In den Stadtstaaten der frühen Zivilisationen, wie der Azteken oder Babylonier, nahmen die Opferpraktiken übertrieben grausame Züge an. Es artete in Magie aus, man könnte sagen: Schwarzmagie. Mit endlosen Opfern wollte man die Gottheiten nötigen und zu Gegenleistungen zwingen. Das alles hat jedoch nichts mit den einfachen Naturritualen wie der Puja zu tun.

Windhorn: Von der Ekstase zur stillen Meditation

Der alte Baum ist nun geschmückt; hier und da hängen bunte Blumen und Gräser in den Ästen und Zweigen, in den Kerben der Borke, oder sie liegen auf den herausragenden Wurzeln. Der Stein unter dem Baum ist feucht und leuchtet durch das mit Wasser vermengte Ocker rot, als sei er mit

Blut übergossen worden. Während alle noch singen und ihren Körper zum Rhythmus der Trommel und der Mantras bewegen und einige in leichter Ekstase schweben, greift der Pujari zum letzten Mal zur Räucherschale und den Federschwingen. Sonnenläufig umwandelt er den Stamm und beräuchert jeden Blumenstrauß und jede Opfergabe. Das ist – symbolisch – ein reinigender Segen für jede Seele. Denn wie erwähnt ist der gepflückte Strauß ein Ausdruck, eine Veräußerlichung der inneren Blüten der Seele, der inneren Wünsche, Hoffnungen, Zuneigungen und anderer Eigenschaften. Inneres wird so äußerlich sichtbar. Diese schönen Seelenblumen schmücken nun den Weltenbaum. Man hat sie vom Ego befreit und dem göttlichen Selbst hingegeben, das sich im Bild des himmel- und erdverbindenden Baums offenbart. Jeder Strauß wird liebevoll mit Beifuß, Wacholder, Mariengras und anderen duftenden Kräutern und Harzen beräuchert.

Nun nimmt der Pujari den Wasserkrug oder die Wasserflasche zur Hand und besprengt jeden Strauß und jede Opfergabe mit dem »Wasser des Lebens«, dem Wasser des Heils und der Gesundheit.

Eventuell stößt er noch einmal in das Muschelhorn und lässt die Töne durch den Äther vibrieren. Damit kommt das Singen und Tanzen zum Ausklang. Die Teilnehmer setzen sich auf den Waldboden und werden still. In der Stille vernimmt man den Vogelgesang, hört die Briese durch die Blätter säuseln, das Krabbeln der Käfer, das Summen der Bienen; man hört eventuell den Schrei eines kreisenden Milans, Kinderlachen oder das Kläffen von Hunden in einem weit entfernten Dorf. Es ist, als ob einem alle Sinnestore feiertäglich sauber geputzt worden wären. Alles erscheint wunderbar und schön. Man sieht mit »neuen« Augen, man nimmt den würzigen Duft des Waldbodens, das Spiel des Lichts durch das Laubwerk wahr, fühlt den zarten Luftzug auf der Haut. Spannungen, das Gefühl der Hoffnungslosigkeit, Hetze und Stress sind wie abgefallen. Man spürt die

wunderbare Ewigkeit, die überall hinter der Illusion, hinter der Oberfläche da ist und versinkt in Meditation, in die Traumzeit.

Sanft, ganz tief »von innen« vernimmt man nun den Ton des Windhorns, des Didgeridoos. Der Windhornspieler ist selbst in tiefer Meditation. Er unterhält nicht, er macht keine Performance, er gibt keine Vorstellung, sondern er lauscht hinein in die Tiefe der Natur. Er ist leer, kein Gedanke bewegt sein Gemüt. Er ist Medium, Vermittler des Raunens des Waldes oder der Berge. Es ist die Natur selbst, die durch ihn hindurchspielt. Es ist Offenbarung, Theophanie. Die lang ausgezogenen, nicht endenden Töne tragen wie geistige Flügel. Der Windhornmeister beherrscht die »Zirkularatmung«, eine besondere Atemtechnik, die es dem Spieler erlaubt zu spielen, ohne eine Pause zu machen um Luft zu holen, also zur gleichen Zeit durch die Nase einzuatmen, während er noch in das Horn bläst. Diese von den australischen Ureinwohnern entwickelte Atemtechnik könnte man mit Aspekten des *Pranayama*, der yogischen Atemtechnik, vergleichen. Da es mit dieser Zirkularatmung keine abrupten Unterbrechungen im Ton gibt, trägt es die Seele wie im Gleitflug hinaus in die Traumzeitdimension, in die Innenseite der umgebenden Natur.[87] Man vernimmt das Raunen der Götter.

Diese entspannte Meditation, dieser Flug in unsere Traumzeit kann lange anhalten. Für die Seele ist es wie ein labender, Leben spendender Trunk aus einem Brunnen, nachdem wir allzu lange durch die zivilisatorische Wüste gewandert sind.

Das Yedaki

Das Didgeridoo ist ein langes, hölzernes Rohr – meistens ein von Termitenfraß ausgehöhlter, ungefähr anderthalb Meter langer Eukalyptusstamm –, das mit einem Ring aus

Bienenwachs als Mundstück versehen ist. Durch das Vibrieren der Lippen und die Resonanz des Holzes entstehen brummende und dröhnende Traumzeittöne. Es ist ein kosmischer Klang, der die Fähigkeit besitzt, das Bewusstsein zu verändern. Der bekannte Musiktherapeut und Oberarzt einer psychiatrischen Rehabilitationsklinik, Peter Hess, ist der Überzeugung, dass traditionelle schamanische Instrumente Klänge erzeugen, die denen ähneln, mit denen unser Leben in der Gebärmutter begonnen hat. »Spielt man diese Instrumente auf eine spezielle Weise, klingt die Trommel wie der Herzschlag von Mutter (und Kind), das Didgeridoo wie die Darmgeräusche, *Ocean Drum* und Gong wie das Rauschen des Bluts in den Arterien. Vielleicht imitiert obertonreicher Gesang auch am ehesten, wie wir im Mutterleib Stimmen und Gesang gehört haben« (Hess 2000: 197). In anderen Worten, der monotone anhaltende Ton dieser Holzflöte nimmt uns weit zurück, bis zu unseren leiblichen Anfängen, bis in die Geborgenheit und Harmonie des Mutterschoßes. Die Töne nehmen uns aber ebenso zurück zu den Anfängen unserer Kultur. Hess schreibt: »Es lassen sich in Höhlenmalereien Bildnisse finden, die sich als ein (psycho)therapeutisches Behandlungssetting mit Musikinstrumenten interpretieren lassen, die 30 000 Jahre alt sind« (Hess 2000: 197). In Neandertalerfundstellen sind Objekte gefunden worden, die sich ohne weiteres als Rasseln, Perkussionsinstrumente und Knochenflöten interpretieren lassen (Rudgley 1999: 206). In den franko-kantabrischen Höhlen aus der jüngeren Altsteinzeit wurden Flöten aus Vogelknochen und andere mit Ocker bemalte Instrumente gefunden; und die roten und schwarzen Tupfer der Wandmalereien wurden mit Blasrohren aufgetragen. Dass es Holzflöten gab, die dem Didgeridoo ähnelten, ist mehr als wahrscheinlich.



Australischer Yedaki-Spieler.

Das Instrument ist hohl und zugleich lang und phallusförmig. Daher gilt es, wie das indische *Lingam-Yoni*, sowohl als weiblich empfänglich und männlich prägend. Nicht nur spricht die Regenbogenschlange durch die Töne, die geblasen werden und wie windende Kraftströme über das Land fließen. Das Yedaki ist in den Augen der Ureinwohner auch die Regenbogenschlange. Alles – auch die Traumzeitahnen – sind in ihm enthalten.

»Didgeridoo« ist übrigens kein Wort aus dem Wortschatz der Ureinwohner, sondern ist die eher abwertende Bezeichnung der weißen Siedler für das, was sie für das »sinnlose Gedudel«, das ständige *didgeridoo didgeridoo didgeridoo …*, der »faulen, nichtsnutzigen Nigger« hielten. In den rund 120 Sprachen der Ureinwohner gibt es ungefähr 40 verschiedene Namen für die langen Holzflöten, wobei *Yedaki*, aus der Sprache der Arunta, im Norden des Kontinents, wohl am bekanntesten ist (Gerlt/Diesch 1995: 10).

Das Spielen des Yedaki ist für die Ureinwohner niemals bloß Unterhaltung oder Zeitvertreib. Es ist tiefe Meditation und Einstimmung, es ist ein Wiedergeben, ein Stärken dessen, was schon da ist; es bringt den Urtraum

der Ahnen in die Erscheinungswelt; es lässt die Seele in die »Traumzeit« *(Alcheringa, Tjukurrpa* oder *Wangarr)*, in die »Innenseite der Wirklichkeit« reisen. Das Spielen ist nicht »kreativ« in unserem Sinne; so etwas würde die Natur nur stören, es würde bedeuten, die Geschichte der Menschen und der Wirklichkeit zu verzerren und unverständlich zu machen. Es braucht ja nichts geschaffen, verändert oder verbessert zu werden: Die Ahnen erträumten eine vollendete, vollkommene Welt. Unsere Aufgabe ist einzig, diese ursprüngliche Vollkommenheit zu bewahren. Das wahre Spielen des Yedaki schickt Leben spendende Regenbogenschlangenenergie über das Land. Es stärkt die Erde und die Geschöpfe, die dem Traum entspringen. Der Ton gleicht dem Urmantra, dem OM, dem Urton, den Shivas Trommel ständig hervorbringt und durch dessen Klangteppich die gesamte Schöpfung erhalten bleibt.

Ein australischer Stammesmann beschrieb, wie er in eine Vision eintauche. Er sagte, zuerst lausche er intensiv dem Summen einer Biene. Dann gebe er den Ton auf dem Didgeridoo wieder, so dass der Körper der Biene aus dem Flötenton in seiner Traumzeitgestalt entstehe. Dann löse er seinen eigenen Körper auf, so dass er selbst zum Summen der Biene werde; dadurch gehe er in ihren Körper hinein und fliege darin fort (Lawlor 1999: 412). Für die zivilisationsgeschädigten Menschen des Westens ist das zwar schwer nachzuvollziehen, es ist aber eine der vielen echten magischen Fähigkeiten, neben Telepathie, Astralreise usw., die diese hochentwickelten Naturvölker beherrschen. Das Traumzeitinstrument der Australier ist eine wahrhafte Zauberflöte.

Nachdem die Windhornmeditation langsam ausgeklungen ist, tutet der Spieler – wie der Erzengel Gabriel mit der Posaune – in die vier Richtungen. Er schickt auf diese

Weise die durch die Puja erschlossene heilende Energie in die Welt hinaus und kündet zugleich das Ende des Rituals an. Auch dem Baum, von der Wurzel bis zur Spitze, sowie den Blumen, die ihn schmücken, bläst er einen letzten Segen zu.

Manche Teilnehmer sitzen noch lange in Stille, genießen das Herabkommen aus hohen Gefilden. Inzwischen packt der Pujari seine Kraftgegenstände in den Medizinbeutel oder Korb. Er löscht das Feuer oder die Kerze, oder lässt gegebenenfalls noch ein kleines Lichtlein brennen. Falls noch geweihtes Wasser vorhanden ist, wird es ohne Umstand auf den Boden gegossen.

Der Ort, an dem sich eine Vision der Traumzeittiefen entfalten konnte, wird so belassen wie er vorgefunden wurde. Lediglich einige Blumen hängen noch in den Zweigen. Jeder erkennt: Der heilige Geist braucht keine protzigen Tempel. Ein heiliger Raum braucht keine Mauern; ist es doch wie der staunende Tacitus (*Germania*, Kap. 9) berichtet: »Im übrigen glauben die Germanen, dass es der Hoheit der Himmlischen nicht gemäß sei, Götter in Wände einzuschließen oder irgendwie der menschlichen Gestalt nachzubilden. Sie weihen ihnen Lichtungen und Haine, und mit göttlichen Namen benennen sie jenes geheimnisvolle Wesen, das sie nur in frommer Verehrung erblicken.«

Wie aus dem Didgeridoo das Windhorn wurde

Zu Beginn des gegenwärtigen Jahrtausends wurden Schamanen aus aller Welt nach Garmisch geladen, um »einen neuen Weg einer interkulturellen Kommunikation zu beschreiten und an universellen Methoden für Heilung und Gesundheit zu arbeiten« (Gottschalk-Batschkus/Reichert 2000: 8). So kam es, dass im November ein oder zwei Dutzend bekannte »Wanderer zwischen den Welten« aus allen Erdteilen ganz profan mit Düsenflugzeugen nach Bayern angejettet kamen. Unter ihnen befanden sich der alte Creek-Medizinmann Bear Heart, der Afrikaner Papa Elie Hien,

Lamas aus Tibet, Schamaninnen aus Korea, Sibirien, Maori-Heilerinnen aus Neuseeland, indianische Schamanen aus Mittel- und Südamerika und andere illustre Paradiesvögel. Eine vornehme Erscheinung war der weit über achtzig Jahre alte australische Ureinwohner namens Peter Costello[88]. Der alte Mann trug einen schwarzen Anzug samt Krawatte; seine Hautfarbe war so schwarz, dass sie fast bläulich schimmerte. Mit ihm war sein Sohn Wayne, der, wenn nicht leger gekleidet, einen Lendenschurz und Bemalung aus Erdfarben auf der Haut trug. Diese Haut war blass und seine kurz geschorenen Haare semmelblond, wie es bei den Nachfahren der britischen Einwanderer häufig der Fall ist. Selbstverständlich war es nicht sein leiblicher Sohn, sondern der Sohn seiner Seele. Ja, so etwas sieht man bei Magiern öfters; sie können auf asexuelle Weise Söhne zeugen, indem sie allmählich ihren Geist auf einen anderen, der dafür geeignet ist, vollständig übertragen. Oder wie Wilhelm Busch irgendwo einmal sagte: Sie vermehren sich nicht über Blüte und Samen, sondern durch Knollen und Sprossen. Wayne sah einem weißen Australier täuschend ähnlich, aber er war ganz und gar Ureinwohner, Sohn des australischen Kontinents. Sicherlich floss, wenn auch homöopathisch verdünnt und potenziert, das Blut der Ureinwohner in seinen Adern.

Das Gesicht des alten Aborigines war von schwerem Schicksal gezeichnet. Er war knapp sechs Jahre alt, als das Kinderleben in der freien Natur und die Geborgenheit in der kleinen Wildbeutergruppe abrupt endete. Weiße Beamte erschienen in Queensland in Nordaustralien und legten alle in Ketten, auch die Kinder. Von bewaffneten Wächtern wurden sie in eine 600 Kilometer weiter südlich liegende Missionsstation gebracht. Seine Mutter sah er nie wieder, seine älteren Brüder erst nach dreißig Jahren. Ihre Sprache wurde ihnen unter Prügelstrafe verboten, und um aus ihnen so genannte zivilisierte Menschen zu machen, wurden sie zu Zwangsarbeit verurteilt. Die Aborigines hatten keine Rechte; die Sterblichkeitsrate war hoch (Armytage 2000: 71).

Wir mussten auf die Bühne. Zusammen mit dem Ehrengast, dem Cheyenne-Medizinmann Elkshoulder, traten auch Hky Eichhorn mit seinem »Didge«, Thomas Eberle mit den Trommeln in den großen, hermetisch von der Natur abgeriegelten Kongresssaal in Garmisch auf. Elkshoulder wollte eigentlich vor all den Fremden nichts machen und nichts sagen. Mit einer Puja versuchte ich, die Geistwesen des Wettersteingebirges, der beiden Flüsse, der Partnach und der Loisach, der Wälder und Wiesen zu würdigen. Damit wenigstens etwas Natur auf die Bühne kam, rannte ich kurz vorher hinaus in den Kurpark, holte, an schmunzelnden Gärtnern vorbeihastend, eine Plastiktüte voll schwarzer Erde, Zweige von verschiedenen Bäumen, Brennnesseln und andere Kräuter, die dort im Spätherbst noch zu finden waren. Dann, vor einer erwartungsvollen Menschenmenge, zündete ich den Zunderschwamm, streute Beifuß, Wacholder und Mariengras darauf, heiligte die vier Richtungen und wedelte mit den Zweigen. Der alte Medizinmann mag seine Gedanken gedacht haben, oder auch nicht, auf jeden Fall zog er seinen Cowboyhut tief ins Gesicht und, als wolle er sich unsichtbar machen, rührte sich kaum.[89] Dem Thomas fuhr der kosmische Trommelgeist in die Glieder und Hky holte von ganz tief her die geisterhaften Töne seines Agaven-Didgeridoos und ließ sie wie magische Schlangen, Seelenheilschlangen, durch die erwartungsvolle Atmosphäre des Saales weben.

Nach der »Vorstellung« gingen wir hinter die Bühne. Während Elkshoulder mit Bear Heart einige freundliche Worte austauschte, sprang Wayne, der Sohn des alten Australiers, bemalt und nackt bis auf den Lendenschurz, mit der finsteren Miene eines Stammeskriegers auf Hky zu.

»Wer hat dir das Recht gegeben, das Didgeridoo zu spielen? Hast du unsere Ältesten gefragt? Hast du darum gebeten, hast du dafür etwas gegeben? Nein, das hast du nicht. Du hast es dir einfach erlaubt, wie ein Dieb. Alles habt

ihr den Ureinwohnern gestohlen, und nun nehmt ihr euch auch die geistige Kultur!«, sagte er mit zorniger Stimme.

Hinter ihm kam der Alte. Schnell, still und unheimlich wie ein schwimmendes Krokodil, das seinen starren Blick auf die Beute fixiert, kam er auf Hky zu. Der Alte gehört zwar dem Totem des weißen Kakadus an, aber sicherlich besitzt er auch den Krokodilgeist. Hky schaute verdutzt. Der Alte nahm ihm das Agaven-Didgeridoo aus der Hand. Er führte das lange Rohr an sein rechtes Ohr und lauschte lange. Dann wechselte er, lauschte mit dem linken Ohr, gab das Instrument an Hky zurück und sagte: »Höre du hinein. Was hörst du da?«

Hky legte sein Ohr an das Rohr und versuchte tief hineinzulauschen. »Ich höre … ich höre den Wind«, sagte er zögerlich, » und das Wasser rauschen!«

Wieder nahm der Alte das Didgeridoo. Wieder lauschte er mit beiden Ohren. Dann sagte er: »Du lauschst nicht tief genug. Du hörst nicht, was das Didgeridoo dir mitteilt!«

Nun klang es, als läge ein Fluch in seiner Stimme. Düster raunend sagte er: »Hörst du nicht das Schreien der Kinder, die verschleppt wurden. Das Weinen der Mütter. Das Jammern. Das Klagen. Das Sterben.«

»Du hast kein Recht, dieses Instrument zu spielen!«, fügte er hinzu.

Hky wurde kreidebleich. Sprachlos stand er da. Er, der das Yedaki liebte, der es selbst als Traumzeitinstrument, und nicht bloß zur Unterhaltung spielte. Vor Jahren war er darauf gekommen, in einer Vision auf der Eidechseninsel Gomera war sie ihm geschenkt worden. Der Deva der Agaven hatte ihn – wie die Indianer sagen würden – wie einen Neffen »adoptiert« und ihm einen Lebensweg mit der Pflanze gezeigt. Er war der Erste, der Didgeridoos sorgfältig, mit handwerklichem Geschick, aus Agavenstämmen herstellte, ohne sie zu zersägen und unnötig mit Metall zu bearbeiten. In Meditation, in Verbundenheit mit der Erde und den Göttern, brannte er sie in einer Feuerzeremonie aus, bemalte

sie mit archaischen Motiven, gab ihnen zusätzliche Stärkung, indem er hier und da Baststreifen um den Schaft wickelte. Jedes Instrument ist demzufolge einmalig; jedes hat seinen eigenen Klang. Seine Didgeridoos sind keine austauschbaren Massenprodukte. Jedes ist karmisch für einen bestimmten Menschen vorgesehen. Bekannte Klangtherapeuten und Psychologen wie Peter Hess oder Wolfgang Strobel benutzen einzig und allein Hky Eichhorns Instrumente in ihren therapeutischen Behandlungen. Selbst australische Ureinwohner hatten von ihm gehört, hatten ihn in ihren Traumzeitmeditationen und auf Astralreisen gesehen. Ein bekannter Didgeridoo-Spieler, Alain Dargin, suchte ihn sogar auf, so dass sie über mehrere Wochen in Deutschland auf Konzerttournee gingen. Solange, bis es zu kommerziell wurde und Hky merkte, dass er kaum mehr Zeit hatte, selbst den Geist in meditative Verbundenheit mit der Traumzeit zu bringen. Ja sogar das Aborigines-Ensemble von acht Eingeborenen aus dem *Outback*, welche die australische Regierung zur »Expo«, der Weltausstellung in Hannover, schickte, suchten bei ihm Erholung von der anstrengenden Tournee. Er ließ sie im Tipi, bei einem echten Feuer und in Berührung mit dem Erdboden schlafen, damit sie wieder zu Kräften kommen konnten. Hotelzimmer, grell erleuchtete Bühnen und weite Busfahrten hatten die einfachen Naturmenschen mürbe gemacht. Sie hatten nur auftreten können, indem sie ihre Sinne im Alkoholsuff betäubten. Hky war mit dem Geisterinstrument mit Herz und Seele verbunden. Und nun kam ein älterer Ureinwohner, ein mächtiger Zauberer, ein *Karadji*, und verfluchte sein Spielen!

Es war Zeit, dem Freund beizustehen. Ich schaute dem Alten direkt in die Augen und sagte: »Das ist kein australisches Didgeridoo. Wir brauchen eure verehrten Ahnen nicht zu fragen, denn auch wir kannten einst dieses Windhorn, in alten Zeiten.« Ich dachte vor allem an die Alphörner, die meine Nachbarn, die Bergbauern, spielen. Auch an die Hörner, die Luren und Trompeten, die zu

kultischen Feiern mindestens seit der Bronzezeit belegt sind, oder die Karnyx, die langen Schalltrichter mit Tierköpfen, die die Kelten verwendeten.



Keltische Karnyx-Bläser (Gunde-strup-Kessel).



Links germanischer Luren-Bläser (W. Petersen), rechts Alphornbläser.

»Ich verstehe das schreckliche Leid, das mit den weißen Kolonialisten über euch gekommen ist. Aber auch wir, auch unser Volk kennt bitteres Leid, wir wissen, was das ist!« Dies waren für mich keine abstrakten Worte, ich sprach aus eigener Erfahrung. Meine ersten Erinnerungen sind das Sirenengeheul und das unheimliche endlose Dröhnen der Fliegermotoren, wenn wir, alle Hausbewohner und ich im Arm der Mutter, in den Bombennächten in den Tiefkeller hasteten. Auch als Säugling bekommt man die Angst und Beklemmung der Erwachsenen mit. Mit dabei waren zwei kleine Jungen aus Bremen, die, wie viele Millionen andere Kinder, in ländlichere Regionen, weit weg von Mutter und Familie, gebracht wurden, um dem Bombenterror in den Großstädten zu entgehen. Auch ihre Traurigkeit war spürbar. Nach dem Krieg waren es Hunger sowie die Angst vor den russischen Besatzern, die den Leuten in den Gliedern lagen. Und dann nach der Flucht in die Westzone, durch völlig zerstörte Städte, kam ich in Kontakt mit Schulkameraden, die

mitten im Winter eine unbeschreiblich schreckliche Flucht aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und anderswo hinter sich hatten. Alles, bis auf die Kleidung, die sie trugen, hatten sie im Krieg verloren. Anschließend lebten sie dichtgedrängt in kalten Schuppen, Kellerwohnungen oder zugigen Dachkammern. Viele hatten keinen Vater mehr, der war gefallen. Diese Kindheitserinnerungen, von denen ich sonst nie rede, sah ich vor meinem Auge, während ich sprach, und ich spürte, dass der Alte es auch sah. Er hatte das Vermögen, in die Seele zu schauen. Kommentarlos gingen er und sein Sohn fort.

Hky nahm sich vor, das Instrument nicht mehr Didgeridoo zu nennen, das war sowieso die verächtliche Bezeichnung der überheblichen Kolonialisten für das Yedaki. Windhorn sollte es heißen, denn der Wind des Geistes fegt da hindurch, der heilige Wind, Odins Wind, Wind der Begeisterung. Das Horn, wenn es in der richtigen Gesinnung gespielt wird, trägt den Geist wieder in unsere totgemachte Natur hinein und wie Labsal in die Seelen der Zuhörer.

Die Veranstaltungen mit den Schamanen und Pseudo-Schamanen dauerten noch einige Tage. Zuletzt gab es eine Abschiedszeremonie auf der Bühne, wo alle Schamanen und Veranstalter noch einmal präsentiert wurden. Da trat der alte Australier hervor und schritt auf Hky zu; er nahm dessen Agave-Windhorn zu sich und spielte auf wunderbare Weise für die versammelte Menge. Als er fertig war, reichte er ihm mit freundlicher, versöhnlicher Geste das Traumzeitgeisterrohr zurück. Ich sah, dass in der Geste Segen lag. Der Alte, der Traumzeithüter, hatte das Windhorn geweiht. Der australische Medizinmann hatte dadurch das Windhorn auch mit den hiesigen Traumzeitahnen wiederverbunden.

---

84 Bei anderen Völkern – den Irokesen, vielen sibirischen Stämmen und den Balten – gilt die Milchstraße ebenfalls als der Pfad, den die Toten im Jenseits entlangziehen. Auch bei den Germanen lebte diese Vorstellung: Es ist der Totenweg, der Weg, auf dem Hulda (Perchta) oder Wotan mit der wilden Geisterschar, dem Woutesheer, zieht; bei den Inselkelten ist es der Weg, auf dem König Artus in seinem Wagen (Sternbild des Großen Bären) fährt. Später wurde es der Petrusweg, den die Seelen zum Himmelstor entlangwanderten, oder der Marienweg, den die Gottesmutter zum Thron Gottes nahm. Die alte Pilgerstraße, der Jakobsweg nach Sankt Jakobus in Compostella (Galicien, Spanien), eine der letzten *song lines* Europas, stellt die Milchstraße auf Erden dar. Die Japaner sehen die Milchstraße als einen Himmelsfluss.

85 Leprechauns: grün gekleidete, irische Zwerge.

86 Totem, abgeleitet von der Sprache der Algonkien (*ototeman, otem*, »Stammeszeichen, Sippe, Clan«), ist bei vielen Naturvölkern ein mystischer Urahne in tierischer, pflanzlicher, gelegentlich auch mineralischer (Stein) oder sogar landschaftlicher Gestalt (heiliger Ort, Berg, Quelle). Zu Beginn der Zeit zeugte oder gebar der totemistische Ahne beide, das Totemtier und den durch Blutsverwandtschaft verbundenen Clan. Der Mensch, der zum Bärenclan gehört, hat demnach den gleichen totemistischen Vorfahren wie der wilde Bär und ist dessen Verwandter. Das jeweilige Totemtier steht unter dem Schutz des Clans und wird nicht von den Clanmitgliedern gejagt. Den Clanmitgliedern sagt man die Eigenschaften ihres jeweiligen Tiers nach.

87 Hky Eichhorn, der Meister des Windhorns, der uns bei vielen Ritualen begleitet, lehrt das Windhorn(Didgeridoo-)Spielen als Teil der von ihm veranstalteten Bauseminare von Agaven-Windhörnern. In den Workshops brennt jeder Teilnehmer sein eigenes Windhorn aus und bemalt es mit eigens gewählten totemistischen Motiven. Es ist dann ein höchst persönliches Instrument. Weitere Information bei Hky Eichhorn, Postfach 10 11 44, D-66883 Altenglan, oder: www.hky-eichhorn.de.

88 Peter Costello war weit gereist. Als Botschafter der australischen Ureinwohner und Träger einer 40000 Jahre alten Kultur war er von Persönlichkeiten wie Nelson Mandela und Desmond Tutu empfangen worden. Sein Totem-Clan der weißen Kakadu war schon immer unter den Ureinwohnerstämmen als Botschafter tätig. Seit ihnen die Traumzeit-Ahnen vor hunderttausend Jahren die Weisung gegeben hatten, waren sie Hersteller und Träger der rituellen *message sticks.*

89 Etwas mehr zum Besuch des Cheyenne-Ältesten in Europa in: *Ich bin ein Teil des Waldes* (Storl: Kosmos Verlag 2004).

Das rote Blut der Erde

»Die jungen Mädchen werden beschmiert,
mit rotem Ocker eingerieben …
Ihre Haut glänzt vor Ocker und Fett … «

Lied nach dem rituellen Beischlaf, Arnhemland

»Es ist etwas im Bauch des Blutes,
das lauter spricht als Hunger und Vernunft.
Es sagt: Lasst die Politiker
unter ihren eigenen Erlässen leben.
Lasst die Schwätzer verstummen,
die Propheten sind widerlegt.«

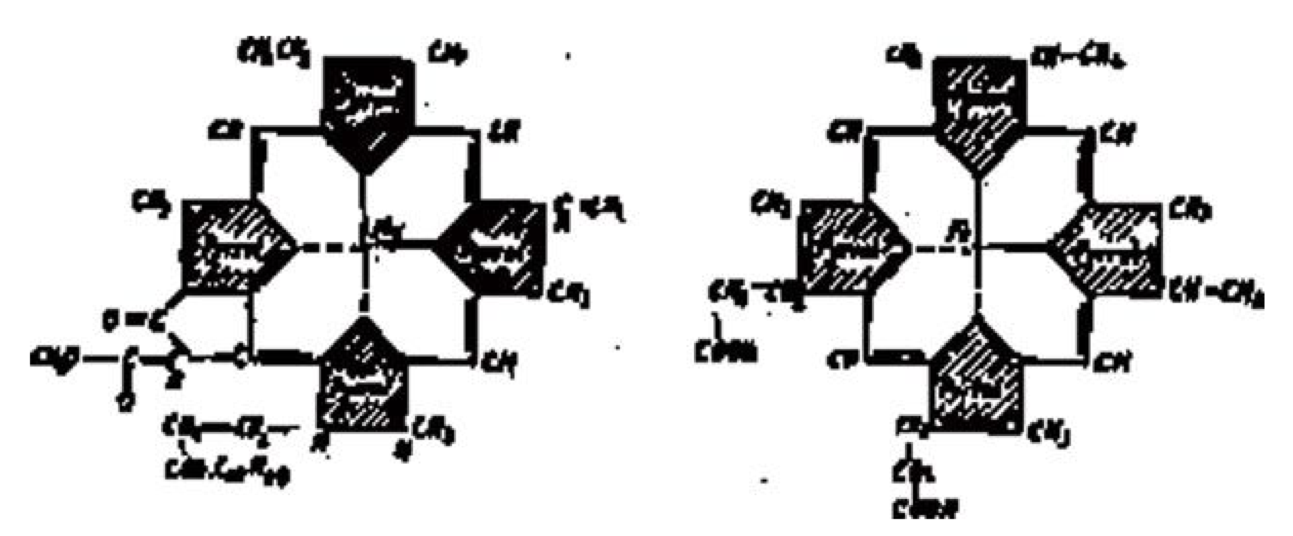
Linda Hogan, indianische (Chickasaw) Dichterin,
»Wetterumschwung«

Kaum eine Flüssigkeit hat eine stärkere Anziehungskraft auf die Geistwesen als das rote Blut. Blut ist – wie Goethe sagte – ein ganz besonderer Saft. Blut ist Leben. Das warme, rote Blut ist Lebensfeuer, ist innere Sonnenglut – denn die Sonne steigt blutrot über den Horizont, und blutrot versinkt sie wieder in die Nacht. Wenn der verwundete Krieger verblutet, verlässt ihn das Leben: Wie die untergehende Sonne versinkt er ins Totenreich. Die Toten sind blutlos, ebenso wie die anderen Geister. Für sie bedeutet Blut das Versprechen eines Lebens auf dieser Seite des Seins. Es ist der »Inkarnationsstoff«.

In einem Schwall von Blut und Wasser wird der Mensch geboren. Die erste Menstruation deutet an, dass das Mädchen zur fruchtbaren Frau wird – ein Ereignis, das bei vielen Naturvölkern gefeiert wird und den ersten Schritt der weiblichen Initiation ausmacht. Blut fließt bei der

Entjungferung; in Teilen Europas war es Brauch, nach der Vermählungsfeier, als Beweis, dass die Hochzeit vollzogen wurde, die rot gefärbten Bettlaken öffentlich zur Schau zu stellen. Und die Geburt eines Kindes – ein weiterer Schritt weiblicher Initiation – wird ebenfalls von Blut begleitet.

Blut, insbesondere das Menstrualblut, ist magisch, kraftgeladen. Aus diesem Grund sondern sich bei vielen Naturvölkern die Frauen während »ihrer Tage« von der Gemeinschaft ab. Während ihrer »Mondzeit« gehen die Indianerinnen für vier Tage in die »Mondhütte«, die Menstruationshütte. Sie werden nicht, wie böse Zungen behaupten, aus patriarchalischen Gründen weggesperrt, sondern sie begrüßen die Zeit, um sich in den weiblichen Mysterien zu vertiefen, auszuspannen und Einkehr zu halten. Sie gelten während der Zeit als heilig, als »tabu«. Noch lange hieß es in Europa, dass eine menstruierende Frau nicht in den Garten gehen soll, denn in den Tagen, in denen sich ihre lebenstragende Energie erneuert, würde sie das Pflanzenwachstum schädigen. Man glaubte, Blumensträuße würden in der Hand einer Menstruierenden schneller welken.[90] Auch Geschlechtsverkehr wird fast universell während dieser Zeit gemieden, denn die Frau würde dem Mann seine Kraft nehmen.



Spiegelbilder: Chlorophyll und Hämoglobin.

Pflanzen sind Lebewesen, aber sie haben kein Blut. Deswegen sind sie nur halb hier und halb in der nicht inkarnierten geistigen Welt. Das Blattgrün (Chlorophyll) ist jedoch dem Blut verwandt. Es ist auf molekularer Ebene das exakte Spiegelbild des Hämoglobins, des roten Blutstoffs.

Rot und Grün sind Komplementärfarben; Blut phosphoresziert grün, Chlorophyll phosphoresziert rot. Chlorophyll saugt das Licht der Sonne auf, so dass es dermaßen energiegeladen wird, dass es die Kraft hat, Wassermoleküle zu spalten und mit Kohlendioxyd zu verbinden. So entsteht Zucker (Glukose), die Urspeise aller Lebewesen. Dabei entlässt es den Lebensstoff, den Sauerstoff. Es ist das rote Blut, das diesen lebenstragenden Sauerstoff aufnimmt und durch den Körper zirkulieren lässt, so dass jede Zelle beatmet und genährt wird. Das Lebenslicht der Sonne, von den Pflanzen aufgesogen, wird – über das Blut – zum Leben der Menschen und Tiere.

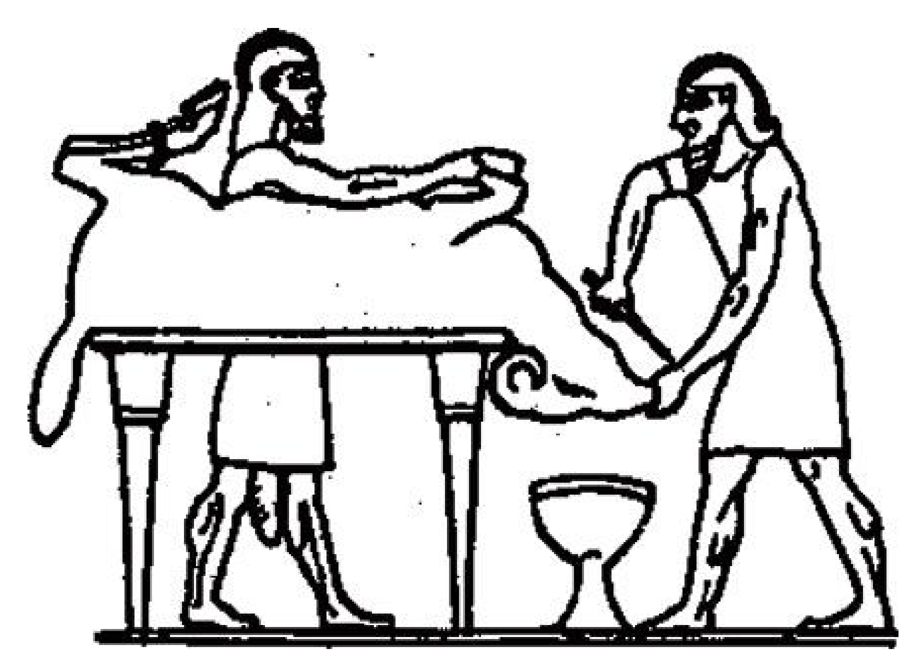
Man kann also das Herz, das Zentrum des Blutkreislaufs, tatsächlich als eine innere Sonne betrachten, die den Mikrokosmos durchstrahlt, erwärmt und belebt. Blut ist inneres Feuer, innere Sonnenglut. Es ist das Eisen im Blut, welches es rot färbt. Eisen zieht das Sonnenfeuer in den Körper hinein.

Das strömende Blut ist aber auch das Urmeer, das Wasser des Lebens. Es ist der Ozean in uns; sogar der Salzgehalt des Bluts stimmt mit dem des Meeres überein. Im Blut, das im Körper zirkuliert, wird das Meer, die Mutter aller Geschöpfe, mikrokosmisch.

Blutopfer

Blut hat – so versichern uns die Radiästheten – eine besonders starke energetische Schwingung. So ist es kein Wunder, dass der rote Lebenssaft in allen Religionen eine wesentliche Rolle spielt. In der Alten wie auch in der Neuen Welt gilt Blut als reinigend, sühnend, als beste Opfergabe.

Die Priester und der Adel der Maya zogen Opferblut aus den eigenen Zungen und Genitalien, um es den Göttern zu schenken. Vor allem die Azteken waren für ihre blutigen Opfer berüchtigt. Sie fochten ständig die so genannten »Blumenkriege«, um genügend Opfer zu haben, denen sie auf den Pyramiden das noch pochende Herz herausschnitten und der Sonne als Gabe entgegenhielten. Das »Edelsteinwasser« (Blut) galt als Nahrung der Götter. Die grausamen aztekischen Rituale sollten jedoch für die Europäer kein Anlass für moralische Überlegenheitsgefühle sein; auch die europäischen Frühzivilisationen tränkten zu Ehren der Großen Göttin die Erde mit menschlichem Opferblut. Vor allem während der Bronzezeit waren es die schönsten und stärksten Jünglinge und Königssöhne, die als Gefährten der fruchtbaren Erdgöttin in Zusammenhang mit orgiastischen Fruchtbarkeitsfesten ins Jenseits geschickt wurden. Auch begattungskräftige Tiere – Stiere, Widder, Ziegenböcke – wurden ihr geopfert. Das jüdische und islamische Schächten hat seinen Ursprung in dem Blutopfer an die Erdgöttin. Ebenso der spanische Stierkampf – ein archaisches Ritual – ist ein Überbleibsel dieses Opferkults.



Assyrisches Blutopfer (Ninive, zirka 680 vor unserer Zeit).

Die Symbolik des Blutopfers ist auch die zentrale Botschaft des Christentums[91]: Das Opferblut des auf Golgatha gekreuzigten Gottessohnes tilgt die Sünden der Welt. Bei jeder Kommunion beziehungsweise jedem Abendmahl trinken die Gläubigen das erlösende Blut des geopferten Heilands und essen sein Fleisch – nur ist es kein Menschenblut und -fleisch mehr, sondern Rotwein, das »Blut der Erde«, und ungesäuertes Weizenbrot, welches durch magische »Transsubstantiation« (Umwandlung) zu wahrem Fleisch und Blut gemacht wurde.

Diese Art von Transsubstantiation, wo das eine für das andere steht, wird in der Ethnologie auch »Substitution« genannt. Anstelle des kostbaren Lebenssafts tritt roter Pflanzensaft, Hühnerblut (Afrika, Bali, Karibik) oder verriebener Roteisenstein (Ocker).

Substitution: Die Geistwesen lassen sich nicht foppen

Vor vielen Jahren, als ich noch junger Ethnologiedozent an der Kent State University war, machte ich mit Studenten und Freunden während eines verlängerten Wochenendes einen Ausflug in ein abgelegenes Wildnisgebiet am Ohiofluss. Sinn der Übung war es, das Leben der »primitiven« Jäger und Sammler nachzuempfinden. Selbstverständlich gehörte zu diesem Lernexperiment auch ein kleiner Ausflug in die magische Dimension. Während die Frauen das Zeltlager am Ufer des Flusses aufbauten und die Feuerstellen errichteten, wateten die Männer knietief durch den seichten Flusslauf, um unter einem imposanten alten Baumriesen ein archaisches Ritual zu veranstalten, so wie es in den Ethnologiebüchern beschrieben wird. Wir wollten die Geister des Waldes begrüßen und dann die Glut von dem zeremoniellen Feuer, welches wir dort am Fuße des

Baums zündeten, in das Lager zurücktragen. Auf diesen Lagerfeuern würden dann die Frauen die gesammelten Wildpflanzen, die frisch geangelten Fische oder die mit den selbst gebauten Pfeil und Bogen und Speeren erlegten Beutelratten oder Kaninchen – oder, falls es keine Beute gab, die mitgebrachten Wienerwürste – braten.

Ich war Wissenschaftler – das New Age gab es noch nicht – und glaubte selbstverständlich nicht an die objektive Existenz der Götter und Geister. Diese Wesenheiten, davon war ich überzeugt, seien lediglich auf die Außenwelt projizierte psychische Inhalte, deren Ursprung, in frühkindlichen, prä-egoiden Erfahrungen und Traumatisierungen zu suchen sei. Das erklärte ich auch den unter dem Baum versammelten Studenten. Ich erklärte, dass für die Urmenschen, ebenso wie für die Indianer, Blut eine ganz besondere psychische Assoziation hervorruft und dass bei diesen Ritualen oft damit gezaubert wird. Aber, fuhr ich fort, für das Unterbewusste ist es eigentlich egal, ob es richtiges Blut ist oder eine sonstige rote Flüssigkeit. Also mischte ich etwas rote Wasserfarbe mit Flusswasser und goss es auf den designierten heiligen Stein. Einen Augenblick später, als ich mein Camping-Messer zückte, um »magische« Runen in einen Stab zu ritzen, da entglitt mir der Dolch und bohrte sich durch meine linke Handfläche, so dass das echte Blut nur so spritzte. Das war das Ende des Rituals – eiligst fuhr mich einer der Studenten in die nächste Notfallklinik, wo die klaffende Wunde genäht werden musste. Noch hatte mir kein Medizinmann gesagt, dass Rituale wirken, dass man nicht damit herumspielt. Die Waldgeister hatten die »Substitution« einfach nicht angenommen, sie wollten das versprochene Blut, und nicht rote Wasserfarbe.

Viele Jahre später hatte ich ein ähnliches Erlebnis bei dem bereits erwähnten »Schamanenkongress« in

Garmisch. Eine bekannte Ethnologin hatte eine Gruppe mongolischer Schamanen eingeladen. Auf der Wiese im Kurpark sollte der Schamane ein Ritual vollziehen, um die Geister der mächtigen Berge, die das Tal umgeben, zu begrüßen. Auf einer silbernen Platte trug die Ethnologin einen Kuchen herbei, der in Form eines Lammes gebacken war. Die Völkerkundlerin erklärte der im Kreis stehenden, neugierigen Gruppe, dass normalerweise bei diesem Ritual ein echter Schafsbock geopfert wird, denn die Geister werden vom Blut angezogen. Aber das wäre in Bayern ja gesetzlich unmöglich. Also musste eine Kuchenform her, in der sonst zur Osterzeit das »Osterlamm« gebacken wird. An einem solchen Ersatztier sei nichts auszusetzen. Das sei das Prinzip der Substitution. Nach der Ansprache stellte sie das Kuchenlamm neben den Schamanen auf den Rasen. Der ältere Mann, in voller Schamanentracht, begann nun seine riesige mongolische Rahmentrommel zu schlagen. Dabei schwang er hin und her. Seine Assistentin stand dicht hinter ihm.

Im Kreis der Zuschauer befand sich ein Schweizer Trommelbauer, der extra angereist war, um einem echten Schamanen bei seinem Handwerk zuzuschauen. Er hatte einen Hund dabei, ein braves, freundliches Tier, das ohne Leine immer gut bei Fuß lief. Kaum war der Kuchen abgesetzt worden, lief der Hund gemächlich auf das süße Backwerk zu. Vorsichtig begann er, daran zu fressen. Der Trommelbauer hätte seinen vierbeinigen Gefährten gerne zurückgepfiffen, aber er traute sich nicht, das Ritual eines geachteten Schamanen zu stören. Nun bückte sich die Assistentin hinab zu dem fressenden Hund; dieser schaute freundlich auf, als wolle er sagen, es schmecke ihm gut. In dem Moment wirbelte der Schamane mit seiner schweren Trommel im Halbkreis. Dabei muss er mit dem Rahmen seine Gehilfin ins Gesicht getroffen haben, denn als die Trommel wieder zurückschwenkte, war ihr

Gesicht blutüberströmt. Diejenigen, die nicht richtig hingeschaut hatten, waren überzeugt, der Hund hätte sie ins Gesicht gebissen. Die Polizei kam, fragte den Schweizer barsch, ob der Hund geimpft sei und warum er nicht angeleint war. Dann wurde er samt Hund abgeführt – aber das ist eine andere Geschichte. Die Lehre ist einfach: Wenn man den rauen Berggeistern ein Blutopfer anbietet, dann geben sie sich nicht mit einem Kuchen zufrieden. Sie lassen sich nicht foppen.

Es gibt jedoch eine Substanz, die überall das Blut zu ersetzen vermag: der rote Ocker.

Ocker

Ocker – Eisenoxid, Roteisenstein oder Rötel – ist eine der ältesten magischen Substanzen. Schon aus der frühen Altsteinzeit ist der rituelle Gebrauch des roten, orangen oder gelben, feinerdigen, pulvrigen Verwitterungsprodukts von eisenoxidhaltigen Steinen bekannt. Urgeschichtler fanden Ocker im Gebrauch des Frühmenschen *Homo erectus* vor 400000 Jahren in Südafrika; in Frankreich (Terra Amata), zusammen mit Steinwerkzeugen, Achuléen-Typus (etwa vor 300000 Jahren), in Tschechien, Beçov (etwa vor 250000 Jahren), in Südindien (etwa vor 300000 Jahren) und anderswo (Rudgley 1998: 176). Das war lange vor dem so genannten modernen Menschen, dem Cro-Magnon, der erst vor rund 30000 Jahren auftauchte. Es war sogar vor den Neandertalern. Es ging, wie die Urgeschichtler annehmen, nicht nur um den rituellen Gebrauch der roten Erde, sondern auch um den praktischen. Die Böden der Lagerplätze der Clovis-People – das waren Paläo-Indianer, die den Mammutelefanten und den Riesenbüffeln nachstellten – waren regelrecht mit Ocker getränkt; wahrscheinlich konservierten diese Großwildjäger damit Rohhäute. Auch als Hautschutzmittel wurde es wahrscheinlich verwendet. Bei

Verbrennungen reiben sich Naturvölker noch immer damit ein. Die ostafrikanischen Rinderhirten schützen sich vor Insekten und Sonnenbrand mit einer Paste aus Ocker und Fett. Vor allem aber hatte der Rotstoff eine magische Bedeutung. In Swaziland entdeckte man die Gebeine eines Säuglings, der vor 100000 Jahren in Ocker gebettet wurde. Auch die Neandertaler, wie Bestattungen aus Ungarn, Frankreich und anderswo zeigen, rieben ihre Toten mit dem roten Ocker ein. In den zeitlich viel späteren Grabhügeln der Kurgan-Kultur der Westasiatischen Steppe wurde so viel Ocker verwendet, dass man von der »Ockergrabkultur« spricht. Bei den Indianern, im Gebiet der Großen Seen, gab es ebenfalls eine »Red Ochre Culture«.

Rotes Ocker gehört zu den Urfarben. Die Farben der steinzeitlichen Höhlengemälde, nicht nur in den Pyrenäen, bestanden aus schwarzem Ruß, weißem Kalk und gelber und roter Erde, gemischt mit Fett. Mit ähnlichen Farben bemalen sich die Tänzer der Naturvölker bei ihren Festen noch heute.

Mit Rot, der Farbe des Feuers, des Bluts und des Lebens, werden nicht nur die Toten eingerieben, sondern – bei vielen Indianerstämmen, bei den Afrikanern oder Australiern – auch die neugeborenen Kinder. Bei den Zulus reiben sich die Frauen vor der Niederkunft mit rotem Lehm ein. Die Inder bemalen mit roter Farbe die Steinstatuen der Volksgottheiten, die *Bir-, Bhairon-* oder *Baram*-Steine, die Statuen des beliebten Torhüters Ganesh, sowie die *Sati*-Steine[92], die die Stelle anzeigen, an der sich eine Witwe freiwillig verbrannte, indem sie den Scheiterhaufen ihres Gatten bestieg (Eck 1983: 200). Die Germanen röteten die Runen, die Kraftlinien, die sie in Buchenzweige oder Steine ritzten, mit Rötel oder mit Blut. Dadurch wurden sie erst wirksam und »lebendig«, als ob sie bluterfüllt wären (Biedermann 2000: 71). Dies ist ein Brauch, der noch nicht vollkommen verklungen ist. Ein mit mir befreundeter Gärtner in England ritzt immer noch die gerötete Birkenrune (ᛒ = Wachstum, Erneuerung) und die Lauchrune (ᛚ = Lebenssaft)

in Hölzer und steckt sie in seinen Garten. Danach gefragt, wieso er das mache, antwortete er mir: »Es funktionierte für meine angelsächsischen Vorfahren, warum sollte es nicht bei mir funktionieren.«

Bei den australischen Ureinwohnern heißt es, dass Blut mit den totemistischen Traumzeitahnen verbindet. Auch wir glaubten einst, dass Blut uns mit dem Geist der Ahnen verbindet. Durch Blut, sagen die Aborigines, steht der Mensch auch mit den (erdmagnetischen) Kräften des Landes, das von den Urzeitwesen ins Dasein geträumt wird, in Verbindung. Bei ihren Tänzen und Ritualen reiben sie den nackten Körper mit Blut ein – oder eben mit Ocker. Ocker hat für sie dieselben Schwingungen wie Blut. Es ist das Blut der Erde.

Die Regenbogenschlange[93], welche die Lebenskraft der Erde darstellt, wird gleichermaßen vom Blut wie vom Ocker angezogen. Die mächtige, magische Schlange wird auch von dem Menstrualblut der Frauen angezogen und macht diese fruchtbar. Ocker lockt das mächtige Schlangenwesen herbei, wenn – während der Zeremonien – Menschenkörper und Kultgegenstände, wie Speere, Schwirrhölzer oder das *Yedaki* (Didgeridoo) damit eingerieben werden. Dadurch werden die Tänze und Lieder kraftvoll und können dem Land sowie den Pflanzen und Tieren, die dort leben, Fruchtbarkeit vermitteln.

Robert Lawlor, Künstler und Ethnologe, mit tiefen Einsichten in die Kultur der australischen Ureinwohner, ist überzeugt, dass Ocker oder Blut tatsächlich mit den totemistischen Traumzeitgeistern verbindet. Das Blut, ebenso wie Ockererde, ist eisenhaltig. Die Eisenmoleküle sind empfänglich für die schwankenden erdmagnetischen Felder und Kraftlinien. Wenn man den Körper mit Ocker einreibt, sensibilisiert man sich für die Erde und ihre Energien (Lawlor 1999: 110). Bei Sonnenstürmen, die auf das erdmagnetische Feld einwirken, verändert sich nicht nur das Wetter, das Verhalten der Tiere oder die Blütezeiten der Pflanzen; sogar das Blutserum der Menschen weist

Veränderungen auf. Auch die verblüffende Orientierungsfähigkeit der Tauben und anderer Tiere, beruht auf winzigen Eisenkristallen im Hirn, die überaus empfindlich auf die magnetischen Ströme der Erde reagieren. Federn, Haare oder *Cilla* wirken dabei wie Antennen.

Die Götter und die Ahnen sind für die Aborigines nichts Abstraktes, Mentales, sondern sie sind der Natur innewohnend, und das eisenhaltige Blut und der rote Ocker sind die Verbindung zu ihnen. Durch magnetähnliche Resonanz verbindet uns unser Blut mit dem Geist der Erde. Der Körper »trinkt« die nährende Energie des Bluts, das Blut »trinkt« die Energien aus der Geisteswelt, aus der Traumzeit. Das ist auch die zentrale Botschaft des mystischen Christentums: »Das Blut Christi verbindet mit Gott, mit dem Urgrund des Seins.« Die Römer waren überzeugt, dass der Engel oder *Daimon*, der eine Familie führt, von Generation zu Generation über die Blutlinie weitergegeben wird. Der große englische Dichter D. H. Lawrence schreibt: »Der Mensch denkt mit seinem Blut.« (In dem Sinne, dass das Blut in Resonanz mit der kosmisch-irdischen Intelligenz steht.) Für Rudolf Steiner ist das Blut der physische Träger des »Ich« (des wahren Selbst). Für die australischen Ureinwohner, wie für sämtliche Urvölker, ist Blut sichtbare spirituelle Energie« (Lawlor 1999: 361). Generell galt auch in der westlichen Welt die Überzeugung, dass Untugenden wie Hass, Gier, Feindschaft oder sittliche Perversionen die Kraft des Bluts schwächen (englisch: *it breeds bad blood*, französisch: *cela fait du mauvais sang*) – und das über Generationen hinweg.

Die in Zement- und Glaskäfigen eingeschlossenen, von Maschinenlärm und Elektrosmog eingehüllten zivilisierten Menschen sind größtenteils körperlich und seelisch abgestumpft.[94] Sie sind geistig blind geworden und glauben, solche Praktiken und Ansichten seien lediglich überwundener Aberglaube. Aber auch sie werden von einem echten Puja-Ritual berührt; die Anwendung von Ocker in rituellem Zusammenhang weckt archetypische Resonanzen. Urbilder

schimmern auf in der Seele. Auch diese verzauberten, wider die Natur handelnden, selbstzerstörischen Menschen können so die Verbundenheit mit der Schöpfung erahnen und den Weg zur seelischen Heilung antreten.

Andere sakrale Färbemittel

In Kulten rund um die Erde werden auch andere rötliche oder rote Substanzen verwendet. So zum Beispiel *Henna*, das schon seit dem frühen Neolithikum[95] im Nahen Osten als Färbemittel für Haare und Haut verwendet wird. Henna, gewonnen aus dem Hennastrauch *(Lawsonia inermis)*, einem Weiderichgewächs *(Lythraceae)*, ist zwar nicht eisenhaltig wie Ocker, wird aber ebenfalls im sakralen Kontext angewendet. Ägyptische Mumien weisen Spuren von Henna auf. In den muslimischen Ländern machen sich die Frauen beim Fest *Id al-Fitr*, nach Abschluss des reinigenden Fastenmonats Ramadan, schön, indem sie mit Henna ihre Haare färben und sich damit hübsche Muster auf die Handflächen und Finger malen. Auch die Ohren von Lieblingshunden, die Schwänze von Pferden und manchmal der Hauspfosten werden anlässlich des Fests mit Henna gerötet. Wenn ein Mann seine religiöse Pflicht *(Hadj)*, nach Mekka zu pilgern, erfüllt hat, dann lässt er sich seinen Bart lang wachsen und färbt ihn mit Henna rot. Bei der Beschneidung, beim Hochzeitsfest, aber auch zur Abwendung des »bösen Blicks« findet bei den sephardischen Juden Henna Anwendung. Inzwischen hat der Gebrauch von Henna auch die westliche Welt erreicht. Frauen färben sich damit gerne die Haare; viele geben sich dadurch als »Hexen« zu erkennen – rotes Haar galt seit der Inquisition als teuflisches Haar:

»Rotes Haar und Erlenloden, wachsen nicht auf gutem Boden.«

Mit offenem, Henna gefärbtem Haar stellen sich die neuen Hexen und Wicca-Anhängerinnen bewusst außerhalb des Christentums und bekennen sich zur Religion der Großen Göttin.

Zinnober (aus dem griechischen *kinnabari*, »Drachenblut«), ein leuchtendes hellrotes Mineral (Quecksilbersulfid) oder auch *Menning*, ein Bleioxid, ist vielerorts anstelle von Blut oder Ocker getreten. Für die Alchemisten galt dieser »Rote Löwe« als Vorstufe zum ersehnten »Stein der Weisen«. In China wird Zinnober auf den Sarg des Verstorbenen gestreut – ähnlich wie man einst die Verstorbenen mit Ocker einrieb. In Indien wird Zinnober zum Bemalen von Volksgottheiten, Türschwellen und zum Betupfen der Stirn verwendet.

Auch die Guanchen, die Eingeborenenstämme der Kanarischen Inseln, kannten das rote »Drachenblut«. Es handelt sich in diesem Fall um den karminroten Saft des Drachenbaums *(Dracaena draco)*. Der Drachenbaum, der bis zu 20 Meter hoch wachsen kann, ist gar kein Baum, sondern eine Riesenblume, eine Baumlilie. Den Guanchen war dieses pflanzliche Relikt aus der Urzeit heilig. Sie hielten ihre Ratssitzungen in seinem Schatten. Mit seinem Saft heilten sie innere Blutungen und äußere Wunden (Jaén 1999: 61); bei heiligen Zeremonien und zum Einbalsamieren der Toten wurde er verwendet. Die kanarischen Ureinwohner glaubten, ihr heiliger Baum sei aus den zu Boden gefallenen Schuppen der roten Urdrachen – sie waren zu einem Drittel Fisch, zu einem Drittel Landtier und zu einem Drittel Vogel – entsprossen (Braem 1990: 151). Den spanischen Eroberern war der Baum eher unheimlich, ja nahezu »satanisch«, so dass er nicht geschützt wurde und fast ausstarb.

Viele Touristen in Indien fragen sich, was der rote Punkt *(Tilak, Sindur, Tikka, Bindi)*, den die Inder mitten auf der Stirn tragen, zu bedeuten hat. Der rote Punkt wird morgens, nach dem Morgengebet, nach einer Puja oder

sonstigem heiligem Ritual mit Daumen und Zeigefinger auf das Stirnchakra *(Ajna-chakra)*, das »dritte Auge«, aufgedrückt. Yogis sagen, dass hier die *Nadis*, die feinstofflichen Nerven, die *Ida* und *Pingala*, wie die heiligen Flüsse zusammenströmen und sich vereinen. Wenn man seinen Geist auf diesen Punkt konzentriert, erkennt man die Einheit des Seins und überwindet die illusionären Gegensätze, welche die Seele spalten.

Die Inder sind überzeugt, dass der Brauch sehr alt ist, denn schon in der *Rigveda* heißt es, dass *Usha*, »Göttin der Morgenröte« (griechisch *Aurora*, germanisch *Oestra*), die schöne Gefährtin des Sonnenwagenlenkers *Surya*, einen strahlenden roten Kreis auf ihrer Stirn trug. Wahrscheinlich geht der Brauch auf die tapferen Rajputen, die nordindische Kriegerkaste, zurück: Vor einer Schlacht schnitten sich die Krieger in ihren rechten Daumen und betupften die Stirn ihrer Familienmitglieder als Zeichen der Treue und Verbundenheit. Zusätzlich strichen sie das rote Blut ihren Frauen entlang des Haarscheitels. Noch heute ist bei den Hindus der mit *Sindur* rotgefärbte Haarscheitel der Frau ein Zeichen, dass sie verheiratet ist.

Das auf die Stirn getupfte, segnende Blut wurde später durch Pflanzensäfte oder mineralische Pulver ersetzt. Am beliebtesten ist das Pulver *(Kumkum)* der roten Gelbwurz (*Curcuma* spp.). Auch Safran und rötliches Sandelholz wurden benutzt. Der berühmte Swami Shivananda hebt hervor, wie bedeutsam der rote Punkt, das *Tilak*, ist:

»Die Stirn ohne Tilak ist
wie eine Frau ohne Mann,
wie ein Mantra ohne Bedeutung,
wie ein Haupt, das sich nicht vor dem Edleren verbeugt,
wie ein Herz ohne Mitgefühl,
wie ein Haus ohne Brunnen,

wie ein Land ohne Fluss,
wie eine Gesellschaft ohne Führung,
wie Reichtum, der keine Mildtätigkeit kennt,
wie ein Staat ohne Gerechtigkeit,
wie ein König ohne kluge Minister,
wie eine Ehefrau ohne Achtung vor dem Gatten,
wie ein Brunnen ohne Wasser,
wie eine Blume ohne Duft,
wie eine Seele ohne Heiligkeit,
wie ein Feld ohne Regen,
wie ein Geist ohne Klarheit,
wie ein Schüler, der das Göttliche in seinem Lehrer nicht sieht,
wie ein Körper ohne Gesundheit,
wie ein Brauch ohne Reinheit,
wie eine Rede ohne Wahrheit,
wie ein Land ohne gute Menschen,
wie Arbeit ohne Lohn,
wie Gottergebenheit ohne Entsagung,
wie Beine, die nie zu einem Wallfahrtsort pilgerten,
wie ein starker Wille ohne Vernunft,
wie ein Messer ohne Schärfe,
wie eine Kuh ohne Milch,
wie ein Speer ohne Spitze –
so ist die Stirn ohne den heiligen Punkt.«



Tilak, der rote Punkt auf der Stirn.

Blóta, der germanische Blutsegen

Einen ähnlichen Bedeutungszusammenhang von Blut und Segen kannten die germanischen Vorfahren der nord- und westeuropäischen Völker. *Blot* oder *Blóta* war die Bezeichnung der skandinavischen Nordgermanen für die jahreszeitlich immer wieder durchgeführten Opferriten, die den Sinn hatten, Frieden und Wohlstand zu erhalten. Diese Opferfeste waren zugleich Schmaus- und Biergelage.[96] Im Unterschied zum unblutigen Geister- und Elfenopfer, das aus Blumen, Körnern und Feldfrüchten, Milch und Bier bestand, bestanden die öffentlichen Götteropfer vorwiegend aus »Geziefer« (althochdeutsch *zebar*, angelsächsisch *tifer*, altnordisch *tífurr*, »zum Götteropfer geeignete Tiere« – im Gegensatz zu »Ungeziefer«) (Meyer 1903: 320). Es wurden

Vieh und vor allem Rosse geopfert. Dem Freyr, der Fruchtbarkeit und Reichtum bringt, opferte man Eber[97]; dem Donar/Thor Ziegenböcke, dem Odin Hengste. Es mussten männliche Tiere sein (Derolez 1976: 229). Das geflossene Opferblut (nordisch *hlaut*) wurde in Gefäßen aufgefangen; dann wurden mit einem *Hlaut*-Wedel die Wände des Hofs und die Teilnehmer mit der heiligen Flüssigkeit besprengt. Das in einem Kultkessel gesottene Fleisch wurde verspeist. Den Göttern schenkte man die Köpfe der Tiere. Die Schädel wurden dann an heilige Bäume gehängt oder über dem Eingangstor der Hallen bzw. dem Kamin angebracht. Der Brauch lebt noch heute fort, ohne dass man sich an dessen Bedeutung erinnert, etwa in Niedersachsen, wo gekreuzte Giebelbretter in Form von Pferdeköpfen an die dem Wotan/Odin geweihten Opfer erinnern.[98] Neben Holzschädeln werden insbesondere in den Alpenländern auch noch wirkliche Tierschädel verwendet: auf alemannischem Gebiet Stierschädel, in Tirol Rinderschädel und gelegentlich Geißschädel, manchmal auch Hirschschädel mit Geweih. Der Geist, der in dem Schädel der geopferten Tiere lebte, konnte weissagen und zu einem entrückten, in Trance versunkenen Menschen sprechen. In Grimms Märchen spricht die Gänsemagd, die eigentlich eine Königstochter war, mit dem Haupt ihres treuen Pferdes Falada[99].



»O du Falada, da du hangest.«

Zu Beginn des Gelages lud man die guten Götter ein, mitzufeiern. Als edle Gäste hatten sie Gastrecht. Gastrecht – verbunden mit reichlich berauschendem Trank, üppigen Fleischportionen, Gesang und Unterhaltung – war eines der Grundwerte der germanischen Stämme. Auch andere Naturvölker kannten ähnliche Geschenkfeste – etwa der *Potlatch* bei den Indianern der Nordwestküste -, wo die Gäste mit verschwenderischer Freigiebigkeit regelrecht beschämt wurden. Wer Gastrecht besaß, konnte jedoch auch, wenn Hilfe und Beistand erforderlich wurde, verpflichtet werden.

So wurden die Götter durch das *Blot* ihren großzügigen Gastgebern gegenüber verpflichtet.

Der Häuptling oder auch der Till (altnordisch *thul*, angelsächsisch thyle)[100], der Kultredner, der Redner schöner Worte, der aber auch als Narr und Possenreißer auftreten konnte, rief die Götter auf und segnete Speise und Trank mit dem Hammerzeichen Thors (Ström 1975: 230). Den ersten Becher weihte man Donar/Thor, dem Beschützer der Bauern, den zweiten Becher Odin/Wotan. König Oláfr Tryggvason erzählt: »Das ist Sitte gewesen hier im Lande, wie anderwärts, wo die Leute Heiden sind, dass man Thor und Odin Bier gibt und den Asen Becher weiht, wo Gemeintrinken oder geselliges Mahl gepflegt wird.« Den dritten Becher weihte man Njörd, dem Gott des Meeres und des Fischfangs, und Freyr, dem Gott des Friedens, des Wohlstands und der Fruchtbarkeit; von ihnen erwartete man ein gutes Jahr und Frieden. Ein weiteres Trankopfer galt Bragi, dem Gott inspirierter Dichtkunst, und dem Gedenken der toten Verwandten und Ahnen. Die Trinkhörner waren mit mächtigen Zauberrunen versehen, die mit Blut oder Ocker gerötet waren.

Nach der Weihung fing das Gelage an. Becher und Trinkhörner gefüllt mit schäumendem Met, »dem Tau vom Himmelsbaum«, kreisten von Mund zu Mund, sonnenläufig um das Feuer. Da die Biere und der Honigwein mit berauschenden Kräutern versetzt wurden, vergleicht der Ethnologe Christian Rätsch diese Gelage mit den »psychedelischen Kreisritualen«, wie man sie in den Stammeskulturen überall auf der Welt feiert. Der entheogene Trank berauschte nicht nur, sondern machte es möglich, die Götter zu erleben. Sie waren da, man hörte sie in den Stimmen der Barden, man sah sie in dem Antlitz der anderen, sah, wie sie ihnen durch die Seele huschten. Der Kontakt mit den Göttern erfüllte die Feiernden mit neuen Kräften und feuerte sie zu großen Taten an (Derolez 1976: 231). Gelübde wurden »auf den Borsten von Freyrs Eber«

abgelegt. Es waren Schwüre, die, wenn einmal ausgesprochen, nicht widerrufen werden konnten. Man trank den »Minnetrunk« (altnordisch *minni*, »Erinnerung, Andenken«; schwedisch *minne*, »Gedächtnis, Erinnerung«; angelsächsisch *gemynd*, »Erinnerung, Verlangen, Liebe«), um die Vorangegangenen und jene, die irgendwo in der Ferne weilen, in den gesegneten Kreis mit einzubeziehen. Man trank einander Heil und Segen zu, indem man sich in die Augen schaute. Es wurde getanzt, geschäkert und gescherzt, derweil die von den Göttern inspirierten Dichter und Barden ihre Balladen und Lieder sangen. Auch lange nach der Bekehrung zum Christentum tranken die Nachfahren der Germanen den Minnetrunk bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen.

Das *Blot* der Nordgermanen wurde, wie das indische Opferfest, periodisch wiederholt. Die Feste waren beweglich, da sie bei Vollmond stattfanden (Delorez 1976: 241). Das Herbst-Blot war ein Erntedank- und Totengedenkfest. In den »Mutternächten« zur Mittwinterzeit, wenn tief in der Erde, unter den Wurzeln des Weltenbaums das Sonnenkind geboren wurde, fand das Julopfer (auch *Disablot* oder Disen-Opfer) statt: Man gedachte der Verstorbenen und opferte jene Tiere, die man nicht durch die kalte Jahreszeit hindurchfüttern konnte. Das Frühlings-*Blot* zwischen Mitte Februar und Mitte März, ehe das Pflügen und Ackerbestellen anfing, sollte dem neuen Jahr Kraft verleihen. Den Obstbäumen und dem Ackerland goss man Bieropfer und trank auf ihr Wohl – ein Brauch, der sich in England als *Wassailing* (altenglisch *wes hail*, »sei heil«) erhalten hat. Das Mittsommer-*Blot* zur Sommersonnenwende galt der Unterstützung der Sonne. Aus diesen Festen entwickelten sich später das skandinavische Festtrinken zu Weihnachten und Ostern und die Trinkgelage zu Johanni und Michaelis (Ström 1975: 235). Die *Blot*-Riten hatten vor allem einen magischen Zweck: Sie dienten dazu, die Natur in ihrem Lauf

zu unterstützen, und den jeweils neuen Jahreszeiten auf den Weg zu helfen.

Es ging dabei also weniger um ein Bitten um Gesundheit, Glück und Frieden, sondern vielmehr darum, der Natur tatkräftige Hilfe zu leisten, damit die Jahreszeiten frisch und kräftig von neuem geboren werden konnten. Die Nordmänner fürchteten, dass die Sonne einmal ganz fortbleiben könne, wenn sie die jahreszeitlichen Opferriten auslassen würden – das schreibt Prokopios (490–555), der aus Palästina stammende byzantinische Geschichtsschreiber, der selbst am Wandalenzug teilgenommen hatte.[101] Derartige Opferfeste und Riten waren selbstverständlich nicht nur den Indogermanen bekannt, sondern ebenfalls den Indianern und anderen Völkern. Diese Kulturen fassten das Naturgeschehen nicht, wie es bei uns heute der Fall ist, als einen nach abstrakten Gesetzen ablaufenden mechanischen Prozess auf. Die Natur ist vielmehr mit den Menschen, mit seinem Verhalten, seinen Wünschen und Werken innig verbunden und braucht die rituelle Unterstützung. Durch solche Rituale, die sich oft bis in ekstatische Rauschzustände steigerten, nahmen die Menschen Teil am Naturgeschehen und unterstützten die kosmischen Rhythmen, damit diese erhalten blieben und nicht dem Chaos, der Finsternis oder dem Untergang anheimfielen. Auch Pujas – selbstverständlich ohne Blutopfer – wirken in diesem Sinne harmonisierend auf Mensch und Natur.

Tieropfer und Schlachten

Auf den modernen Leser mögen solche Blutopfer grausam und abstoßend wirken. Wir meinen, wir sind ethisch und moralisch weiter fortgeschritten; auch sind wir überzeugt, dass es gar keine Götter gibt, die sich verpflichten lassen, uns zuliebe das Wetter zu steuern oder sonst wie die Naturgesetze zu verändern. Aber das ist eben unsere

»kulturelle Konstruktion der Wirklichkeit«, wie es im Ethnologenjargon heißt. Es ist ethnozentrisch und temperozentrisch: Das bedeutet, wir legen die Maßstäbe unserer Gesellschaft und unseres Zeitgeistes an und fühlen uns dabei überlegen.

Es sind aber nicht allein ethisch-moralische Überlegungen, die diesen Bräuchen zugrunde liegen. Bei den Naturvölkern sind Religion und Brauchtum immer auf die Jahreszeiten und die ökologischen Gegebenheiten bezogen. Geopfert werden Tiere, die nicht den Winter hindurch gefüttert werden können, diese werden den Göttern überlassen. Wie bei den Rinderhirten in dem für Ackerbau zu trockenen Ostafrika oder bei den Nomaden in den Kaltsteppen Tibets oder Zentralasiens, so wäre menschliches Überleben in dem kalten, nassen Norden Europas – abgesehen von einem extensiven Jäger- und Sammlertum – kaum möglich ohne Rinder und andere Haustiere.[102] Die Wiederkäuer können Gras und andere struppige Vegetation verwerten, die für den Menschen ungenießbar sind. Diese Tiere vermehren sich jedoch rasch, weit über die ökologische Tragfähigkeit des Landes hinaus; die Fortpflanzungsrate ist zwangsläufig immer höher, als es das Überleben der Art verlangt. Und wenn es nicht gerade Wölfe, Bären oder andere Raubtiere sind, die sie im ökologischen Gleichgewicht halten, dann müssen es eben die Menschen tun. In etlichen Gegenden der USA, wo die Wölfe, Luchse oder Pumas verschwanden, führte der Waldfraß zur ökologischen Katastrophe: Die viel zu großen Rehpopulationen gingen elendiglich an Hunger zugrunde. In den Rocky Mountains, wo Rancher die Kojoten vergiften, da diese ab und zu ein Kälbchen oder ein Schaf rissen, wurden die niedlichen Präriehunde (Murmeltiere) zu einer gefährlichen Plage. Sie gruben so viele Löcher in die Weiden, dass Rinder und Pferde häufig Beine und Glieder brachen. Der Tod ist, wie der

Naturkenner Goethe sagte, ein Kunstgriff der Natur, um möglichst viel Leben zu haben.

Wie alle Naturvölker, wussten die alten Nordeuropäer um die Heiligkeit und Beseeltheit des Tierwesens. Deswegen war das Schlachten nie etwas Profanes, sondern wurde in Gottesdienst und Kult miteinbezogen. Und das Blut, das dabei floss, galt als besonders heilend und heilig. Wie anders es doch in unserer aufgeklärten Zeit ist: Tiere, gesetzlich zu »Sachwerten« erklärt, werden hinter den geschlossenen Türen von riesigen Schlachtanlagen ganz profan und ohne Dank ihres Lebens beraubt. Zudem kommen weltweit jährlich etwa 100 Millionen Tiere – Schimpansen, Hunde, Katzen, Mäuse usw. – in den Labors der Wissenschaft und Industrie um; sie werden am lebendigen Leib geschnitten, verätzt, verstümmelt, vergiftet oder radioaktiv bestrahlt (Rambeck 1994). Das Tier ist nicht mehr Teil eines heiligen kosmischen Geschehens, sondern Ware; sein Lebensblut ist entsorgungsbedürftiger Abfall oder bestenfalls verwertungsfähiger Rohstoff.

In Nepal konnte ich das Opfer von Ziegenböcken an die Göttin Kali miterleben: Es war ein Dorffest, an dem alle teilnahmen. Der Bock, mit Blumen geschmückt, lief, von der jubelnden Menge begleitet, stolz durch die Gassen. Beim Köpfen vor dem Altar empfand er sicherlich nicht die Todesangst, die unsere Schlachttiere nach tagelangem Transport und in der von Angstschweiß und Gestank gesättigten Luft des Schlachthofs erleiden.

Es ist auch gar nicht so lange her, dass auf unseren Bauernhöfen die Tiere würdevoll, im Rahmen eines Schlachtfestes, ihr Leben ließen. Man kannte die Tiere und nahm ihr Fleisch mit Dank entgegen. Beeindruckend für mich war das Schlachtfest, dem ich bei einem polnischen Bauern beiwohnte. Der Bauer liebte seine Schweine und sie auch ihn. An einem Herbsttag sagte er einer fetten Sau, die sich freundlich grunzend an seinem Bein rieb,

dass es nun Zeit wäre für sie, in den Himmel zu gehen. Er tätschelte sie noch einmal, ehe er sie mit einem Kopfschuss erlegte. Beim Ausnehmen sprach er mit ihrem Geist, denn er war sich sicher, dass sie ihn noch hören könne. »Ei, was hast du für schöne Nieren!«, »Schaut nur«, sagte er zu den anderen, die dabei waren, » schaut, was für eine herrliche Leber!« Jeder Teil des Tiers wurde genutzt; kein Tropfen Blut durfte verloren gehen, sondern wurde zu Blutwurst verarbeitet. Die Gedärme wurden zu Wursthüllen. Aus Respekt vor dem Tier fastete der Bauer an dem Schlachttag und trank auch keinen einzigen Tropfen Alkohol. Für die anderen war es jedoch ein Fest, ein Feiertag, mit Kuchen und Getränken. Auch wenn es ihm nicht bewusst war, so handelte der Bauer im Sinne der Upanischaden, wo es in der *Taittirya Upanischad* heißt:

> »Brahman[109] ist Nahrung.
> Nur wer sich gewahr ist, dass er Gott isst,
> der isst wirklich.«

Seit mehreren Millionen von Jahren essen die Menschen, neben pflanzlicher Nahrung, Fleisch. Es gibt kein der Völkerkunde bekanntes Naturvolk, das auf Fleischgenuss verzichtet. Vorübergehender Vegetarismus gehört zwar zur Askese und Selbstdisziplin bei Jugend- oder Schamaneninitiationen, ist aber generell ein Ausnahmezustand. Erst besondere ökologische und machtpolitische Bedingungen führten dazu, dass um 500 vor unserer Zeit. in Indien, unter heterodoxen Sekten, der Vegetarismus zur moralisch überlegenen Ernährungsart erklärt wurde. Abgesehen davon gehörte Fleischessen immer zum Menschsein. Nur fand das stets in einem sakralen Kontext statt (Storl 1997: 33).

Segnung

Das Opferblut war heilig. Mit dem Blut wurde gesegnet (altgermanisch *blothisojan*, angelsächsisch *bletsian*, englisch *blessing*). Fetische, Steine, Pfosten – aus denen später die Bildstöcke und Wegkreuze entstanden – und heilige Gegenstände wurden damit besprengt. Im *Hyndlalied* (10) lesen wir:

»Er stellt das Weihtum aus Stein mir auf,
dem Glase gleich glänzt nun der Stein.
Er rötet ihn frisch mit Rinderblut.«

Für die germanischen Stämme war es kein allzu großer Schritt, die Segenskraft des Opferbluts des Heilands anzunehmen. Anstelle des mit Blut geröteten Baums oder Steins trat nun der blutüberströmte, gemarterte Menschensohn ans Kreuz. Und der zu Blut erklärte Rotwein in einem Kelch ersetzte das Blut, welches der *Gode* (weiblich *Gudjo*, angelsächsisch *Gydia*), der Älteste, der Ritualmeister, als segnende Geste den Teilnehmern auf die Stirn auftrug oder mit denen er sie besprengte.

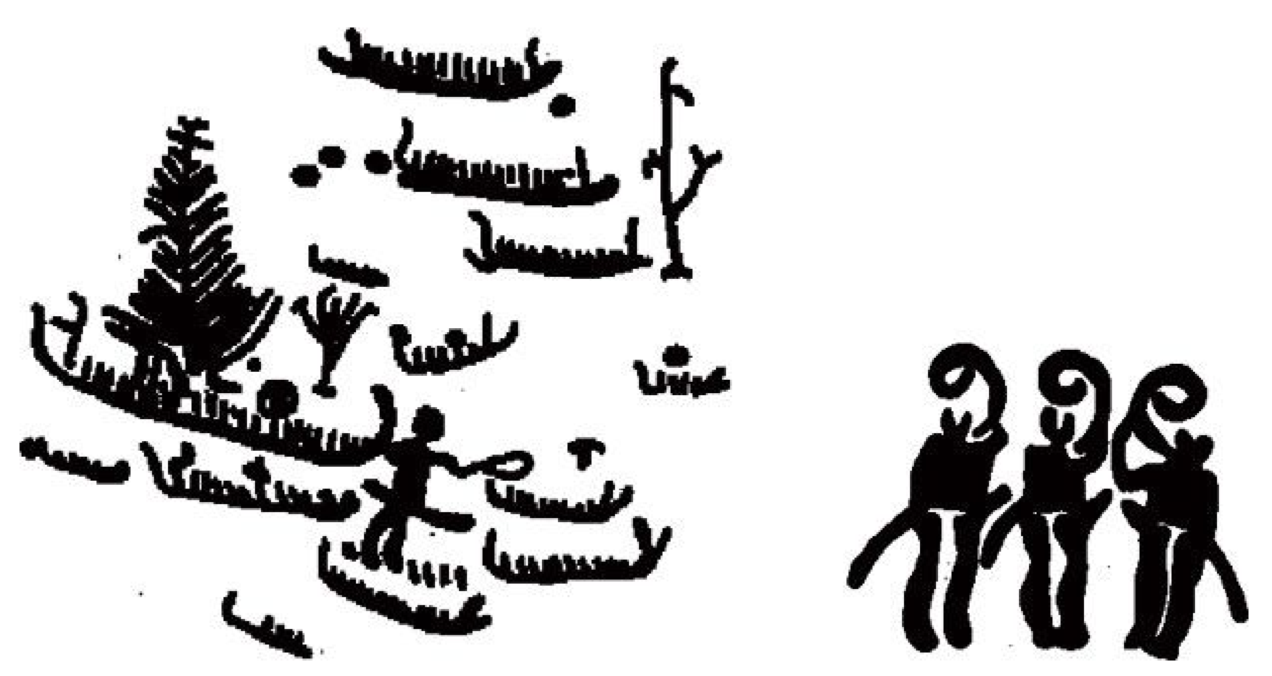


Die heilende Hand des Königs.

Der Gode (nordisch *godi*) veranstaltete die Hof- und Stammesopfer, um Seuchen von Land, Hof und Sippe fernzuhalten. Der Name bedeutet übrigens nicht der »Gute«, wie man meinen könnte; der Gode ist derjenige, »der durch Zauberworte das göttliche Wesen anruft und das Trankopfer gießt«.[104] Er hatte, wie auch der Lachsner, der schamanische Heiler, der Häuptling oder König, ebenso wie die weise Frau, heilende Hände (nordisch *laeknishendr*). Seine Berührung galt als heilend[105] (Wolff-Wind-egg 1981: 205).

Das Charisma dieser »heiligen« Menschen wurde durch die Berührung übertragen. Blut oder Ocker verstärkten diese Übertragung.

Mit dem heiligen Blut segneten die germanischen Goden Mensch, Tier und Heiligtum. Sie bemalten die Runen damit, um sie »mit Leben zu füllen« und sie zu kräftigen. Mensch, Tier, Götzenbilder und Opfersteine konnten ebenfalls mit Rötel (Ocker) gesegnet oder *geblotet* (englisch *blessed*) werden. Der Brauch ist alt; schon die Felszeichnungen in Skandinavien aus der Bronzezeit vor 4000 bis 3000 Jahren wurden mit rotem Ocker gefüllt. Der Frauenname Gudrun deutet auf eine Priesterin hin, welche die Runen rötet.



Bronzezeitliche Felszeichnungen: links Schiffe, unten Lurenbläser (Bohuslän, Schweden).

Zauber

Das rote Blut hat eine intensive Energie. Es lässt aufmerken, es bewegt, nimmt mit seinem Reiz gefangen, entzückt. Alarmknöpfe, Ampeln, Bremslichter sind rot und haben auf unsere Psyche ebenso eine Signalwirkung, wie auch rote Hintern, Penisse oder Federn bei Tieren im Balzverhalten bzw. Warnverhalten eine Rolle spielen. Die bloße Wahrnehmung der Farbe Rot erhöht den menschlichen

Stoffwechsel um 13,4 Prozent.[166] So ist es kein Wunder, dass Rot in magischen Praktiken eine besondere Rolle spielt.

In diesem Zusammenhang ist das Wort »Zauber« interessant. Das Wort – althochdeutsch *zoubar*, mittelniederdeutsch *töver*, nordisch *taufar* – lässt sich auf das angelsächsische *teafor*, »Roteisenstein, Rötel, Ocker«, zurückführen. Ein Zauberer ist also derjenige, der mit Ocker hantiert.

Ocker für die Puja

In dem Puja-Ritual, wie wir es in freier Natur veranstalten, benutzen wir selbstverständlich kein Blut – so etwas grenzt allzu leicht an Schwarzmagie, und wer auf sein Karma achtet, hat damit nichts zu tun! Während des Rituals gießt der Pujari jedoch mit Wasser gemischtes Ockerpulver auf den Stein unter dem Baum, der den Mittelpunkt des Seins darstellt, und streicht – das Gesicht nach Osten gerichtet – etwas von der blutroten Flüssigkeit auf die Rinde des Stamms. Man kann auch das rote Pulver auf den Stein streuen und dann geweihtes Wasser darüber gießen. Die Wirkung auf die Teilnehmer ist stark. Für die Augen der Seele ist es Blut, der kostbare Saft des Lebens. Es rührt das »kollektive Unterbewusstsein« an. Urerinnerungen tauchen auf, die mit den Ahnen verbinden – nicht nur mit den unmittelbaren Ahnen, den Römern, Kelten, Germanen oder Slawen, sondern sogar mit den Steinzeitahnen. Die Ahnen leben ja nicht nur in unseren Genen weiter; sie haben auch teil an unserer seelischen Konfiguration, an den Urbildern, die uns bewegen. Sie »kennen« diese heiligen Handlungen. Auch wenn sie nicht mehr physisch anwesend sind, so sind sie noch – ganz im Sinne von Rupert Sheldrake – Teil des »morphogenetischen Feldes«, in dem wir uns befinden. Sie sind über Zeit und Raum hinaus in Resonanz mit uns.

Nach Vollendung des Rituals, wenn das Gjellarhorn (das Windhorn) noch einmal den Weltenbaum von den Wurzeln

bis zur Krone grüßt und sich von den vier Himmelsrichtungen durch einen trompetenartigen Stoß verabschiedet, können die Teilnehmer zum Stein gehen und sich etwas rotes Ocker auf die Stirn tupfen. Es ist aber auch möglich, dass der Pujari den Teilnehmern den Segen – insofern sie es wünschen – auf das Stirnchakra auftupft, ähnlich wie es in Indien nach einer Puja gemacht wird.

Indem der Pujari den Teilnehmer berührt, berührt er dessen Seele. Es ist unabdinglich, dass der Pujari, der das tut, seelisch rein und klar ist, dass er absolut keine Gedanken im Kopf hat. Seine Person soll dabei keine Rolle spielen, damit – wie man in Indien sagt – es »das Göttliche selbst ist, das das Göttliche segnet«. Als Zeichen, dass nicht ein sterblicher Mensch das rote Mal *(Tilak)* auftupft, dass das Alltägliche, das Unheilige in diesem Moment wie ausgebrannt ist, trägt der Pujari drei aufgemalte Aschestreifen oder Erde auf seiner eigenen Stirn. Die drei Ebenen, die untere, mittlere und obere, sind ausgebrannt und zu reiner Asche geworden; so geht nichts Egobezogenes oder Dämonisches mehr von der Persönlichkeit des Pujaris aus.[107]

Wenn keine Asche *(Vibhuti)* vorhanden ist, dann kann auch der Staub der Erde genommen werden. Die Cheyenne und auch andere Indianer reinigen sich, indem sie Erde über den Körper streichen. Die Erde, die mütterliche Substanz – personifiziert als Gaia, Holle, Parvati –, nimmt alles auf und verwandelt es, ähnlich dem Feuer. Sie verwandelt das Gewordene und Gestaltete wieder zurück in irdischen Urstoff, wieder zu Humus. Das Wort »Humus« ist verwandt mit dem lateinischen *Homo*, »Mensch«, und *Humanität*, sowie mit dem englischen *humble*, »demütig, niedrig, nahe dem Erdboden«: »Staub bist du und wirst wieder zu Staub werden«, heißt es in der Bibel (1. Moses 3: 19) zum Los des Menschen.

Beim Auftragen des Tilaks sagt der Pujari ein Mantra oder einen Segensspruch, das ebenfalls den menschlichen

Geist auf eine heilige Ebene rückt. Folgende Mantras haben eine hohe Schwingung:

- *OM Nama Shivaya* (»Verehrung sei Dir Gnadenvoller«).
- *OM Namo Narayanaya* (»Ehre sei Gott im Menschen«).
- *OM Shanti Om* (»heiliger Frieden«).
- *Sita Ram* oder *Shiva Parvati* deuten auf die göttliche Einheit von weiblicher und männlicher Erscheinung hin, auf dass sie auf dem Lotossitz des Herzens Platz nehmen mögen. Man könnte auch, kulturhistorisch näher gelegen, *Freyr Freya* sagen.
- Es gibt auch wunderschöne Mantras in deutscher Sprache, etwa »Heil und Segen« oder »Ehre sei Gott in Dir«.

Eine andere Möglichkeit ist es, dass ein kleines Kind den Segenstupfer auf die Stirn aufträgt. Das verleiht dem Geschehen Leichtigkeit und Unbekümmertheit, denn für das Kind ist es ein Spiel. In Indien ist es durchaus möglich, sich das Göttliche als ein im Universum spielendes Kind vorzustellen. Auch wir haben dieses Bild im Christkind, das uns zu Weihnachten besucht oder welches der Christophorus über den Fluss trägt.

Ausklang

Die Puja hat ihre eigenen Regeln und Rhythmen. Man spürt, wenn sie ausgeklungen ist, wenn sich der Geist, der die Feier beflügelte, zurückzieht. Was zurückbleibt ist eine friedvolle harmonische Stimmung, die nicht nur die Teilnehmer segnet, sondern auch die Natur und Umgebung.

---

90 Der Römer Plinius (77 u. Z.) schreibt in seiner *Naturgeschichte*, dass Menstruierende Pflanzen verwelken lassen, Bienen töten, Speisen verderben und Spiegel trüben können.

91 Das Opfer des göttlichen Menschen hat seinen Ursprung in altsemitischen Sühneritualen. Der zornige Gott wird durch das Blut geopferter Tiere versöhnt. Es scheint sogar Brauch gewesen zu sein, der Gottheit den Erstgeborenen zu opfern; ein Opfer, das später durch Tieropfer ersetzt wurde (Koch et al. 1978: 375).

92 *Sati*, »die tugendhafte Frau«; die Frau, die das Sein *(Sat)* verwirklicht.

93 Die Regenbogenschlange, in verschiedenen australischen Sprachen *Kunukban, Warlu* oder *Jarapiri* genannt, verkörpert die Urenergie; sie vermittelt die Urwesen (Himmel und Erde) und offenbart sie auf der sichtbaren Seite des Universums. In dem Sinn ähnelt sie der *Kundalini*, der Schlangenkraft der indischen tantrischen Philosophie. Als Brücke zu den Göttern und Ahnen ähnelt sie auch der Regenbogenbrücke der germanischen Mythologie, jener Brücke, die Heimdal, der das Zauberhorn trägt, hütet. Die Regenbogenschlange entspricht auch dem »Ätherischen« Rudolf Steiners, jener Energie, welche die Materie ordnet und belebt und es möglich macht, dass sich darin das Astrale (die Universalseele) und die geistigen Urbilder manifestieren können.

94 Lame Deer, der Dakota-Medizinmann, charakterisierte die moderne Menschheit als ein »blindes Stolpern auf einem geteerten Superhighway ins Nichts«.

95 Die Verwendung von Henna ist für Çatal Hüyuk, eine jungsteinzeitliche Siedlung (6./7. Jahrhundert v. u. Z.) in Kleinasien, belegt.

96 Dabei handelt es sich, wie bei vielen »primitiven« Völkern, um ein sakrales Bier oder um Met, das eigens für das Fest gebraut wurde. Es enthielt keinen Hopfen, dafür wohl eher Rauschsubstanzen wie Sumpfporst, Gargel, Beifuß und vor allem Bilsenkraut (Rätsch 1996: 126).

97 Das Glücksschwein aus Marzipan, die weihnachtliche Schweinesülze oder der *boars head*, der in England zu Weihnachten gegessen wird, geht auf dieses Opfer an Freyr, zur Wintersonnenwende zurück.

98 Die in Niederdeutschland (gelegentlich auch in Süddeutschland, Niederösterreich und in der Schweiz) kreuzweise angebrachten Giebelbretter in Form von Pferdeköpfen sind auch das Wahrzeichen der Raiffeisen-Bewegung. Diese beiden Pferde, *Hengist* und *Horsa* genannt, schützen die Hofgemeinschaft.

99 *Falada* entstammt dem keltischen *velleda*, »Seherin« (irisch *file*, »Seher«). Wie in vielen Grimms Märchen, steckt auch in der »Gänsemagd« viel vorchristliches Gedankengut. Weissagung durch Pferdeschädel wurde germanischen Völkern, insbesondere den Franken, durch Papst Gregorius I. ausdrücklich untersagt. Das Essen von Pferdefleisch, eine ehemals totemistische Mahlzeit, wurde tabuisiert.

100 Odin selbst galt als der *Fimbulthul*, »der große Thul«. In Till Eulenspiegel haben wir noch einen Nachklang des einstigen Redners schöner Worte.

101 *Procopii Caesariensis opera omnia.* De bellis VI, 15: 15.

102 Auch heute wäre ein Überleben in diesen Gebieten kaum möglich ohne ständige Einführung von Fremdenergie in Form von fossilen Brennstoffen.

109 Brahman: das Allumfassende, das alles durchdringende Göttliche.

104 Auch das Wort »Gott« geht auf das gemeingermanische **guda* zurück, dem höchstwahrscheinlich das indogermanische **ghutó*, »anrufen«, und **gheu*, »gießen«, zugrunde liegt.

105 Der Begriff der »heilenden Hände« außergewöhnlicher Menschen hielt sich lange. Bis zu der Zeit, als die Hannoveraner (die Windsors) die Herrschaft antraten, empfingen die englischen Könige die Kranken am Karfreitag, um sie

durch die Berührung mit ihrer Hand zu heilen. Ein Hochzeitslied aus der Edda hebt den Gedanken hervor:

»Heil, Götter!
Heil, Göttinnen!
Heil dir, du vielfähige Erde!
Maß und Verstand gebet unseren beiden Herrlichen
Und heilkräftige Hände im Leben!«

166 http://seilnacht.tuttlingen.com

107 Asche auf dem Haupt gilt in der Kirche als Zeichen der Buße; als Dämonen abwehrendes Mittel war es schon den Heiden bekannt: Asche von heiligen Feuern (Notfeuer) wurde auf Felder und in den Stall gestreut. Die Aschermittwochsasche wird interessanterweise noch immer aus einer der heiligsten Pflanzen der Kelten und Westgermanen gewonnen, aus dem Holz der Stechpalme (Ilex) und des immergrünen Buchsbaums.

Laechentum, das germanische Schamanentum

»Nun haben diese neun Kräuter Macht gegen neun böse Geister,
gegen neun Gifte und gegen neun ansteckende Krankheiten:
gegen das rote Gift, gegen das stinkende Gift,
gegen das weiße Gift, gegen das wütende Gift,
gegen das gelbe Gift, gegen das grüne Gift,
gegen das dunkle Gift,
gegen das braune Gift, gegen das purpurne Gift;
gegen Wurmblattern, gegen Wasserblattern,
gegen Dornenblattern, gegen Distelblattern,
gegen Eisblattern, gegen Giftblattern;
gegen das Übel aus der Luft,
gegen das Übel aus dem Boden,
gegen das Übel aus der See;
wenn irgendein Gift kommt von Osten geflogen,
oder irgendeins von Norden kommt,
oder irgendeins von Westen über die Menschheit.
Christus hatte Macht über Krankheiten irgendwelcher Art.
Ich allein kenne das fließende Wasser,
und die neun Schlangen schauen zu.
Mögen alle die Wildkräuter aus den Wurzeln springen,
das Meer sich zerteilen, alles Salzwasser,
wenn ich das Gift von dir blase.«

Teil des Heilgesangs des angelsächsischen Schamanen, aus dem *Lacnunga*, dem angelsächsischen Neunkräutersegen (11. Jahrhundert)

Schamanische Ansätze gab es bei den germanischen Völkern viele. Allein Odin/Wotan/Woden – genannt der Wanderer, der Grenzüberschreiter, der Zauberer, der Vermummte mit dem breiten Hut, der Heiler – erweist sich als einzigartiger Schamanengott. Sein Name hängt mit »Wut« zusammen. Es ist die schamanische Wut, die Begeisterung, wie wir den sprachlichen Zusammenhängen entnehmen: mittelhochdeutsch *wout*, »Raserei, Begeisterung«; altenglisch *woth*, »Stimme, Dichtung«; lateinisch *vates*, »Seher, Weissager«; altirisch *faith*, »Seher«, und andere Begriffe, die auf die indogermanische Wurzel **ue*, »wehen, blasen, hauchen«, zurückgehen und mit »Geist« (nordisch *ódr*) zu tun haben. Wotan ist der Geist, der Dichter und Sänger inspiriert. Er ist der Runenkenner, der am Weltenbaum hängend geweiht wurde; er ist der Reiter des achtbeinigen Schimmels, mit dem er die Welten durchquert und wie ein heiliger Wind durch unsere Seelen weht. Der achtbeinige, vierköpfige Schimmel ist eine Metapher für die Totenbahre mit vier Trägern; als Meister der schamanischen Trance liegt er, wie in Totenstarre, derweil sein Geist fliegt (Davidson 1964: 142). In der *Ynglinga Saga* hören wir, wie er seine Gestalt verändern konnte: »Sein Körper lag, als schlafe er oder als sei er tot, aber er verwandelte sich in einen Vogel oder ein wildes Tier, einen Fisch oder einen Drachen und flog augenblicklich in ferne Länder.« Als Schlange verwandelt kriecht er in die Burg der Riesen, um den Met der Begeisterung, dessen Genuss zum Dichter macht, zu erlangen. Er bezaubert des Riesen Tochter und beglückt sie mit seiner Manneskraft. Da gewährt sie ihm drei Schlücke des kostbaren Zaubertranks, aber nur drei. Mit drei mächtigen Zügen leert er den Bottich aus, und fliegt, in einen Adler verwandelt, mit der Beute davon. Echte Schamanengeschichten sind das!



Der Rabe bringt Odin eine Botschaft, *(W. Petersen).*

Das *Grimnirlied* erzählt von Odin, der unerkannt, sich Grimnir (»der Maskierte«) nennend, vor dem Tor der Halle König Geirröds erschien und um Obdach bat. Da die Hunde alle vor dem Fremden zitterten, hielt der König ihn für einen bösen Zauberer und ließ ihn zwischen zwei heiß brennenden Feuern Platz nehmen. Acht Tage und Nächte, ohne zu essen und ohne zu trinken, harrte Odin aus. Als es so weit kam, dass Odins blauer Mantel anfing zu glimmen, hatte der zehnjährige Sohn des Königs Erbarmen. Er gab dem Fremden ein gefülltes Horn zu trinken und sagte, der König täte übel, ihn so schuldlos zu peinigen. Daraufhin gab sich Odin zu erkennen, entmachtete den hartherzigen König und setzte dessen Sohn als Herrscher ein (Stange 1995: 22). Zwischen Feuern sitzen und fasten: Das klingt ganz nach schamanischer Askese zur Steigerung der magischen Fähigkeiten. So machen es die indischen Wanderheiligen, die Sadhus, um Siddhi-Kraft[108] zu erwerben; auch sie setzen sich im Sommer zwischen heiße Feuer und fasten, oder sie stehen im Winter tagelang in eisigen Wasserläufen.[109] Ähnliche Praktiken haben auch die Indianer, wenn sie auf Visionssuche sind (Storl 2002: 31).

Wie die Schamanen weltweit, so hat auch Odin Zugang zum Reich der Toten; mit seinem Schimmel reitet er hinab in Hels Totenwelt, wo er eine schon lange verstorbene Seherin befragt (Balders Träume 4,3):

»Da ritt Odin ostwärts vors Tor,
dort wo er wusste der Wölva Hügel.
Ein Wecklied sang er der Weisen da,
bis sie auftauchte, Totenwort sprach:
›Wer ist der Mann, mir unbekannt,
der mir vermehrt mühevollen Weg?
Regen schlug mich, bereift war ich
und taubeträuft; tot war ich lange.‹«

Als Meister der Geister führt er das »wilde Heer«, die »wilde Jagd« (alemannisch *Wuetis Heer*, *Muetis Heer;* niederdeutsch *Wödenheer*) an. Die beiden Wölfe, Geri und Freki, und die beiden Raben, Hugin und Munin, die für ihn ausfliegen, um weit Entferntes auszukundschaften, gleichen den tierischen Hilfsgeistern, welche überall die Schamanen begleiten. Wotan ist Meister der Runen und der Zauberlieder; Lieder, die heilen, Schmerzen und Sorgen nehmen, feindliche Waffen abstumpfen, Fesseln sprengen, den Runenzauber des Feindes brechen, Feuersbrunst löschen, Hass versöhnen, Seegang besänftigen, Hexen in der Luft verwirren, Gehenkte zum Leben erwecken und schönen Frauen den Kopf verdrehen (Meyer 1903: 378). Der Archetypus Odins erwacht in Gandalf, in Tolkiens *Herr der Ringe* zu neuem Leben.



Muetis Heer (Biedermeierzeit, Leipzig 1840).

Weise Frauen und andere Schamanen

Wotan war, als Urschamane, das Vorbild der germanischen Heiler und Zauberer. Er war, wie man in der Kulturanthropologie sagt, der Kulturheros, dem es nachzueifern galt. Neben den Männern und Frauen, den *Goden* und *Gydias*, die die segnenden Blot-Rituale leiten und Hausrituale ausführen, oder dem *Ewart*[110], dem »Hüter der ewigen Ordnung«, gab es etliche andere, die dem Schamanentum näher standen. Dazu gehörten:

• *Weise Frauen*

Die *Hagazussa*, die kräuterkundige Frau, die im Hag saß, die zwischen dem kultivierten Land und dem wilden Wald verkehrte, kannte beides, die alltägliche Welt des Dorfes und die Welt der Geister. Oft war sie auch die Dorfhebamme und Totenbegleiterin, die die Seelen über die Grenze von der einen zur anderen Seite begleitete.

• *Nordische Zauberinnen (Seidkona)*
Sie brauten in siedenden Kesseln und Tiegeln heilkräftige und zauberische Gebräue. *Seid*-Zauber stand unter der Herrschaft der Göttin Freya. Diese Magie war »eines Mannes nicht würdig« und galt als Frauensache. Und dennoch heißt es von Odin, er sei ein *Seid*-Mann gewesen. Er kannte wie alle Schamanen keine Scham, gelegentlich trug er Frauenkleider, und einer seiner Namen ist der »Schamlose«.[111] Freya selbst hatte ihm den Zauber beigebracht.



Hagazussa (Ludwig Richter).

Es gab aber auch einen gemeinen *Seid*, der leicht in Schwarzmagie überging und dazu diente, Feinden Unglück und Krankheit anzuzaubern.

• *Andere Seid-Frauen, die Spákona, die Hellseherinnen*
Diese Frauen weissagten in ekstatischem Zustand. Von hohen Gestellen aus sagten sie das Wetter, die Jahresernte

sowie die persönliche Zukunft voraus. Besonders hochgeachtete Seherinnen und Weissagerinnen[112] waren die *Wölwas* (*Völva*, »die Zauberstabträgerin«), *Walburgas*, *Veledas* und *Albrunas.* Eine solche Stabträgerin, Thorbjörg genannt, wurde – in der *Saga um Eric den Roten* – während einer Schlechtwetterperiode von grönländischen Bauern zu Hilfe gerufen: »Sie trägt die Schamanentracht, blauen Mantel, Gürtel mit Feuerzeug und Ledersack mit Zaubermitteln, Edelsteine, schwarze Lammfellmütze, weiße Katzenfelle, Stab – nimmt auf einem Hochsitz Platz, kann aber erst dann wahrsagen, wenn zuvor die Sängerin Gudrid ein Schutzlied, das heißt ein Geisteranlocklied gesungen hat« (Mühlmann 1984: 90)[113]. Oft begleiteten Chöre und Musiker die Schamanin (Eliade 1982: 368). Das war wichtig, um die prophetische Trance zu unterstützen, während ihre Seele den Körper verlässt und sie in die Anderswelt, meist als Tier, wandert oder als Schwan fliegt.

Die Wölwas oder Seherinnen zogen oft mit ihrem Gefolge von Gehöft zu Gehöft, um den dort ansässigen Großfamilien zu weissagen. Es ist überliefert, dass diese Schamaninnen ihr Wissen erlangten, indem sie zu bestimmten Zeiten sich in der Nacht draußen an wilden, einsamen Orten *(Utiseta)*, auf Hügeln oder Weggabelungen den Naturgewalten aussetzten, fasteten und in die anderen Welten reisten (Habinger-Tuczay 1992: 161). Mit Zaubergesängen riefen sie ihre tiergestaltigen Schutzgeister herbei oder schickten sie an ferne Orte, um bestimmte Aufträge zu erfüllen. Mittels ihres Zauberstabs und Beschwörungen befragten sie die sonst unsichtbaren Seelen und Geister (Meyer 1903: 307). Manchmal fochten sie Kämpfe mit anderen Zauberinnen oder Zauberern aus oder wanderten selbst in Tiergestalt.[114] In der *Föstroedrasaga* kämpft Thordis mit ihrer Rivalin Grima, während ihr Körper schlafend daliegt. Auch von Kriegern wird berichtet, die in

Trance liegen, derweil ihre Folgeseelen *(Fylgias)* in Gestalt von Bären oder Wölfen am Kampf teilnehmen.

Die geweihten zwölf Nächte der Julzeit, die »Mutternächte«, wenn die Zeit still steht, galten als besonders geeignet, wie eine Wildgans auszufliegen. Da setzten sich die Schamaninnen auf Rinderhäuten an eine Wegkreuzung, Weggabelung oder gar auf das Dach eines Hauses. Nachdem sie so die Nacht verbracht hatten, bestiegen sie das hohe Gestell *(Seidhjallr)* oder den Turm und weissagten. Wir wissen das, weil nach der Missionierung in Skandinavien Gesetze erlassen wurden, die solche Praktiken verboten. Der bekehrte norwegische König, Harald Schönhaar (850–933) ließ im Kampf gegen heidnisches Schamanentum sogar seinen Sohn und achtzig Zauberer und Zauberinnen verbrennen.

• *Galsterer, Geller*

Der Galsterer beherrscht rituelles Schreien, Zaubergesang, das behexende Besprechen, Besingen oder Beschwören. Mit dem Trance induzierenden Zauberlied, dem *Galster* (nordisch *galdr;* angelsächsisch *gealdor;* althochdeutsch *galan*, »Zauberlied singend«, *galstern*, »plaudern, schreien, lärmen, einen Schall von sich geben, verzaubern, verwirren«) konnten die Elben und andere magische Wesen angezogen oder vertrieben werden. Auch die wunderschön singende Nachtigall galt, wie ihr Name andeutet, als Meisterin des bezaubernden Gesangs.

»Vergalsterung« ist ein alter Begriff für Verzauberung. Odin/Wotan, Meister des schamanischen Gesangs, wurde als *Galdr-Father* bezeichnet (Schmitz 1998: 85). In einem in Merseburg zufällig gefundenen Zauberspruch vernehmen wir etwas von seiner Galsterkraft:

»Fol und Wodan fuhren zu Holze
Da ward Baldr sein Fuß verrenkt.
Da besangen ihn Sinthgunt und Sunna[115], ihre Schwester,

da besangen ihn Frija und Folla[116], ihre Schwester;
da besang ihn Wodan, wie wohl er es konnte:
›Sei’s Beinrenkung, sei’s Blutrenkung, sei’s Gliedrenkung.
Bein zu Bein – Blut zu Blut!
Glied zu Gliedern, so seien sie fest gefügt.‹«

Dieses Zauberlied ist uraltes indogermanisches Gut; ein ganz ähnlicher Heilspruch ist schon aus der indischen *Atharvaveda* (IV, 12: 3) bekannt:

»Der Schöpfer dir mit Glied an Glied,
zusammen setzte Mark mit Mark,
und auch zusammen Glied an Glied.«

Tacitus, der Römer, der die wilden Barbaren studierte, berichtet, dass es prophetische Gesänge bei den alten Germanen gab, eine Art TraumzeitSingen: »Sie besitzen auch solche Lieder, durch deren Vortrag, den sie *Barditus* nennen, sie die Gemüter entzünden und den Ausgang eines kommenden Kampfes durch das Singen selbst vorausschauen« (Tacitus, *Germania* 3: 1).

Die Zauberlieder wurden in Form von Stabreimen gesungen. Das bedeutet, dass die sinnstarken Worte innerhalb einer Zeile gleichklingende Anlaute haben, statt Endreime, wie in der moderneren Dichtung. Ein Beispiel aus der »Weissagung der Seherin« (Edda):[117]

»*B*is *B*ors Söhne die *B*älle erhoben
Sie das mächtige Midgard schufen,
Die Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und im Grund ergrünte grüner Lauch.«

Reste stabreimender Sätze haben sich in der allgemeinen Sprache bis heute erhalten: Ross und Reiter, Stock und Stein, Haus und Hof. Besonders in Kinderliedern oder -sprüchen wird darauf zurückgegriffen: »Knusper, knusper,

knäuschen, wer knuspert an mein Häuschen«; »Patsche, patsche Küchelchen, mir und dir ein Krägelchen« usw.

Nach der Missionierung musste das Galstern, das beschwörende Singen im wogenden Zauberton (lateinisch *incantationes, malficia*), immer wieder von kirchlichen Synodenbeschlüssen und Bußordnungen verboten werden. Auch das Besingen von Heilkräutern wurde bekämpft und allmählich durch christliche Segenssprüche ersetzt.

• **Lüppelerin**
Die Lüppelerin ist die Zauberin, die sich mit *Lüppelei*, mit giftigen und ungiftigen Pflanzen, den so genannten Lüppkräutern, auskennt. *Lüppe* oder *Luppe* (altgermanisch *lubbi*, »Gift«; *lyf*, »Arzneimittel«; angelsächsisch *lybb*, »Gift, Heilkraut«) bedeutet Salbe, zusammenziehender Pflanzensaft, Arznei, Vergiftung, Zauber, Zauberei. Der Begriff entspricht dem griechischen *Phármakon*, »Heilmittel, Arznei, Gift, Zaubermittel«. *Lüppen* oder *Luppen* bedeutet, mit Gift bestreichen, vergiften, Rauschgift herstellen, mit Pflanzen heilen und Krankheiten vertreiben. Luppewurz[118] ist ein alter Name des Sturmhuts *(Aconitum napellus).*

• **Lachsnerin, Lachsner**
In ländlichen Gegenden gab es noch lange die so genannten Lachsner. Diesen ungewöhnlichen Menschen sagte man übernatürliche Kräfte nach. Sie konnten durch Segenssprüche und geheimnisvolle Mittel heilen. Sie konnten wahrsagen und Krankheitsdämonen wegblasen, wegsingen oder durch Berührung der kranken Stelle austreiben (Bächtold-Stäubli V 1987: 885).

Den Pfaffen, Ärzten und Schulmeistern der Aufklärung waren sie ein Dorn im Auge. Man rückte sie in die Ecke jener Hexen, die den Kühen die Milch entziehen, die Krankheiten übertragen oder »us tüfels beschwören anzeigend, mit diesem oder jenem werk helfe man dem todten …«, wie der Schweizer Aufklärer H. Zwingli 1829 behauptet. Besonders

in der Schweiz gab es immer wieder, bis ins 18. Jahrhundert, behördliche Verordnungen gegen die Lachsnerinnen. Dass es in abgelegenen Tälern des Allgäus oder des Emmentals, trotz behördlichen Drucks, noch immer Lachsner gibt, die heimlich von Bauern und vom einfachen Volk aufgesucht werden, kann ich persönlich bestätigen.

Die Lachsner waren einst die heilenden Schamanen bei den germanischen Völkern. Die Bezeichnung stammt daher, dass sie die »Lach« genannte Stelle, an welcher der Krankheitsdämon in den Körper eingedrungen war oder an der der »Wurm« sitzt, mit Opferblut oder rotem Ocker markierten. Lachsen heißt auch »zaubern« oder »heilen« (althochdeutsch *lâchen*, altenglisch *leche*). Der schamanische Heiler hieß *lêkeis* bei den Goten, *læce* bei den Angelsachsen, *lâchi* im Althochdeutschen, *laeknir* in Island, *leech* im späteren England usw.

Wie heilte der Lachsner, die Lachsnerin?

Die Lachsnerin oder der Lachsner heilten, indem sie die vier Himmelsrichtungen anriefen, sich durch das Singen von Zauberliedern in Halbtrance versetzten, um in hellsichtigem Zustand den Krankheitsdämon, den »Wurm«, das Zaubergeschoss oder den Hexen- oder Elfenpfeil ausfindig zu machen. Dann berührten oder umkreisten sie die Stelle oder das Mal *(lach)*, wo das Übel sitzt, mit dem geröteten »Lachsnerfinger« (englisch *leech finger*), auch »Kedfinger« oder Wotans-/Odinsfinger genannt.

Der Finger des Lachsners

Bei dem heilenden Finger, dem Wotansfinger, handelte es sich um den Daumen, eventuell um den Mittelfinger der linken Hand (Döbler 1975: 311). Der Lachsnerfinger markiert die kranke Stelle, wo sich der »Wurm«

verkrochen hat. Sprichwörtlich sagt man noch immer: »Den Finger auf etwas legen«, auf den wunden Punkt, auf eine faule Stelle (englisch: *to put the finger on the spot;* französisch: *mettre le doigt sur la plaie*). Der Daumen gilt als stark und ebenso klug: »Juckend sagt der Daumen mir, etwas Böses naht sich hier«, sagt eine der Hexen in Shakespeares Macbeth.

Mit dem Daumen trug der Heiler Ocker oder Opferblut, auch Spucke, auf kranke Körperteile auf. Wie bei anderen Völkern galt auch den Germanen die Spucke als heilkräftig. Noch immer wird sie in der Großmüttermedizin auf kranke Augen, Warzen, Schnitt- und Schürfwunden, Pickel, Brennnesselverbrennungen oder einfache Wehwehchen aufgetragen (Simpson/Roud 2000: 339).

Hier und da gilt der Mittelfinger noch immer als Heilfinger. Beim eingeschlafenen Bein – so heißt es in der belgischen Volksmedizin – soll man den Mittelfinger mit Speichel benetzen und dann ein Kreuz über das Bein machen. Im Havelland heilte man die Gesichts- oder Hautrose (Eryspeloid, Erythema), indem man mit dem Mittelfinger dreimal kreuzweise darüber strich und dabei einen Heilspruch sagte. Noch lange mischten englische Ärzte ihre Medizin mit dem Mittelfinger (Bächtold-Stäubli II 1987: 1493).

In der antiken Welt galt vor allem der linke Ringfinger als »Ärztefinger« *(digitus medicalis).* Die Römer glaubten, eine Ader oder ein Nerv führe unmittelbar vom Herz zu dem Finger. Daher rührt auch der Brauch, den Ehe- oder Verlobungsring auf den Herzfinger zu stecken.[119] Der Ringfinger, der so genannte »Ungenannte«, wurde später in der ländlichen Heilkunde ebenfalls angewendet. Man berührte damit Flechten und Ausschläge, oder wusch damit (am Tag der heiligen Magdalena) die Triefaugen mit Brunnenwasser. In Somerset, England, war es bis ins

19. Jahrhundert Brauch, dass der *leche man* (Lachsner) wunde oder schmerzende Stellen mit dem linken Ringfinger berührte oder bestrich, seine Salben damit rührte, kostete oder auftrug.

Der Zeigefinger, der voller magischer Potenz steckt und oft sogar als »unheilvoll« oder »giftig« galt, wurde wahrscheinlich selten gebraucht. Man mied es, mit ihm auf die Sonne, den Mond oder auf einen Regenbogen zu zeigen. Auf eine Person mit diesem Finger zu zeigen, gilt ja noch heutzutage als taktlos. Gedroht wird mit dem Schütteln des Zeigefingers, und in vielen Kulturen werden über den Zeigefinger Flüche oder astrale Geistergeschosse auf Feinde geschossen. Bei den australischen Ureinwohnern wird diese Zeigegeste noch mit einem spitzen Knochen verstärkt. Dieses *bone pointing* ist dermaßen wirksam, dass der Angeschossene, der eines Tabubruchs schuldig ist, tatsächlich nach einigen Wochen stirbt.[120]

In Indien wird jeder Finger einer Planetengottheit zugeordnet. Der Daumen steht für Venus und bedeutet Gesundheit, der Zeigefinger für Jupiter (Weisheit), der Mittelfinger für Saturn (langes Leben); der Ringfinger für die Sonne (Stärke, geistiges Licht) und der kleine Finger für Merkur (Klugheit). Je nach Situation könnte der eine oder der andere Finger benutzt werden um das rote Stirnzeichen (tilak) aufzutragen. Meistens jedoch wird nach der hinduistischen Puja das rote Pulver mit dem rechten Daumen (bei den Männern) mit einer nach oben gerichteten Bewegung auf die Stirn aufgetragen oder bei den Frauen mit dem rechten Ringfinger. Im Gegensatz dazu besprengten die Germanen das segnende Opferblut mit einem Zweig als Wedel oder betupften die Teilnehmer mit Rötel mit den drei Fingern der Schwurhand, wobei der Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand, zusammengelegt nach oben zeigen und der Ringfinger

und kleine Finger nach unten gekrümmt sind. Wenn diese Geste nicht schon vorher im germanischen Brauch verankert war, so wurde sie schon sehr früh von den Römern oder Christen übernommen. Letztere ordneten die drei Finger der Heiligen Trinität zu. Die Zahl Drei ist, wie schon erwähnt, die heilige Zahl der alteuropäischen Kulturen. Mit den erhobenen Fingern bezog sich der Eidesschwörer auf die himmlischen Mächte; er berührte geradezu den »Himmel«. Die Finger des Meineidigen, glaubte man, würden schwarz werden, abfaulen und abfallen. Oder sie wurden ihm vom Gericht abgehackt. Mit den Fingern der Schwurhand übertrug der König seine Heilkraft auf die Kranken. Auch der Priester erteilte mit der Geste den göttlichen Segen. (Siehe Abbildung Seite 236: »Die heilende Hand des Königs«.)

Diese Geste wäre heute noch geeignet, beim Abschluss des Naturrituals den Ocker als Segen auf die Stirn aufzutragen.

Die Lachsner kannten selbstverständlich Behandlungsmaßnahmen, die wir als sachlich und rational einstufen würden. Dazu gehörten Kräuter und Heilpflanzen, die wir auch heute noch in der wissenschaftlichen Phytotherapie vorfinden. So wurden etwa Kamille und Schafgarbe bei Entzündungen und gynäkologischen Problemen verwendet; »Gundkräuter« (althochdeutsch *gund*, »Eiter, faulige Flüssigkeit«) wie der Gundermann und Gamander bei eiternden Wunden und Zahnfluss; Beifuß zur Geburtshilfe, Schlafkräuter bei Schmerz, Brennnessel und Taubnessel – sie galten als miteinander verheiratet, als Mann und Frau – gegen Harnbeschwerden und Gicht; viele weitere Kräuterrezepturen können wir bei Max Höfler in seinem Werk *Volksmedizinische Botanik der Germanen* nachlesen (Höfler 1990). Eine »Hand voll«, eine »Prise«,

eine »Eierschale voll«, eine »gefüllte Haselnussschale«, eine »Fingerlänge«, eine »Fingergliedlänge« (= ein Zoll) – so maß man die Standardmengen der verwendeten Wurzeln, Kräuter und Pulver. Ähnliches kennt man aus anderen Heilertraditionen. Es gab auch andere, aus unserer Sicht rationale therapeutische Methoden. Zum Beispiel bei Arm- und Beinbruch das Anbringen von eingeweichter Birkenrinde, die dann, wenn sie trocknet, wie ein schützender Gipsverband wirkt. Auch Hitzetherapie war bekannt, etwa in dem sauna- oder schwitzhüttenähnlichen »Steinbad« *(stone bath)* oder in der *Stuba*[121] (althochdeutsch, »heizbares Gemach, Badezimmer«). Manchmal war es der genügend abgekühlte Backofen, in den ein blasses, kränkelndes, skrofulöses Kind oder auch ein erwachsener Kranker »nachgebacken« wurde. Im bildhaften Denken der germanisch-keltischen Bauernkultur, wie wir es auch dem Grimms Märchen von Frau Holle entnehmen, galt der Backofen als eine Art Mutterschoß, in dem die (Brot-)Leiber beziehungsweise -Laibe heranreiften. Das Schwitzen in der Backröhre war also, wie die indianische Schwitzhütte, eine Rückkehr in den Mutterschoß und eine Wiedergeburt.

Aus der Sicht dieser Völker wurden die meisten Krankheiten von unholden Wesen der »anderen Dimension«, von »neun Arten des fliegenden Gifts«, von nachtfahrenden Elben, »Würmern« und »Giftnattern« verursacht. Da diese Wesenheiten Geister sind, kann man sie nicht töten; sie haben ja keinen physischen Leib. Die Lachsnerin oder der Lachsner mussten sie ausfindig machen und wegschicken, verbannen oder »zurückschicken« an die Zauberer, die sie beschworen haben.

Die germanische Medizin war also vor allem ein magischer Kampf gegen Krankheitsdämonen. Es bedurfte einer Heilséance, die man ohne weiteres als schamanische Séance bezeichnen kann. Wie es im angelsächsischen

Kräutersegen *(Lacnunga)* angedeutet wird, rief der Heiler die vier Himmelsrichtungen an. Nachdem er die wunde oder schmerzende Stelle ausgemacht, markiert und angehaucht hatte, besang er den Patienten und den Krankheitsdämon mit zauberischem Gesang (*Galdor*). Er sang direkt über den ganzen Körper und den Körperöffnungen, über das Gesicht, in den Mund, ins rechte und ins linke Ohr und über die Wunde und blies die Krankheit wieder in die Richtung, aus der sie kam.[122] Nun erst wurde die heilende Kräutersalbe aufgetragen.

Die Heilerin konnte auch die Krankheit wegwaschen; dafür verwendete sie die *Berufskräuter*, wenn es sich um »Berufung« oder Verzauberung handelte. Sie konnte auch, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, den Krankheitswurm in Bäume verpfropfen oder in den Hofholunder bannen.

Auch auf einen Käfer wurde das Böse gebannt und, ohne nachzuschauen, über die linke Schulter geworfen. Man konnte den Käfer auch, ein Zauberlied singend, fort fliegen lassen. »Maikäfer flieg', dein Vater ist im Krieg. Deine Mutter ist im Pommerland (oder Pulverland, Engelland = Anderswelt, Totenreich). Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer flieg«. Das Kinderlied, das in vielen Versionen vorliegt, hat seinen Ursprung in diesen magischen Bräuchen. In Frankreich singt man: *Vole au ciel, ton pere te demand.* Und in England singt man: *Lady bug, lady bug, fly away home. Your house is on fire and your children are gone.*

Berufskräuter

Berufen ist gleichbedeutend mit Behexen, Verhexen, Beschreien, Vermeinen, Besprechen. Es handelt sich um Wortzauber, verbunden mit dem bösen Blick. Die Worte können abfällige Bemerkungen sein, aber ebenso

überschwengliches Lob und unvorsichtiges Bewundern. Der dazugehörige Blick ist scharf, »durstend«, feindselig oder bewundernd. Solch intensives Blicken und Sprechen verletzt die Integrität des Gegenübers, es dringt ein in dessen Aura und Astralleib. Die meisten Menschen spüren solche intensiven Blicke oder hören, was in den Worten mitschwingt, und wenden sich automatisch ab. Früher, als »Berufen« noch ein Begriff war, spuckte man aus, sagte »Pfui Teufel« oder »Unberufen, Unbeschrieen«. Wenn jemand die persönlichen Grenzen auf diese Art verletzte, sagten die amerikanischen Hippies: »Hey, get off my cloud!« (Achtung, runter von meiner Wolke!) Unschuldige, seelisch offene und wehrlose Wesen, wie kleine Kinder, Wöchnerinnen nach der Geburt, frisch Verliebte, bekiffte Jugendliche, auch das Jungvieh im Stall, Kühe, Hunde und Pferde, können umso leichter verzaubert werden. Meist wussten die Großmütter oder Muhmen (Schwester der Mutter), ob es sich um Berufung handelte oder ob andere Ursachen vorlagen. Wenn eine Mutter dies wissen wollte, sollte sie die Stirn des Kindes lecken: Schmeckte es nicht richtig oder war es zu salzig, dann war es berufen.

Diejenigen, die sich des Berufens schuldig machen, sind oft landstreichende Fremde oder »Hexen«, die von Neid, Unzufriedenheit, Selbstmitleid, Hass oder Gier getrieben werden. Oft sind sie sich dieser negativen Emotionen und deren Auswirkungen gar nicht bewusst.

Berufene Kinder werden weinerlich, gähnen viel, schwächeln und schlafen nicht gut. Berufene Erwachsene leiden oft an Hexenschuss, Seitenstechen, Impotenz, Anorexie und dergleichen. Berufene Tiere verlieren ihre Fresslust, zittern, schwitzen oder magern ab. Sogar Gegenstände können verhext werden: So lässt sich etwa die Milch nicht buttern, Werkzeuge oder Waffen brechen, das Auto geht immer wieder kaputt …

Gegen Berufung gibt es verschiedene Mittel:

• Wenn die Berufung gerade geschehen und entdeckt worden ist, kann man drei Mal ausspucken und »Pfui Teufel« sagen, die Berufung mit nassen Windeln abwischen, das Kreuz schlagen, oder das Gelobte beschimpfen. Letzteres tat eine mir bekannte japanische Mutter, als ein Amerikaner die Schönheit ihres kleinen Töchterleins unaufgefordert lobte. »Ach, das hässliche kleine Ding«, sagte sie verächtlich und kehrte den Rücken. Der arme Amerikaner war ganz verduzt, da er sich nicht vorstellen konnte, was er falsch gemacht hatte.

Die Mutter kann auch, wie es im alten Europa Brauch war, das Kind geschwind drei Mal in den Backofen legen.

• *Räuchern* mit Berufskräutern, mit neunerlei Holz, welches die Großmutter sammelt; und insbesondere mit Wacholder und Beifuß.

• *Ausfegen:* Mit einem Birkenreisigbesen den Unrat aus allen vier Ecken des Hauses fegen.

• *Eisen:* Einen rostigen Nagel oder einen eisernen Gegenstand tragen, denn das schreckt unsichtbar schwebende Astralwesen ab.

• *Weihwasser (Heilwag)* sprengen.

• *Aromatische Kräuter* (Dost, Dill, Quendel, Fenchel usw.) aufhängen oder als Amulett tragen.

Am wichtigsten waren jedoch die Berufskräuter, um die Verhexung oder Vergalsterung abzuwaschen. Man steckte das behexte Kind in eine Badewanne mit einer Abkochung dieser Kräuter und schüttete das Wasser anschließend unter den Hofholunder (Der Holunder zieht ja bekanntlich alles Schädliche an und befördert es in die Unterwelt, in den Kessel der Holle oder den brodelnden Topf des Teufels Großmutter.) Bei den Berufskräutern handelt es sich meist um weiß-lila oder gelb blühende Wildblumen. Zu diesen zauberbrechenden Heilpflanzen gehörten folgende:

Scharfes Berufskraut *(Erigeron acer)*

An erster Stelle unter den Berufskräutern steht dieser schöne Korbblütler, der an Wegrändern, auf verlassenen Äckern oder Schuttplätzen wächst. Das blühende Kraut wurde Kindern in die Wiege gelegt, an die Stalltüre gesteckt oder den Kühen mit ins Futter oder Trinkwasser gegeben. Es wurde mit dem getrockneten Kraut geräuchert und fand vor allem als Badezusatz Verwendung.

Frank von Frankenau (1766) berichtet: »Die Weiber pflegen dies Kraut den Kindern in die Wiege zu legen und wollen sie hiemit vor Zauberei bewahren.« In Sudeten-Schlesien wurde die Pflanze getrocknet auf glühende Holzkohlen gelegt, und zur Räucherung des Euters der Kühe benutzt, wodurch der Zauber von bösen Dämonen gebrochen wird und die Hexen die Macht über das Vieh verlieren (Marzell II 1972: 277). Früher wurden Flöhe mit dem Kraut ausgeräuchert, weswegen es auch Flohkraut (englisch *flea bane*) heißt.

Vermutlich ist diese Pflanze auch das sagenhafte *Dorant*, das den Teufel in die Flucht schlägt. Eine Schweizer Sage erzählt von einem Mädchen, das über eine Wiese ging, auf dem viel Dorant wuchs. Ein Teufel wollte über sie herfallen, aber solange sie mit der Pflanze in Berührung war, konnte er ihr nichts antun. Erst als sie das Feld verließ, fiel er über sie her und erwürgte sie (Marzell 1972: 277).



Kanadisches Berufskraut.



Frauenflachs.

Kanadisches Berufskraut (*Conyza canadienis*)

Das nahe verwandte kanadische Berufskraut, das im 17. Jahrhundert aus französischen Gärten verwilderte und sich über ganz Europa verbreitete, wurde ebenso wie das scharfe Berufskraut als zauberwidriges und Flöhe vertreibendes Mittel verwendet. Die Indianer benutzten das Kraut als Tee bei Durchfall, Magenbeschwerden und Erkältungen.

Dürrwurz, sparriger Alant *(Inula conyza)*

Dieser Korbblütler mit spitzen kurzbehaarten Blättern und kleinen gelben Blütenköpfchen wurde einst zu Maria Himmelfahrt (15. August) gesammelt, um Gespenster, Schlangen, Flöhe und den drückenden Alp zu vertreiben.

Kohldistel, Schärblätter *(Cirsium oleraceum)*

Diese fleischige, gut essbare Distelart mit gelben Korbblüten wurde auch Verwaschkraut genannt, weil man die Berufungen damit »verwusch«. In Ostdeutschland und Osteuropa galt Punkt Mittag, während des Mittagsläutens der Kirchglocken, als die richtige Zeit, das Kraut zu sammeln. Die Sorben in der Lausitz nennen es auch *Strózawe zelo*, »Schreckkraut«, da es zum Wegwaschen eines Schrecks benutzt wird.

Frauenflachs, Leinkraut *(Linaria vulgaris)*

Der gelb blühende Rachenblütler, einst ein verbreitetes Unkraut in den Leinfeldern (Flachs), gilt ebenfalls als Berufskraut.

Kreuzkraut *(Senecio vulgaris)*

Dieses Kraut wird auch »Greiskraut« genannt, da die Fruchtkrone nach dem Verblühen an das weiße Haupthaar eines Greises erinnert, soll

dämonenabwehrend wirken. Das verwandte Jakobs-Kreuzkraut *(S. jacobaea)* wurde ebenfalls als zauberwidriges Mittel verwendet; die Bauern hingen Sträuße davon an die Stalltür, um Milchhexen fernzuhalten. In Frankreich wurde dieses *Herbe de Saint Roch* am Rochustag (16. August) als Heilmittel für das Stallvieh gesammelt. Das Kraut hat die Kraft des Augustfeuers. Bei den Kelten war es dem Feuergott Lugus (Lugh), dem Erntegott und Vollender der Dinge, geweiht. Das Blühen des Jakobskrauts war das Signal, die Sensen zu wetzen, denn nun stand die Ernte bevor.

Sumpfgarbe, weißer Dorant oder deutscher Bertram
(Achillea ptarmica)

Die Sumpfgarbe, eine nahe Verwandte der Schafgarbe, soll den Teufel vertreiben können.

Wundklee *(Anthyllis vulneraria)*

Mit diesem »Schreiklee«, der in der Johannisnacht gepflückt werden sollte, beschützte man die Kinder wie das Vieh, denen man einen Aufguss zu trinken gab. In Böhmen wurden die jungen Gänschen damit beräuchert.

Ziest *(Stachys rectus)*

Der blassgelb blühende Lippenblütler konnte angeblich Verzauberte wieder gesund machen. Mit Ziest wurde gegen böse Geister geräuchert; verzauberte (»besprochene«) Kuheuter wurden mit Ziesttee bespritzt.

Der heutige Mensch mag den Gedanken, dass Berufskräuter unbestimmte Symptome wegwaschen können, lächerlich finden. Aber wer weiß, vielleicht wussten die alten Völker und unsere Vorfahren einiges, was wir inzwischen vergessen haben. Vielleicht kannten sie noch Zusammenhänge, die uns entgangen sind.



Geister- pfeile können Tod und Verderben bringen (Ackermann aus Böhmen, 1463).

Einen Einblick in die schamanische Praxis bietet uns der Zauberspruch (angelsächsisch *lay*) aus dem Angelsächsischen Kräutersegen[123] gegen plötzlichen Elfenschuss oder Hexenschuss (Seitenstich). Da heißt es (von dem Erscheinen der Krankheitsdämonen in Gestalt fliegender Hexen):

> »Laut waren sie, ja, laut, als sie über die Hügel geritten kamen.«

Der Schamane, der sich ihnen im magischen Kampf entgegenstellt, muss sich nun gegen den Hagel ihrer Speere schützen. Zum Schutz dient ein Schild aus Lindenholz, einem Baum,[124] welcher Freya geweiht war.

> »Nimm jetzt das Schild, wenn du entrinnen willst.

So stand er unter der Linde, unter lichtem Schild,
als die mächtigen Weiber *(mihtigan wif)* ihre Macht entfesselten
und ihre gellenden Speere schossen.«

Der Lachsner-Schamane wehrt sich, indem er die Geisterspeere wendet und zurückschickt:

»Ich schicke die fliegenden Pfeile zurück zu ihnen.«

Nun wendet er sich an den Kranken selbst und bespricht die Geisterpfeile. Er droht ihnen mit der Kraft des Schmiedes[125], der die Macht hat, mit seinem Schmiedewerk den Geistern Leid anzutun:

»Heraus, kleiner Pfeil, wenn du da drinnen bist!
Da saß ein Schmied, der schmiedete ein Messer,
wenig Eisen, große Wunde.
Heraus, kleiner Pfeil, wenn du da drinnen bist!
Sechs Schmiede saßen da, Kampfspeere schmiedeten sie!
Heraus, heraus, Pfeil! Nicht hinein!
Wenn das Stück Eisen, das Werk einer Hexe [*haegtesse*], drin ist,
hinwegschmelzen wird es.«

Nun wendet der *Laece* (der Lachsner) sich wieder an den Kranken:

»Traf dich der Schuss in die Haut, traf dich der Schuss in das Fleisch,
schoss er ins Blut, oder schoss er in den Knochen,
oder schoss er dir in die Glieder,
möge dein Leben nicht zerstört werden!
Sei es Götterschuss [Asenschuss, *esa gescot*],
sei es Elfenschuss [*ylfa gescot*], sei es Hexenschuss [*haegtessan gescot*], nun werde ich dir helfen.
Dies ist dein Heilmittel gegen Götterschuss,
dies ist dein Heilmittel gegen Elfenschuss,

dies ist dein Heilmittel gegen Hexenschuss,
Ich werde dir helfen.«

Die Schamanisierung ist erfolgreich, der Krankheitsgeist zieht sich wieder zurück in die Berge. Der Heiler segnet den Kranken:

»Er ist in die Berge geflohen,
Er findet keine Ruhe.
Werde jetzt heil!
Der Herr helfe dir!
Nun nimm dein Messer und tauche es in die Salbe.«

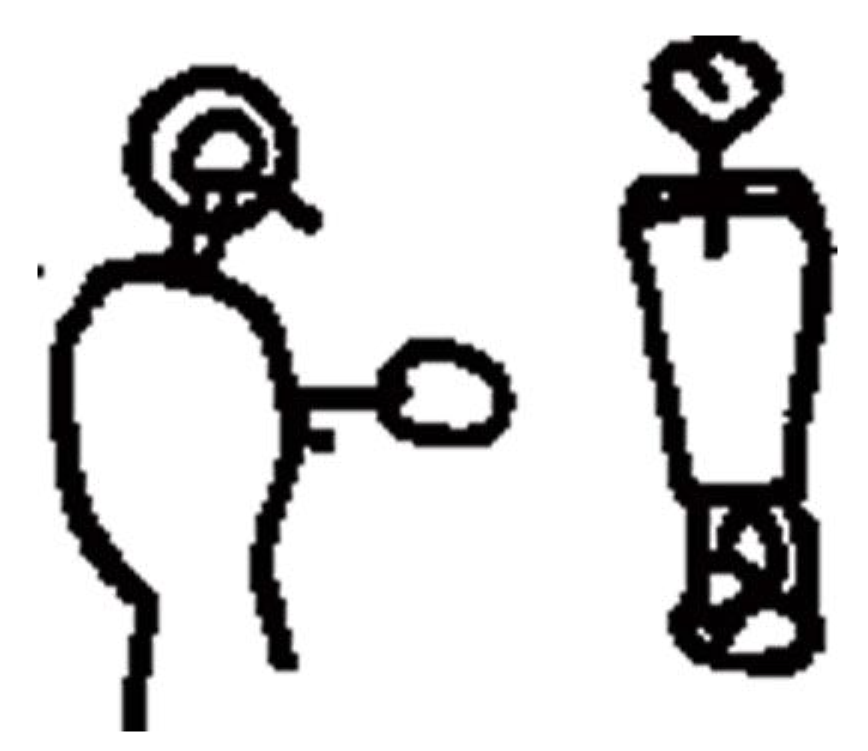
Eine Kräutersalbe, die gegen Geisterpfeile wirkt, wird nun aufgetragen. Sie besteht aus drei in Butter gekochten Kräutern: Mutterkraut oder Fieberkraut (angelsächsisch *feferfuige*, lateinisch *Chrysanthemum parthenium*)[126], rote Brennnessel (angelsächsisch *reade netele*, »rote Taubnessel«; lateinisch *Lamium purpureum*), die zwischen dem Getreide wächst, und Wegerich (angelsächsisch *wegbrade*, lateinisch *Plantago major*).

Von den Geistern lernen

Sei es in Sibirien oder bei den Indianern, überall lernen die Schamanen von den Geistern, oftmals von den Krankheitsdämonen selbst, wie sie die Krankheiten heilen können, welche Rituale sie ausführen sollen, welche Zauberlieder sie zu singen haben, welche Kräuter sie benutzen sollen. Sie lernen es auf Reisen in die »Anderswelt«.

Eine Legende der Seneca-Indianer erzählt von einem Jäger, der weit von zu Hause, tief im Wald erschöpft auf dem moosbedeckten Boden einschläft. Mitten in der Nacht weckt ihn das Trommeln und Singen einer Gruppe von Menschen auf, die unweit seines Lagerplatzes tanzen, getrockneten Mais zu Pulver zerstampfen und Kürbisse schälen.

Verwundert schaut er ihrem Treiben von hinter dem Gebüsch zu. Er sieht, wie sie das feine Maismehl mit dem Kürbismark und Quellwasser zu einem Mus mischen; derweil rasseln sie und singen seltsame Medizinlieder. Doch es dauert nicht lange, da wird er entdeckt. Die Fremden umstellen ihn und sagen: »Was du siehst, ist heilig. Deswegen musst du sterben.« Schon zückt einer der wild aussehenden Fremden einen glühenden Speer aus dem Feuer und stößt ihn dem erschrockenen Jäger durch den Hals. Sogleich aber nimmt der Fremde eine Handvoll von dem eben hergestellten Mus, streicht es über die blutende Wunde und singt ein Zauberlied dazu. Die Wunde schließt sich sofort.



Rasselnder Medizinmann (Skizze eines Chippewa).

»Du siehst, es ist eine starke Medizin. Die schenken wir dir! Nun lerne auch noch das dazugehörige Medizinlied.« Der Jäger lernte das Lied auswendig. Und als er es gut singen konnte, entfernten sich die Fremden. Da sah er, dass es gar keine Menschen waren, sondern Tiere – Füchse,

Bären und Biber -, die vor ihm flohen, als er ihnen nachschaute. In Windeseile machte er sich auf den Heimweg in sein Dorf. Dort probierte er die neue Wundmedizin aus. Sie war sehr stark. Seit dieser Zeit stellen die Seneca im Herbst, wenn die Rehe ihr Winterfell bekommen, dieses Heilmittel her; dazu singen sie in Begleitung von Kürbisrasseln die seltsamen Lieder, die ihnen die Tiergeister geschenkt hatten, und verbrennen, den Geistern zu Ehren, Tabak (Spence 1994: 230).

Dass ähnliche Erfahrungen auch den Lachsnern zuteil wurden, entnehmen wir einem angelsächsischen »Zauberspruch« aus dem 11. Jahrhundert. Es ist ein Spruch, der gegen den »Mahrenritt« feien soll. Mahren sind Geister, die nachts über den Schlafenden herfallen und ihn, als sei er ein Pferd, die ganze Nacht reiten, so dass der Betroffene am Morgen schwitzend und erschöpft erwacht. Der Spruch sollte von einer jungen Frau, einer Lachsnerin, dem Kranken in beide Ohren und über seinem Kopf gesungen werden. Wie bei jeder schamanischen Behandlung wird die Hellsichtigkeit der Schamanin vorausgesetzt. Sie singt im Zauberton, den Zustand des Befallenen beschreibend:

»Hier kam der Spinnen-Wicht *(spiderwiht)*
hereingeschlichen,
er hielt sein Hemd in der Hand.«

Der Wicht hält sein Hemd fest in der Hand, denn darin steckt seine Macht. Es ist wie bei den Schwanenjungfrauen, die ihre Flugfähigkeit verlieren, wenn sie ihr Federkleid abstreifen. Der Mensch, der sich diese magischen Gewänder aneignen kann, hat Macht über die Wesen, die sie sonst tragen.

»Er sagte, du wärst sein Hengst.
Er legte die Zügel um deinen Hals.«

Der Schamanengesang beschreibt nun den Verlauf des Befalls und den bedrohlichen Verlust der Lebenswärme:

»Nun begannen sie, vom Land abzuheben.
Sobald sie das Land verlassen hatten,
da kühlten sich die Glieder ab.«

Nun singt die Schamanin weiter, wobei sie sich entweder selbst als »Schwester« des spinnengestaltigen Wichtes ausgibt oder mit dieser verbündet ist:

»Da kam des Zwerges Schwester hereingeschlichen.
Sie beendete den Schaden und schwur Eide,
dass dies niemals den Kranken schaden solle,
weder den, der dieses Zauberlied *(Galdor)* erlangen will,
noch den, der dieses Lied singen will.«

Wegerich, das Laechenblatt

Der gewöhnliche Breitwegerich *(Plantago major)* ist der König (keltisch **rig, rich*, »König«) des Weges, der Wegbeherrscher. Er ist der König, weil er so zäh ist. Er wächst auf jedem Trampelpfad, sogar im Torraum des Fußballfeldes. Diese Zähigkeit beeindruckte die alten Europäer. Ihre Pflanzenheilkunde beruhte auf Signaturen: Der unverwüstliche Wegerich würde seine zähe Lebenskraft auch auf den Menschen übertragen können. So ist es kein Wunder, dass er in vorchristlichen Zeiten, wie auch im christlichen Mittelalter, zu den wichtigsten Heilpflanzen zählte.



Breitwegerich.

Die Angelsachsen verehrten den Wegerich (angelsächsisch *wegbrade*, Wegbreite«) geradezu. Er wird als zweite Heilpflanze, gleich nach dem wichtigen Beifuß, in dem Kräutersegen Wotans *(Lacnunga)* erwähnt: »Und du, Wegerich, Mutter der Wurze (*wyrta*, »Heilpflanzen«), offen nach Osten, mächtig im Innern,

über dich Wagen karrten,
über dich Frauen ritten,
über dich Bräute schritten,
über dich Stiere stampften.
Allen widerstandest du, allem Druck.

So widerstehe Gift *(attre)* und Ansteckung *(onflyge)*
Und dem Übel, das über das Land dahinfährt.«

Wie auch ihre Vettern auf dem Festland, so bereiteten die Angelsachsen aus dem Wegerich, zusammen mit Kamille, Ampfer und anderen Kräutern, eine Salbe gegen das »fliegende Gift«. Sie gruben die ganze Pflanze ohne Verwendung von eisernen Grabwerkzeugen vor Sonnenaufgang aus und banden sie, zum Stillen von Kopfschmerzen, mit einem roten Faden um den Kopf. Noch bis ins 19. Jahrhundert kannte man in Bayern einen ähnlichen Brauch. Hildegard von Bingen verschreibt ein Pulver gegen Gift und Zauberworte (pulvis contra venum et contra magica verba), das neben den Wurzeln des Storchenschnabels und der Malve auch sieben Wurzeln des Wegerichs enthält.

Es gibt zahlreiche magische und praktische Rezepte zur Anwendung dieses Krauts. So erstaunt es nicht, dass ein alter Name der Pflanze *Lâchenblatt* (von mittelhochdeutsch *lâchen*, »heilen«) oder »Blatt der Lachsner« ist. Die Angelsachsen nannten diese »Mutter der Heilpflanzen« auch *Laecewyrt* (englisch *leech wort*); altgermanisch ist auch *Laeknisgras*, »Arztgras«, bekannt. Die Dänen kennen es als *Laegeblad*, die Schweden als *Läkeblad*, in Mecklenburg heißt es *Lägenblatt* und in Tirol noch immer gelegentlich *Lugenblatt.* Aus Letzterem wurde schließlich im bayrisch-österreichischen Raum das *Lügenblatt.* Dazu spielten die Kinder ein Orakelspiel: Wenn man das Blatt herausrupft, dann schauen immer einige weiße Fäden hervor. So viele Fäden herausschauen, so viele Lügen hat man schon an dem Tag erzählt. Anderswo heißt es, so viele Kinder wird man haben oder so viele Mädchen hat der Freund schon geküsst. Lange Fäden bedeuten mehr Glück.

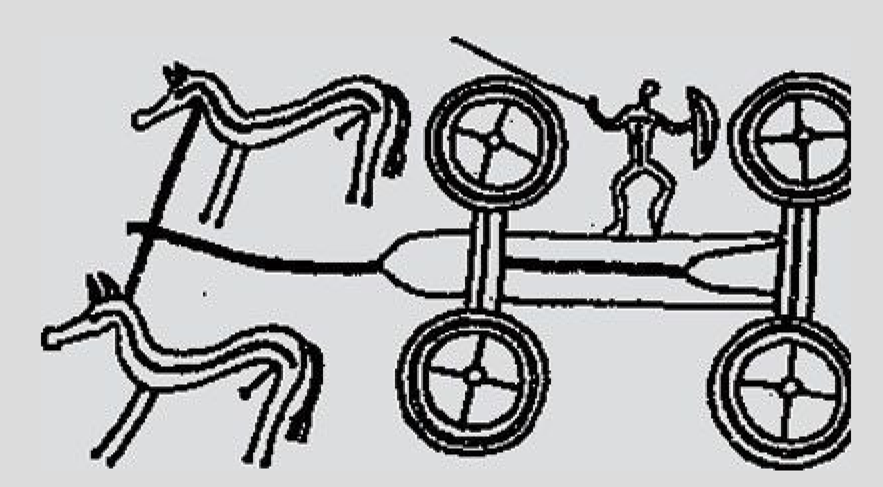
Nicht nur als Orakel spielt der Wegerich eine Rolle in der seit vielen Jahrhunderten überlieferten, von einer

Generation zur anderen weitergegebenen Kinderkultur, sondern auch als Heilpflanze. Das zerstampfte oder zerkaute frische Wegerichblatt ist einer der besten Blutstiller, wenn man sich beim Spielen verletzt, schneidet oder schürft. In der Volksmedizin wird der Wegerich mit der Beschwörungsformel: »Blut vergeh!« aufgetragen. Für die Barbiere, aus denen der Berufsstand der Chirurgen hervorgegangen ist, war es eines der wichtigsten Hämostyptika (Blutstiller).

Die Eigenschaft als Blutstiller ist den Steinzeitmenschen sicherlich nicht entgangen. Verletzungen mit gefährlichem Blutverlust waren, neben Verdauungsbeschwerden, Rheuma oder Lungenproblemen, eine der häufigsten Gefahren für die in freier Natur lebenden Menschen. Wie Ethnomediziner inzwischen erkannt haben, litten die damaligen Menschen kaum an Krebs, Diabetes, Autoimmunkrankheiten, Allergien, Karies oder ähnlichen Zivilisationskrankheiten. Umso häufiger machten ihnen jedoch Verletzungen zu schaffen. Blut ist Lebenssaft; Blutverlust kann gleichbedeutend sein mit dem Verlust des Lebens.

In der Altsteinzeit war der Wegerich eine seltenere Pflanze. Sie wuchs vor allem auf Trampelpfaden von Tieren und anderen festgetretenen Stellen. Erst als die sesshaften Bauern des Neolithikums und der frühen Bronzezeit die ersten festen Wege und Dorfplätze anlegten, fand der Wegerich bessere ökologische Bedingungen. Das belegen Pollenanalysen des Bodens. Die ersten Straßen in diesen autonomen, selbstversorgenden Dörfern waren keine Handelsstraßen. Sie waren vor allem Götterwege, geradlinige Wege, die das Dorf der Lebenden mit dem Götterhügel (Grabhügel, Götterburg, Hünengrab, keltisch *sidhe*), dem Reich der Großen Göttin und der Andersweltlichen, verbanden. An den an die Jahreszeiten gebundenen Festtagen wurde der

sakrale, vierrädrige Kultwagen zwischen dem Götterreich und dem Dorfplatz hin und her gezogen. Auf derselben Straße, auf der die Götter anreisten, um die Menschen zu besuchen, fuhren auch die Toten ins Jenseits.[127] Diese heiligen Wege, auf denen Geister und Götter verkehrten, mussten sauber gefegt werden (Devereux 2001: 207). Nichts sollte darauf wachsen. Lediglich der Wegerich ließ sich nicht vertreiben. So wurde die blutstillende Pflanze mit der Göttin der Unterwelt, mit der Holle oder Proserpina (Persephone), der Herrscherin des jenseitigen Totenreichs, assoziiert. Wer verblutete, sei es der Schwerverwundete oder der Geopferte, gelangte über den sakralen Weg zu ihr. Zugleich aber wuchs auf dem Weg das rettende Heilmittel. Noch im Mittelalter wurde der Wegerich als »Kraut der Proserpina« bezeichnet.



Bronzezeitlicher Kultwagen (schwedische Felszeichnung).

Im Neolithikum wurden auch die eiweißreichen Samen der Pflanze als ein weiteres Getreide geerntet. Ebenso die jungen Blätter, die etwas nach Steinpilz schmecken, konnten als Gemüse gegessen werden.

Die Samen des Wegerichs quellen auf und werden klebrig, wenn sie nass werden. Dann haften sie an den Sohlen von Mensch und Tier. Der lateinische Name *Plantago* bedeutet ja auch »Fußsohle«. Auf diese Weise

hat sich die Pflanze weit verbreitet. Mit den europäischen Siedlern kam sie nach Nordamerika, Argentinien, Südafrika und Neuseeland, wo man sie als »Fußstapfen des weißen Mannes« bezeichnet.

Zur Heilwirkung schreibt Leonhart Fuchs in seinem *New Kreüterbuch* (1543): »Wegerichblätter trocknen aus und ziehen zusammen. Darum werden sie nützlich gebraucht zu allerlei bösen, flüssigen und unreinen Wunden. Wegerich stillt das Blut und die rote Ruhr, in Sonderheit der Samen mit wenig Wein getrunken. Die Blätter heilen den Wolf und alle fließenden Schäden (…) auch denen so von wütenden und rasenden Hunden gebissen sind (…) Saft gut zur Mundfäule, Wurzel gekaut nimmt Zahnweh. Wurzel und Blätter in süßen Wein getrunken, heilen Geschwür der Blasen und Nieren (…)« Da gibt es nichts hinzuzufügen, das Lachsnerblatt ist noch heute heilkräftig.

Der germanische Heilzauber mit Pflanzen wurde auch nach der Bekehrung unter christlichem Deckmantel weitergeführt. Noch immer war es die Aufgabe des Heilers, einen magischen Kampf gegen ungute Geister zu führen. Hier eine Angabe aus dem Lachsnerbuch des Arztes Bald (*Leechbook of Bald*, um 900 u. Z), der für Elfenschuss folgendes Rezept parat hat:

»An einem Donnerstagabend gehe zum Alant *(Inula helenum).* Sing das Benedicite und Pater Noster und eine Litanei. Steche das Messer in die Wurzel und gehe wieder. Am Frühmorgen schlage das Kreuz und bete zu Gott um Schutz und gehe in vollkommener Stille zu der Pflanze. Falls dir ein übernatürliches Wesen oder eine schreckliche Kreatur auf dem Weg begegnet, wechsele mit ihr kein einziges Wort. Singe wieder das Benedicite, das Pater Noster und eine Litanei, grab die Wurzel aus und begib dich in eine

Kirche. Lege das Kraut, mit dem Messer noch in der Wurzel, auf den Altar. In dem Augenblick, wenn die Sonne aufgeht, wasche die Wurzel und bereite, zusammen mit dem Heilziest *(Stachys betonica)* und von einem Kreuz geschabte Flechten, ein Getränk. Koch es in Milch drei mal auf. Singe darüber wieder die Lieder und Litanei. Mit einem Schwert mache das Kreuz auf alle drei Seiten und lasse es den Kranken trinken. Er wird genesen.«

---

108 *Siddhi* (Sanskrit, »vollkommene Fähigkeit«) bezeichnet die Fähigkeit, Gedanken zu lesen, zu schweben, sich unsichtbar machen zu können, des »Eintretens« in andere Körper und andere scha-manische Künste, die sich mit zunehmender geistiger Klarheit von alleine einstellen.

109 Saxo berichtet in seiner Geschichte der Dänen von Starkadr, der sich in Vorbereitung auf einen Kampf gegen neun Berserker, im eisigen Winter auf einen windigen Hügel setzte und in Trance versank. Sogar den Mantel legte er ab. Seine Feinde suchten in einer Felsspalte Schutz vor dem Wetter und zündeten sogar ein Feuer an. Einer hielt Ausschau, bemerkte aber lediglich einen alten Mann, dessen Körper bis zu den Schultern mit Schnee bedeckt war (Habinger-Tuczay 1992: 161). Wie der schamanische Jäger, der seine Beute schon vorher auf seiner Traumreise (Trance) getötet hat, waren die neun Berserker ihm ausgeliefert, als er zur Tat schritt.

110 Althochdeutsch *Eward* (angelsächsisch *Aeweard*), aus germanisch **aiwo*, althochdeutsch ē, mittelhochdeutsch ē *wic*, bezieht sich auf den Wart (Hüter) des Ewigen. Es ist die Bezeichnung des archetypischen Seins, jenseits von Raum und Zeit, ähnlich dem, was die Aborigines als »Traumzeit« kennen.

111 Ein sibirisches Sprichwort besagt: »Wer keine Furcht kennt, wird Krieger; wer keine Scham kennt, wird Schamane.« Die Schamlosigkeit des Schamanen besteht darin, dass er sich nicht scheut, in die Abgründe der Seele zu schauen, sich mit den scheußlichsten psychischen und physischen Krankheiten, mit den Dämonen, auseinander zu setzen.

112 Die Römer gaben sich erstaunt über das hohe Ansehen der weisen Frauen. Tacitus schreibt voller Verwunderung: »Sie (die Germanen) meinen sogar, dass es bei den Weibern etwas Heiliges und Prophetisches gibt, und die verschmähen weder ihre Ratschläge noch vernachlässigen sie ihre Antworten« (Tacitus, *Germania* 8).

113 Zitat aus: Zingsem 1999: 266.

114 Die *Fritjofsaga* erzählt von zwei Seid-Frauen, die in Trance auf der Plattform liegen und zugleich auf einem Wal reitend das Schiff des Helden verfolgen. Als er ihnen das Genick bricht, fallen auch die Körper der Frauen mit gebrochenem Genick von der Zauberplattform (Habinger-Tuczay 1992: 164).

115 Sinthgunt ist eine »in der Nacht wandelnde« Mondgöttin, und Sunna ist eine Sonnengöttin.

116 Frija = Freya, die holde Wanengöttin. Fulla oder Folla ist eine Asengöttin, »sie geht im losen Haar und mit einem goldenen Band um den Kopf; in ihrer Truhe hütet sie Friggs Schuhe«.

117 Näheres zu dieser Art von Bardengesängen und magischen Gesängen in Manfred Stange, *Die Edda* (1995), Seite 363f.

118 Im alten Berndeutsch heißt die Pflanze deswegen *Luppertsche, Lupritsche*.

119 Bei den alten Römern, Griechen sowie bei den Germanen gab der künftige Ehemann dem Vater oder dem ältesten Bruder seiner Braut einen Ring als Zeichen des Vertrags. Erst im Mittelalter wurde der Ringaustausch des Paares Brauch (Erich/Breitl 1974: 675). Der Ring, als geschlossener Kreis, symbolisierte die Ewigkeit. Zauberringe sind deshalb Machtringe; nur die Zerstörung im Feuer kann ihre Macht brechen.

120 Der Mechanismus dieser Art von »Voodoo-Hinrichtung« wurde in dem klassischen Aufsatz des Ethnomediziners Walter B. Cannon (Harvard University) beschrieben (Cannon 1965: 321).

121 Altenglisch *stofa*, »Badestube«; eventuell ursprünglich aus dem vulgärlateinischen *extupa*, »Raum für Dampf- und Schwitzbäder«, entlehnt, oder aus dem germanischen **staumaz*, aus dem das englische *steam* oder niederländische *Stoom*, »heißer Dampf«, entstanden.

122 www.Unibas.ch./anglist/schiltz/aezs/sitzungwo.htm

123 *Lacnunga* CXXV B. »Charm against a sudden Stitch«.

124 Germanische und keltische Krieger schnitzten ihre Schilde aus Lindenholz und verstärkten diese mit mehreren Schichten des geschmeidigen Lindenbastes. Darauf malten sie mit grellbunten Farben ihre Totemtiere, ihre Hilfsgeister sowie abschreckende Motive. Auf diesem Vorgang beruht auch der Begriff »etwas schildern« (bunt ausmalen, in lebhaften Farben darstellen) (Storl 2003: 290).

125 Der Schmied galt immer als Magier. Wahrscheinlich ist es Wieland *(Wayland)*, der mystische Zauberschmied der Germanen, der hier aufgerufen wird. Es kann auch Woden, der Schamanengott, selber sein, der mit seinen Kräutern den Krankheitswurm schlägt, so wie ein Schmied das Eisen auf dem Amboss mit mächtigen Schlägen traktiert.

126 Das Mutterkraut, das sich lange bei der Behandlung von Frauenleiden und fiebrigen Erkrankungen bewährt hat, wurde in den 1970er-Jahren wiederentdeckt. In klinischen Versuchen in London zeigte sich in überdurchschnittlich vielen Fällen von Migräne eine Besserung; auch über nützliche »Nebenwirkungen« wie Linderung von Depression und Gelenkschmerzen wurde berichtet (Mabey 1993: 49).

127 Wagen spielten im keltischen, germanischen, italischen, thrakischen und skythischen Totenkult eine entscheidende Rolle. Auf den vielerorts mit Ochsen, Kühen oder gar Hirschen bespannten Wagen fuhren die Verstorbenen in die andere Welt. Oft wurde dafür der Erntewagen genommen, denn auch er ist ein Totenwagen, nämlich für die toten (geernteten) Kinder der Erdgöttin.

Würmlein klein, ohne Haut und Bein

> »Die alten Wege tot?
> Darüber lachte Alter Mann.
> Vielleicht, sagte er, ist es einfach so, dass jene
> die sich zu sehr daran gewöhnen, Landkarten zu benutzen,
> die wirklichen Wege unter ihren Füßen
> nicht mehr sehen.«
>
> Joseph Bruchac, Abenaki-Dichter, »Das Ziel«

Vor einigen Jahren, während einer Feldforschung in einem kleinen Dorf am Ganges in Uttar Pradesh, wurde ich schwer krank. Eines Morgens konnte ich mich kaum vom Lager erheben. »Du siehst ja ganz gelb aus, deine Augen sind zitronengelb!«, sagte meine Frau. Mein weißer Baumwollpyjama war braun gefärbt, als hätte ich Kaffee geschwitzt. Mühsam schleppte ich mich hinaus, um wie jeden Morgen hinter den Büschen meine Notdurft zu verrichten. Der Kot war weiß wie Kreide. Die Gallenflüssigkeit schien den Darm zu meiden und durch die Poren zu quellen. Es sollte das letzte Mal für Wochen sein, dass ich das Zimmer verließ … Matt lag ich auf der Baumwollmatratze, driftete zwischen Welten, konnte nicht mehr zwischen Fieberwahn und Wirklichkeit unterscheiden. In meinen Träumen befand ich mich in der Welt der Toten. Ich flog über den Ganges, aber meine Flügel waren aus Blei, und die Toten saßen mir auf dem Rücken. Sie drückten derart stark, dass ich unter Wasser tauchte. Mit aller Kraft versuchte ich wieder an die Oberfläche zu gelangen, damit ich nicht ertrinke. Es gelang mir gerade noch, aber wieder

drückten sie mich hinab. Drei Mal wurde ich auf diese Weise unter Wasser getaucht.

Dumpf fühlte ich meine Lebenskraft verebben. Aber es war mir gleichgültig, ob ich lebe oder ob ich sterbe. Eines Morgens sah ich einen ziemlich großen giftgrünen Wurm wabernd durch das Zimmer schweben. Ich stand von meinem Lager auf, ergriff den Wurm, steckte ihn zur Tür hinaus und machte die Tür wieder fest zu. Erst einige Tage später wurde mir bewusst, dass es eine Halluzination gewesen sein musste. Aber ich fühlte mich zuversichtlicher, wusste, dass ich auf dem Weg zur Genesung war. Der schreckliche »Wurm«, den ich da so realistisch gesehen hatte, war der Krankheitsdämon, der an meinen Kräften nagte. Die Seele spricht in Bildern: Das Hinaustragen aus dem Zimmer bedeutete, dass ich die Krankheit aus dem Körper herausbefördert hatte.

Wahre Halluzinationen

Diese Vision vom grünen Wurm war eine wertvolle Lehre, was schamanisches Heilen betrifft. Es wurde mir wieder einmal klar, dass bei fast allen indigenen Völkern Krankheiten nicht nur als Symptome organischer Fehlfunktionen verstanden werden, sondern auch als trans-sinnliche Entitäten, als astral-ätherische Wesenheiten, die in den Menschen eindringen und ihm die Lebenskraft rauben. Auch bei den Kelten, Germanen, Slawen und anderen europäischen Ethnien wurden diese Entitäten vor allem als »Würmer« oder »Gewürm« – angelsächsisch *wyrmas*, altenglisch *weevil*, französisch *vermin* – imaginiert. Diese Wesenheiten wurden »gesehen«. Seit der wissenschaftlichen Wiederentdeckung indigener schamanischer Techniken wissen wir, dass mit diesem »Sehen« nicht die optische Wahrnehmung externer physikalischer Gegenstände gemeint ist, sondern die »innere Schau«. Die krankmachenden Entitäten sind nicht

mit den äußeren Augen zu sehen – auch nicht wie Viren oder Bakterien mit dem Elektronenmikroskop – sondern einzig mit dem »Auge der Seele«.

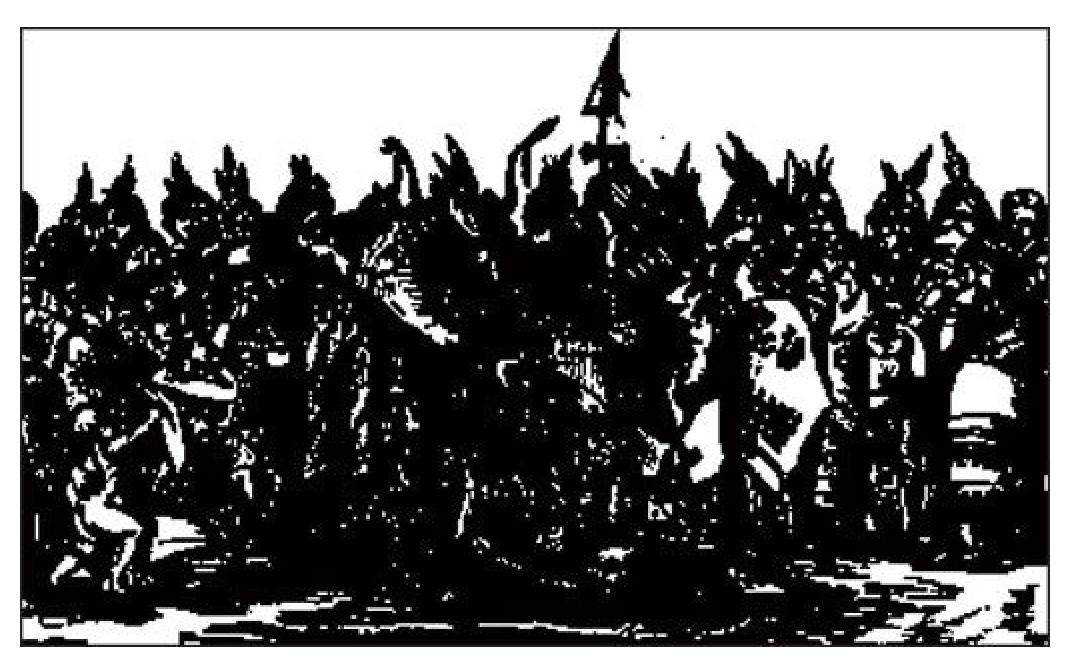
Dieser Gedanke ist der gegenwärtigen westlichen Erkenntnis- und Wahrnehmungstheorie eher fremd. Naturwissenschaftlichen Theorien zufolge ist allein der objektive, empirische Tatbestand »wirklich«. Was dagegen im »Innern« gesehen wird – die Produkte der Fantasie, die Traumbilder, die durch Vergiftung (etwa Rauschgift), Übermüdung oder durch andere Funktionsstörungen des Gehirns erzeugten Bilder –, das sind Halluzinationen. Diese gelten als subjektiv; sie sind von der Konstitution ihrer Subjekte abhängig und daher nicht »real«. Der maßgebende Mitbegründer der Experimentalwissenschaft, Francis Bacon, bezeichnete sie als Trugbilder *(idola).*

Da die »animistischen Eingeborenenvölker« anscheinend ihre »Halluzinationen« ernst nehmen und nicht zwischen objektiv real und subjektiv irreal unterscheiden, sprach die Völkerkunde und Völkerpsychologie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gerne von dem kindhaften »prälogischen Denken der Wilden«. Und die Schamanen – die »Teufelstänzer«, *witch doctors*, Gaukler –, die mit solchen imaginären Wesenheiten umgehen, galten lange schlicht als sozial sanktionierte Schizophrene, Hysteriker oder, wie in der marxistischen Ethnologie, als gerissene Gauner. In der Sowjetunion wurden sie liquidiert, oder man steckte sie ins Arbeitslager.

Inzwischen bestehen jedoch in der Völkerkunde keinerlei Zweifel hinsichtlich der mentalen Fähigkeiten der Naturvölker. Die in traditionellen Stammesverbänden lebenden Menschen beobachten oft schärfer und kombinieren klarer als die so genannten Zivilisierten (Moerman 1982: 4). Harold Conklin, der die Hanunoo auf den Philippinen untersuchte, bestätigt, dass dieses einfache Volk von Reisbauern die Pflanzen genauer beobachtet und bestimmt, als es der akademische Botaniker mit Hilfe der

linnéschen Taxonomie tut (Conklin 1957). Ähnliches berichtet Robert Caneiro von den Kuikuru in Zentralbrasilien: Sie können jede Pflanze in ihrem Territorium bestimmen und benennen, jedes Wachstumsstadium, ob Keimling oder totes Blatt. Für Robert Lawlor sind die weißen Australier im Vergleich zu den Aborigines – diese können jede Feder, jedes Stück Holz, jede Spur deuten – regelrechte ökologische Analphabeten (Lawlor 1999: 186).

All diese Stammesvölker sind auch mit trans-sinnlichen »andersweltlichen« Wesenheiten vertraut. Es ist nicht so, dass sie an Geistwesen glauben, sie »sehen« sie. Sie nehmen sie in einem Zustand erweiterten Bewusstseins wahr. Was sie sehen und erleben, ist weder subjektive Fantasie noch Halluzination, sondern die »innere Dimension« der empirischen Wirklichkeit. Diese Art, »mit der Seele« zu sehen, ist bekanntlich uraltes Menschheitserbe, es ist vielen Menschen angeboren. In traditionellen Gesellschaften werden Individuen, die in diesem Bereich besonders begabt sind, auserkoren, die gesellschaftliche Rolle als Heiler, Hellseher oder Schamane auszuüben. Meistens gehen sie bei älteren, erfahrenen Schamanen in die Lehre. Dabei werden diese natürlichen Fähigkeiten weiter ausgebildet und geschärft. Oft werden dabei zusätzliche schamanische Techniken erlernt, die schon in der Altsteinzeit zur Anwendung kamen. Trance induzierendes Trommeln, Tanzen, Fasten, Anwendung von bewusstseinserweiternden Pflanzen, Schlafdeprivation und so weiter gehören mit zu diesen wahre Hellsichtigkeit fördernden Techniken. Diese Techniken helfen dem Heiler, sich mit den Entitäten, die den geistigen, nichtsinnlichen Raum bevölkern, auseinander zu setzen, und zwar noch bevor sich diese auf der physikalischen, körperlichen Ebene manifestieren. Der bewusste, absichtliche Umgang mit diesen Geistern diente nicht dem bloßen Zeitvertreib, sondern war wesentlicher Teil der Überlebensstrategie der Naturvölker.



Mandan-Medizinmann beim Heilritual (G. Catlin).

Krankheitsbringende Entitäten in indigenen nordeuropäischen Kulturen

Die indigenen, nordeuropäischen Waldlandkulturen, die Kelten, Germanen und Slawen, wie auch andere indogermanische und finnougrische Völker, kannten ebenso solche parasitäre Entitäten, wobei schamanische Techniken den Umgang mit ihnen ermöglichten. Als Krankheitsursache war diesen Völkern Zauberei (Besingen, Besprechen usw.) bekannt sowie Begegnungen mit den Geistern Verstorbener, Seelenverlust, Geistergeschosse, zornige Ahnen oder Tiergeister, vor allem jedoch Befall durch Krankheitsdämonen in Wurmgestalt.

Es handelt sich um geisterhaftes »Gewürm« oder, wie Paracelsus noch im 16. Jahrhundert sagte: »Würmlein klein, ohne Haut und Bein, ohne Corpus und Substanz.« Dieses Gewürm konnte sich auf der physikalischen wie auch auf der seherischen, andersweltlichen Ebene, in Gestalt von Fadenwürmern, Raupen, Maden und anderen Insekten, Spinnen, auch als Echsen, Lurche, Schlangen, »Drachen«

oder Mäuse manifestieren. In der germanischen Anschauung gehörten sie mit zur Kategorie der elbischen Wesen[128], jenen blassen, schwer fassbaren Nebelgestalten, zu denen auch die Abgeschiedenen, die Zwerge, Elfen[129] und andere Erscheinungen der niederen Mythologie gehören. Die Snorra-Edda unterscheidet zwischen den lichten, schönen Lichtelben *(ljósalfar)* und den schwarzen Dunkelelben *(døkkalfar)*. Die Bezeichnungen bedeuten aber nicht unbedingt, dass die eine Elbenart gut und die andere böse ist. Die Elben sind an sich zwielichtig, sie können edel, hilfreich und aufrichtig sein oder boshaft, listig. Sie können weissagen, jede Gestalt annehmen; sie tragen Tarnkappen. Gelegentlich necken, verhöhnen und verspotten sie Mensch und Tier, drehen ihnen »Wichtelzöpfe« (Filzhaare, »Rastas«), sitzen auf ihnen während des Schlafs (Alpdrücken) oder verursachen Alpträume. Den Alp, der nachts daherkam und den Schlafenden wie ein Pferd ritt, haben wir schon im letzten Kapitel kurz beschrieben. Er wurde Nachtmahr (altenglisch *nightmare*, französisch *cauchemare*) genannt. Schweißgebadet und erschöpft wacht der so gerittene am Morgen auf. Die Nachtmahr kann als Geisterpferd gedacht werden, aber es handelte sich vor allem um eine Hexe, eine Zauberin, die ihren Astralleib ausschickt. Es ist die *Mora*, wie sie bei den slawischen Völkern hieß. Auf den Ästen der Bäume, wo sie sich beim nächtlichen Flug ausruhte, wachsen anschließend Misteln oder »Hexenbesen«. Überhaupt zeigen Knoten und wirre Zweigverwachsungen die Anwesenheit von Elben an.



Hexenbesen auf einer Tanne.

Die nordeuropäischen Völker waren darauf bedacht, ein freundliches Verhältnis zu den Elben zu finden. Der *Alwin* (germanisch *alb und wini*, »Freund«), der Elben als Freunde hat, der *Alfred* (altenglisch *ælf und ræd*), der ihren Rat genoss, oder der *Alberich* (germanisch *alb und rik*, »Herrscher«), der sie beherrscht, hatte gutes Gelingen im Leben und war ein Segen für die Gemeinschaft (Golther 1908: 125). Sie wurden in Feld und Hain, an Felsen oder alten Bäumen, am Hofholunder oder Herd mit kleinen Ritualen und Opfern von Bier, Brot und dergleichen versöhnt.



Die Paradiesschlange verführt Eva (Augsburg 1490).

Elben können recht gefährlich sein, insbesondere wenn man sie beleidigt.[131] Ihr Blick kann krank oder wahnsinnig machen.[131] Ihre Schläge, Stiche, Hiebe oder Pfeile (angelsächsisch *ylfa gescot*, norwegisch *alfskud*, dänisch *elveskud*) waren ebenso gefürchtet wie ihr verderblicher Hauch (norwegisch *alfgust, elfblaest;* schwedisch *elfeblåst*), der Geschwulst und Seuche bringt. Noch bis in die Neuzeit war auf Jütland der Blaswurm *(Bläseorm)*, der sein Gift durch sieben Kirchenmauern hindurchpusten kann, gefürchtet. Die angelsächsischen *Leech-Books* (Arzneibücher) liefern viele Rezepturen gegen »Wasserelfen-Krankheit« und gegen Elfenschüsse (Wheelwright 1974: 103).

Das Wissen um elbische Schädlinge lebte im ländlichen Raum noch bis in die Neuzeit fort. Die Kirche stellte die Existenz dieser Entitäten nicht in Frage, sondern stellte sie lediglich unter die Herrschaft des Widersachers. Ja, Satan selbst war es, der in Schlangengestalt die Menschenmutter im Paradies verführte.

Die elbischen Würmer und Schlangen seien, so hieß es im Zeitalter der Inquisition, aus der Buhlschaft der Teufel und Hexen entstanden (Bächtold-Stäubli IX 1987: 843). In unserer Sprache, wie in Redewendungen, lebt die Erinnerung an diese wurmgestaltigen Plagegeister bis heute fort: »Etwas wurmt mich«, »Da ist der Wurm drin«, »Einen Wurm im Kopf haben« (blöde Gedanken haben), »Mir ist etwas über die Leber gekrochen«. Es gibt Hasswürmer und Neidwürmer (italienisch *baco dell' invidia, baco dell' astio*), welche die Seele befallen, kränken oder gegebenenfalls Gewissensbisse verursachen. Auch Sprichwörter zeugen von einer Ätiologie[132] aufgrund elbischer Würmer: »Jeder hat seinen Wurm« (französich: *Chacun à son ver coquin*), »Wer hat dir de Wurm tötet?« (schwäbisch, »Wer hat dich aus der Not erlöst?«) oder »Jemanden den Wurm aus der Nase ziehen«.

Magische Helminthologie (Wurmkunde)

Zu den saugenden, beißenden, elbischen Würmern, die stechende, bohrende, klopfende Schmerzen und andere Leiden verursachen, gehören folgende »Arten«:

- *Augenwurm*, verantwortlich für Augenleiden.
- *Beinwurm*, verantwortlich für Knochenfraß.
- *Brandwurm*, erregt Brand (Eschara, Gangräne, Sphacelus).
- *Fingerwurm*, auch *Blut-* oder *Eiterwurm* genannt, sind die beim Panaritium ausgestoßenen abgestorbenen Sehnenfasern. Auch klopfende, bohrende Schmerzen oder Eiterpfropfen werden so benannt. Wenn dieser Wurm den Fuß befällt, heißt er *Umlauf*, *Schelm* oder das *Ungenannte.*
- *Fliegende Würmer*, Ansteckung (angelsächsisch *onflyge*).

- *Gähwurm*, auch *Magenwurm* (englisch *mawworm*), erregt Heißhunger.
- *Gnatzwürmer*, erzeugen Schorf.
- *Gneitwurm*, erregt Ekel und Überdruss.
- *Handwurm* (altenglisch *handwyrm*), bringt Krätze.
- *Haarwurm* (Osteuropa, Ostdeutschland), verursacht Haarverlust (bei Tieren Hautflechten), verbunden mit Phthisis, Atrophia, Taubheit, Gicht und anderen Symptomen, die auf Immunschwäche schließen lassen.
- *Herzwurm*, ein Wurm (oder Hexe in Wurmgestalt) mit hirschähnlichen Hörnern am Haupt, der den Menschen das Herz »abbeißt«, so dass sie sterben. Er verursacht als Symptom Übelkeit und Sodbrennen.
- Hirnwurm (norddeutsch *Quese*, altnordisch *kvaisa*, »Made«), »Wurm im Kopf«, verursacht Drehkrankheit in Schafen. (Ähnlich dem »Hemicranus«, einem in der Stirnhöhle hausender Fleischwurm, den die antiken Ärzte von Hippokrates bis Avicenna erwähnen.)
- *Hvidorm* (norwegisch Weißwurm), hat den bösen Blick, macht wahnsinnig.
- *Knochenwurm*, *Markwurm*, erzeugt Knochentuberkulose.
- *Liegender Wurm*, der eingenistete Eingeweidenwurm.
- *Nagender Wurm*, Skrophulose, Atrophia.
- *Nesselwurm, Nestle, Genisse, Nösch* (germanisch *Nesso*, »Wurm«), der Bandwurm oder die laufende Gicht.
- *Ohrwurm*, Entzündung im Ohr (Otitis), Mumps.
- *Reitwurm* (vogtländisch), Räude.
- *Ringworm* (englisch), Scherpilzflechte, Grind.
- *Sterzwurm*, befällt Kühe, so dass die Schwänze faulen.
- *Tauwurm* (norwegisch *dugorm*), dringt in die Fußsohlen ein.
- *Tetterworm* (englisch), Flechte.
- *Veitswurm*, auch *Geit-* oder *Geitzwurm*, Hautausschlag, der sich wurmartig ausbreitet.

• *Zahnwurm*, lebt in faulenden Zähnen und stirbt, wenn er an die Luft kommt (Paracelsus).
• *Zehrwurm*, *Mitesser*, Schwindsucht.
• *Zungenwurm*, Zungenerkrankung, Zungenkrebs, aber auch Streitsucht.

Man unterschied die elbischen Würmer auch nach ihren Farben, wie wir zum Beispiel aus dieser altüberlieferten Beschwörung aus dem Allgäu entnehmen:

»Jesus und Petrus[133] ackerten auf einem Acker,
ackerten auf drei Furchen,
ackerten auf drei Würmern:
der eine ist weiß,
der andere schwarz
der dritte ist rot;
da sind alle Würmer tot. Im Namen ... usw.«

Neben den Urfarben Schwarz (Kot, Erde), Weiß (Milch, Samen) und Rot (Blut, Feuer) werden auch graue und giftgrüne Würmer in den verschiedenen indogermanischen Bannsprüchen erwähnt.

Wurm, Wurz und Wort

Wurmgestaltige Krankheitsdämonen sind auch in anderen Kulturen bekannt. In der *Atharvaveda* II, 31, wird Indra, der vedisch-arische Gewittergott und Blitzkeilträger, »der Zerquetscher eines jeglichen Wurms«, beschworen, die verschiedenen Würmer, die sich in das Eingeweide, den Kopf und die Rippen bohren, und jene Würmer, die im Gebirge, in den Wäldern und in den Pflanzen ihr Unwesen treiben, mit seinem Mahlstein zu zermalmen (Mylius 1981: 82). Auch Donar/Thor, Gewittergott der Germanen, zerschmettert Dämonenwürmer, Lindwürmer und andere chthonische Kriecher.

Selbstverständlich kennen auch die nicht-indogermanischen Völker diese Krankheitsdämonen. Im antiken Vorderasien wurden Unterleibserkrankungen schmarotzenden Würmern zugeschrieben. Die Xhosa, Zulu und andere südafrikanische Völker kennen die »fressenden Geisterwürmer« *(Izidlanga)*, die der *Nganga* (Zulu *Inyanga*, »Kräuterheiler«), *Sangoma* (Schamane, *witchdoctor*) oder *Abathandazi* (Geistheiler) mittels TranceTechniken und psychoaktiver Pflanzen *(Intelezi)* wahrnimmt und vertreibt. Würmer (auch magische Pfeile, Intrusionen) werden durch saugende Schamanen in aufwendigen und anstrengenden psycho-physiologischen Heilséancen in Nord- und Südamerika, auf den Pazifischen Inseln, in Australien sowie Afrika herausgesaugt und verbannt. Der südamerikanische *Curandero* (Wanderheiler) benutzt Entheogene, um die Wurmwesen, die er mit Hilfe von Tabakdämpfen anlockt und betäubt, zu sehen und herauszusaugen. Der australische Schamane trinkt am Nachmittag ein psychotropes Nachtschattengebräu *(Pituri)*, um eingedrungene Geisterpfeile oder Dämonen zu sehen bzw. zu schauen, ob er die Macht hat, sie herauszusaugen. In der anschließenden Nacht erfolgt die Heilséance.

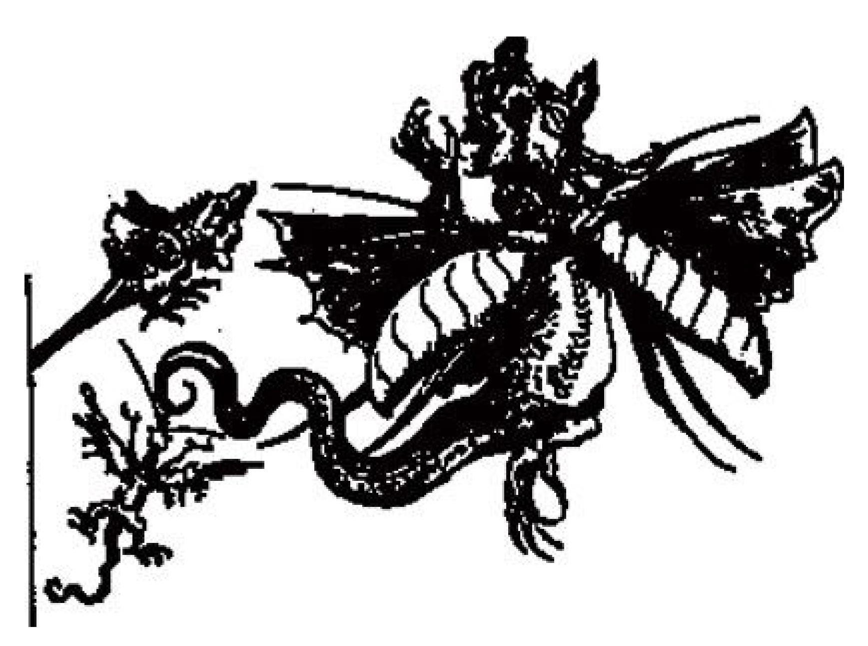


Donar kämpft gegen die Midgardschlange, die jegliches Wurmwesen symbolisiert.



Saugender Schamane bei den Chippewa.

Wenn die Heilung erfolgreich ist, spuckt der Schamane die herausgesaugten Krankheitsgeister, die Würmer, aus. Oft ist es eine blutige Feder oder ein Daunenbüschel, ein Stein, Knochensplitter oder ein Würzelchen, das da erbrochen wird. Das ist kein Betrug, wie es Missionare und Kolonialbeamte dem »Gaukler« unterstellen, sondern lediglich ein Sichtbarmachen eines an sich unsichtbaren Wesens. Der berühmte französische Anthropologe Claude Levi-Strauss beschreibt in seinem bekannten Aufsatz »Der Zauberer und seine Magie« (Levi-Strauss 1967: 192), wie der Kwakiutl-Schamane Quesalid ein kleines, im Mund verstecktes Federbüschel am Höhepunkt der Zeremonie blutig ausspuckt und allen Teilnehmern als Beweis seiner erfolgreichen Behandlung zeigt. Dazu kommentiert der Ethno-mediziner Richard Grossinger: »Die Eingeborenenärzte wissen über die physiologischen Zusammenhänge erstaunlich gut Bescheid. Sie betrachten jedoch die ›Fleischwerdung‹ pathologischer Zustände als spätes Nebenprodukt der eigentlichen übernatürlichen ›Infektion‹« (Grossinger 1982: 134).



Dämmmgewürm (Ausschnitt aus: Versuchung des heiligen Antonius, Lucas Cranach d. A., 1506).

Wie nun wurde bei den nordeuropäischen Waldlandvölkern der elbische Wurmbefall geheilt? Ähnlich wie in anderen schamanischen Kulturen, wurden die Dämonenwürmer hellsichtig geortet. Vieles deutet darauf hin, dass die germanischen Schamanen und Schamaninnen, die Lachsner – eventuell mittels Zauberpilzen *(Amanita)* oder Nachtschattenpflanzen und anderer Trance induzierender Techniken – durch den Schleier auf die unsichtbare Seite blickten, dort, wo das krankmachende Ungetier sein Unwesen treibt (Storl 1993: 50). Dieses wurde dann herausgesungen[134] und herausgeräuchert. Es waren die *Galsterer*, die mit laut gellendem Zaubergesang die elbischen Würmer »beschworen«, »beriefen« oder »beschrien« und so ihnen ihr Dasein vergällten.

Die schamanischen Therapien wurzeln in der Alten Steinzeit, als die Menschen noch alle Jäger und Sammler waren. So ist es verständlich, dass der Schamane wie ein Jäger, Fallensteller oder gar ein Raubtier vorgeht. Er folgt den verräterischen Spuren, die das Dämonentier hinterlässt, er versucht es aus seinem Versteck herauszulocken, es in

die Falle zu locken. So auch der germanische Schamane: Schrittweise lockt er den Bösewicht. Das entnehmen wir dem in Tegernsee (Bayern) aufgefundenen Spruch »Gang uz, Nesso« aus dem 9. Jahrhundert, der sich gegen einen üblen Wurm und seine neun Gesellen wendet – ein Dämon kommt ja bekanntlich selten allein daher:

»Geh hinaus, Wurm *(Nesso)*, mit neun Würmlein:
Hinaus aus dem Mark in die Adern,
Von den Adern in das Fleisch,
Von dem Fleisch in die Haut,
Von der Haut in diesen Pfeil.«

Der schamanische Heiler weist mit machtvollen Worten den Würmern schrittweise den Weg hinaus aus dem Körper, bis zu dem auf die Haut aufgelegten Pfeil. Dann schießt er den Pfeil weit weg ins gähnende Nichts. Wahrscheinlich wurde er nach Norden geschossen, denn diese Richtung galt bei den germanischen Völkern als der Ort der Dämonen und Eisriesen.

Auch Wegzählen konnte der Besprecher die Bösewichte, wie wir aus diesem angelsächsischen Abzählspruch *(With Cyrnel)* gegen Schwellungen, Skrofeln und Würmer erfahren:

»Neun waren des Nordens Schwestern,
dann wurden die neun zu acht,
die acht zu sieben,
die sieben zu sechs,
die sechs zu fünf,
die fünf zu vier,
die vier zu drei,
die drei zu zwei,
die zwei zu eins,
und eins zu keins.«

Zum Herausräuchern wurde der den Germanen heilige Wacholder *(Juniperus communis)* benutzt, dessen aromatische Zweige ja, wie schon erwähnt, auch zur

Leichenverbrennung verwendet wurden – oft zusammen mit dem Beifußkraut *(Artemisia vulgaris)*, welches bekanntlich überall, wo es wächst, in schamanischen Riten verwendet wird[135] (Storl 2000a: 42).

Auch viele andere Kräuter, vor allem Laucharten (*Alllium* spp.), insbesondere der Bärlauch *(Allium ursinum)*, wurden als *älfadle laecedom* (Arznei wider die Elfenkrankheiten) gebraucht (Storl/Pfyl 2002: 120). Das gilt ebenso für die slawischen Völker, die noch immer unsichtbare, Blut- und Kraft saugende astrale Entitäten (Vampire) mit Knoblauchkränzen fernhalten oder vertreiben. Im alten angelsächsischen Neunkräutersegen *(Lacnunga)* aus dem 11. Jahrhundert tritt Woden (Odin, Wotan), der germanische Schamanengott und Kulturheros, mit neun Kräutern *(wyrts)* als Vorbild für die Heiler hervor:

»Eine Schlange (Wurm) kam gekrochen,
sie zerriss einen Menschen:
Da nahm Woden neun Wunderzweige,
er schlug da die Schlange,
dass sie in neun Stücke zerbarst.«

Die neun Kräuter Wotans

Die neun Kräuter, mit denen der Schamanengott die elbischen Würmer zerstob, sind folgende:

1. **Beifuß** (angelsächsisch *mucgwyrt*, Mugwurz), »Ältestes der Heilkräuter«.
2. **Breitwegerich** (angelsächsisch *wegbrade)*, die »Mutter der Kräuter«.
3. **Stune**

Bei diesem nicht eindeutig bestimmten Heilkraut oder Wurz *(wyrt)*, welches »auf Steinen wächst«, handelt es sich vermutlich um den Feldthymian oder Quendel *(Thymus serpyllum).* Im Kräutersegen wird die Stune mit diesen Worten beschworen:

»Stune heißt diese Pflanze, sie wuchs auf dem Steine,
sie widersteht dem Gift, sie widersteht der Krankheit
die Stithe [Starre?] heißt; sie widersteht dem Gift,
vertreibt den Bösen, treibt aus das Gift.«

Feldthymian oder Quendel
Thymus serpyllum

Es gibt über hundert Thymianarten und – je nachdem, mit welchem Botaniker man spricht – um die vierhundert Unterarten. Jede Art hat eine eigene, oft aufregende Duftnote; einige riechen wie Zitrone, andere sind eher pfeffrig. Am bekanntesten ist wohl der Gartenthymian, eine echte Klosterpflanze, welche die Benediktiner um 800 unserer Zeit aus dem Mittelmeerraum mitbrachten.

Stune, der im angelsächsischen Kräutersegen erwähnte Thymian, ist sicherlich der einheimische, wild wachsende Quendel. Im Gegensatz zu den anderen Thymianarten kann er unsere kalten Winter überleben. Der anspruchslose Lippenblütler bildet auf trockenen, sonnigen Standorten, an Felshängen und Böschungen duftende Polster. Er ist klein, aber als Heilpflanze ein Riese. Sogar die Ameisen bedienen sich seiner desinfizierenden Wirkung. Die kleinen Tierchen schleppen die Samen herbei und pflanzen sie absichtlich auf oder neben ihren Bau. Da die Bienen den Nektar spendenden Lippenblütler nicht minder lieben, sind Imker gut beraten, ihn nahe der Bienenstöcke anzupflanzen.

Bienen und Ameisen lieben es trocken und warm – so wird auch die Pflanze charakterisiert. Die galenischen Ärzte der Spätantike und des Mittelalters beschrieben sie als warm und trocken bis zum dritten Grad. Ihr traute man zu, kalte wässrige Erkrankungen wie Husten, Grippe und Schnupfen zu lindern. Auch bei Blasen- und

Harnwegentzündung, bei »kaltem Magen« und als Badezusatz bei Gicht und Rheuma wurde sie eingesetzt.

Vor allem aber galt Quendel als ein Frauenkraut und gehörte mit zu den Geheimnissen der weiblichen Hygiene und Medizin. Im klassischen Altertum war die Pflanze Teil der weiblichen Fruchtbarkeitsmysterien, der Thesmophorien, wo die Frauen im Venustempel blühende Rosen und Thymian opferten. Bei den Germanen war das Duftkräutchen Teil des »Bettstrohs der Freya«, auf dem die Gebärenden lagerten. Im ländlichen Europa sammelten die Frauen noch bis in die Neuzeit den Quendel am Johannistag, um zwölf Uhr mittags, um damit die volle Licht-und Wärmekraft der Pflanze einzufangen. Der Aufguss gilt als wärmend, stimulierend und depressionsmildernd. Das Kraut wurde bei Bedarf als Tee bei der Niederkunft getrunken. Dass die Pflanze mit zu den Geburtskräutern gehört, macht Sinn, wenn man bedenkt, dass das reine ätherische Öl, das so genannte Thymol – zeitgemäß bezeichnet man es als 2-Isopropyl, 5-Methyl, 1-Phenol –, auch eine menstruationsauslösende Wirkung haben kann. Schwangere sollten also mit Thymianöl vorsichtig sein bzw. es nicht verwenden.

Einige Sagen erzählen von dem Quendel als Frauenkraut. In einer Pfälzer Sage wird von einem Mädchen berichtet, das an »Mutterweh« (Gebärmutterschmerzen) litt. Sie legte sich auf ein Quendelbeet und schlief ein; da kroch eine Kröte aus ihrem Mund, hüpfte in das Beet und wieder zurück. Da wurde die junge Frau wieder gesund. Die Kröte als lunares Tier, das dem feuchten Element zugehört, war bei den Kelten und Germanen Symbol der Gebärmutter (und deshalb heilig). Die slawischen Völker nennen den Quendel in ihren Sprachen »Seelchen der Mutter«, wobei auch hier der Bezug zur Gebärmutter hergestellt wird.

Bayrisch-österreichische Sagen erzählen ebenfalls von der schützenden Natur dieser Pflanze, die der

Frauengöttin oder Mutter Gottes geweiht ist. Dabei handelt es sich um ein stolzes Bauernmädchen, das jeden Heiratsantrag ausschlägt. Eines Tages kommt jedoch ein fescher Bursche daher, der ihr tief in die Augen schaut und ihr ein schönes, freies Leben in Saus und Braus verspricht, wenn sie mit ihm geht. In der nächsten Nacht will er sie heimlich abholen. Ihre Mutter merkt jedoch, dass etwas mit ihrer Tochter nicht stimmt. Vorsichtshalber näht sie etwas Kundlkraut und Widritat-Moos ins Kleid. Als der Fremde zur verabredeten Stunde erscheint, schrie er in erboster Wut, ehe er sich in eine Schwefelwolke auflöste:

»Kundlkraut und Widritat
Hab’n mi um mei Madl bracht!«



Der Teufel verführt eine Frau (Ulm 1490).

Hier nun einige moderne Heilindikationen und andere Verwendungsmöglichkeiten:

- Thymian ist vor allem ein schleim- und krampflösendes Hustenmittel.
- Der Tee wirkt krampflösend bei Magen- und Darmkoliken.
- Mit Weingeist bereitet, wirkt er stärkend für schwache, skrophulöse Naturen. Es wird eingerieben bei Gicht, Rheuma, Verstauchungen, Quetschungen und Beulen.
- Als Badezusatz (mit Schafgarbe) wirkt er stärkend und nervenberuhigend.

• Als Gurgel- oder Inhalationsmittel bei Infektionskrankheiten. Das Carvacrol, eine im Thymian enthaltene essenzielle Verbindung, wirkt noch bei einer Verdünnung von 1: 3000 hemmend auf Bakterien und Pilze.
• Zerrieben (»gerebelt«) als Würze für Suppen, Braten oder Pizza.
• Auch in der bäuerlichen Tierheilkunde wird Quendeltee bei Husten, Darmerkrankung und Koliken verwendet.

Achtung! Bei zu hoher Dosierung besteht Gefahr der Schilddrüsenüberfunktion.

Die Bezeichnung Thymian kommt vom griechischen *thymiama*, »Räucherwerk«, ist aber auch verwandt mit »Thymos«, dem Sitz der Lebenskraft und des Mutes. Mittelalterliche Ritter gaben Quendel ins Badewasser oder trugen einen Zweig, den ihnen die Dame ihres Herzens zugesteckt hatte, um im Kampf den Mut nicht zu verlieren.

4. **Attorlathe** (*attor*, »Eiter, Gift«; *lathe*, »Verabscheuer«)

Bei dieser Pflanze handelt es sich wahrscheinlich um die Schlangenwurz (*Polygonum bistorta;* altenglisch *adderwort*, schwedisch *ormört*, Wurmwurz«), auch Natterkraut, Otterwurz, Kebswurzel oder Drachenwurzel genannt. Der Schlangenknöterich, ein im ganzen germanischen Siedlungsraum auf feuchten Wiesen wachsendes Knöterichgewächs, hat seinen Namen wegen seiner windenden, gedrehten, schlangenähnlichen Wurzeln erhalten. Diese Wurzel, mit rosafarbigem Fleisch, wirkt aufgrund eines hohen Gerbstoff- und Gallsäuregehalts äußerst zusammenziehend. Sie wird im Herbst gegraben. Eine Abkochung hilft, innerlich eingenommen, bei Alkaloidvergiftungen, Ruhr, Durchfall, Schleim- und Blutflüssen, äußerlich bei Geschwüren, Hämorrhoiden,

Schlangenbissen und blutenden Wunden und als Gurgelwasser bei Zahnfleischblutung, lockeren Zähnen und Mandelentzündung. Die jungen Blätter werden in England noch immer als Frühjahrsgemüse (Osterpudding) gegessen. Die Pflanze gilt seit alters her als dämonenabwehrend. Deswegen legte man die Wurzel – ohne Wissen des Beteiligten – unter das Kopfkissen, gegen schlechte Träume. Die Beschwörung im *Lacnunga* lautet:

»Dies ist das Kraut, das gegen den Wurm focht,
das Macht hat gegen Gift, Macht gegen Ansteckung.
Es hat Macht gegen das Übel, das über das Land dahinfährt.
Schlag in Flucht nun, Attorlathe, das größere Gift,
auch wenn du der Kleinere bist, bist du der Mächtigere;
besiege das kleinere Gift, bis er von beiden gerettet ist.«

5. **Kamille**

Der Lachsner spricht dieses »Mägdekraut« (angelsächsisch *mægthe*, englisch *maythem*) mit folgenden Worten an:

»Erinnere dich, Kamille, was du bekannt gabst,
was du in Alorford vollbracht hast,
dass nimmermehr ein Mensch durch Ansteckung sein Leben verlor,
seit man ihm Kamille zu essen gab.«

Kamille

Chamomilla recutita, Matricaria chamomilla

Die Kamille ist eine Sonnenpflanze. Mit ihrem gewölbten, gelben Blütenpolster, umrandet mit einem leuchtenden Kranz aus weißen Strahlblüten, erinnert das Blümchen an eine kleine Sonne, die vom hellblauen Himmel erstrahlt. Sie ist auch ganz dem Sonnenlicht und Himmel hingegeben. Als Wirkstoff enthält sie ein himmelblaues

ätherisches Öl, das Chamazulen, welches entzündungshemmend wirkt. Die winzigen Samen sind Lichtkeimer, sie weigern sich zu keimen, wenn die dunkle Erdkrume sie bedeckt. Die fein gefiederten Blätter sind vollkommen »durchlichtet« – sie haben wenig schwere, wässrige mondhafte Masse, wie etwa der Kohl oder Kürbis. Filigrane Blätter und Aroma sind immer eine Andeutung der Empfänglichkeit gegenüber den ordnungsgebenden, kosmischen Lichtkräften. Auch sonst ist die Kamille »sonnenfüh-lig«: Des Nachts und bei trübem Regenwetter lässt sie die weißen Strahlblüten nach unten hängen.

Kamillen blühen am üppigsten in der hellsten Jahreszeit, wenn das Himmelsgestirn am Zenith steht. Wie andere heilkräftigen Mittsommerpflanzen – Johanniskraut, Arnika, Lindenblüten, Schafgarbe, Holunderblüten – zählt Kamille zu den »Johanniskräutern«. Die Johanniszeit – im Jahreskreis der Weihnachtszeit und Wintersonnenwende diametral gegenübergestellt – gilt als eine der wichtigsten Kräutersammelzeiten. Die Christen glaubten, dass das zur Sonnenwende vergossene, kostbare Blut des Täufers von diesen Pflanzen aufgenommen und in Heilkraft umgewandelt wurde. Selbstverständlich blühen die Kamillen noch bis in den Frühherbst hinein, aber der ländliche Aberglaube besagt, dass sie sich nach Johanni in duftlose Hundskamillen verwandeln. Dieser Aberglaube ist nicht so unsinnig wie er scheint: Die ätherischen Öle und Düfte der Kamille entfalten sich nämlich am allerstärksten in den langen hellen Tagen der Sommermitte.

Verständlicherweise weihten die Germanen die Kamillen ihrem Sonnengott Baldur, der zu Mittsommer geopfert wurde. Auch andere Korbblütler mit gelber Mitte und weißen Strahlblühten, wie die Margerite oder das Gänseblümchen, wurden ihm geweiht. »Baldurs Braue«

ist ein altüberlieferter Name dieser Blumen. Baldurs Opferfest wurde bekanntlich später auf Johannes den Täufer übertragen.

Es ist vor allem die einströmende mittsommerliche Lichtenergie – oder besser die Lichtinformation –, die in der überwältigenden Heilkraft der Kamille zum Ausdruck kommt. Kamille wirkt bis in die Tiefen des Körpers, sie wirkt auf die Schleimhäute des Darms, der Lunge und der weiblichen Geschlechtsorgane. Überall, wo Schleim und Eiter erzeugt werden, wo auflösende, die Gewebe chaotisierende Faktoren am Werk sind, da setzt sie die ordnende kosmische Lichtwirkung dagegen. Die Sonnenpflanze lindert, reinigt, beruhigt. Im Darm wirkt sie bei Krämpfen – Krämpfe entstehen, wenn der Astralleib (die Seele) sich nicht harmonisch mit der Leiblichkeit verbinden kann.

Wie der milde Sonnenschein, der im Frühling die Lebenskräfte in der Natur anregt, so belebt die Kamille die aufbauenden Vitalenergien im Körper. »Kamille verstärkt das aufbauende Ätherische, gegenüber dem abbauenden Astralischen« – so Rudolf Steiner in Bezug auf das biodynamische Kamillen-Kompostpräparat. Um das Präparat herzustellen, werden Kamillenblüten in Rinderdärme gestopft und über den Winter dort eingegraben, wo der Schnee lange liegt und Schmelzwasser einsickert. Auch sonst hilft die Kamille im Garten. Jungpflanzen, die von Pilz und Mehltau befallen sind, werden mit einer Kamillen-Schachtelhalm-Teemischung besprüht.

Warme Kamillenumschläge und -bäder heilen Wunden, Entzündungen, Krätze, Abszesse, Geschwüre und Fingernagelbetteiterungen. Wenn man den Tee eine Zeit lang im Mund behält, hilft er bei Zahnfleischentzündungen. Nur bei Augenentzündungen sollte man ihn nicht verwenden, da er die Bindehaut

reizen kann – ein Augenbad mit Augentrosttee *(Euphrasia)* wäre besser geeignet.

Kamille ist ein Frauenkraut, ein Mägdekraut. Der wissenschaftliche Name *Matricaria* – vom lateinischen *mater*, »Mutter, *matrix*, »Gebärmutter« – deutet schon an, dass es sich bei der Kamille um ein bewährtes Frauenheilmittel handelt. Wöchnerinnen nutzen die Heilpflanze für desinfizierende, beruhigende Sitzbäder und Waschungen. Innerlich eingenommen hilft der Tee bei Nachwehen und unterstützt die Rückbildung der Gebärmutter. Auch bei krampfartigen Menstruationsschmerzen hilft der Tee. Ebenso beruhigt Kamillentee den schreienden Säugling, wenn er an Eklampsie oder Blähungskoliken leidet.

Des Weiteren ist die Kamille eine der wirksamsten Magen- und Darmheilpflanzen. Bei Magenkrämpfen, Darmentzündungen (Kolitis, Enteritis), Darmkatarrh, Entzündung der Magenschleimhaut oder auch beim einfachen »Bauchweh« der Kinder wirkt der Kamillentee Wunder. Ein Kamillendampfbad ist angezeigt bei Lungenentzündung bzw. um einen chronischen Schnupfen zum Abklingen zu bringen.

6. **Brennnessel** (*Urtica dioica*)

Im *Lacnunga* heißt es, der Seehund entsandte die Brennnessel über den Rücken der See. Das heißt nicht, wie man immer wieder liest, dass sie erst mit den Römern auf die britischen Inseln kam; gemeint ist, dass die Heilinspirationen von dem mit Heimdal verbundenen Seehundgeist wellenartig ins Bewusstsein der *Laece*, der Schamanen, kam. Die von den Angelsachsen *Wergulu* genannte Brennnessel war auch in Britannien heimisch und seit der Altsteinzeit eine wichtige Faserpflanze zur

Herstellung von Stricken und Netzen. Als Heilpflanze wirkt sie entgiftend, entschlackend, blutbildend und stärkend.

7. Kerbel und 8. Fenchel werden im *Lacnunga* in einem Zuge erwähnt:

»Kerbel und Fenchel, zwei gar mächtige,
der weise Herr schuf sie,
der Heilige im Himmel, während er hing.
Er setzte und sandte sie in die sieben Welten
den Armen und Wohlhabenden allen als Hilfe.«

Fille und *Finule*, die im Kräutersegen verwendeten Bezeichnungen, sind Lehnwörter aus dem Lateinischen. Diese wärmeliebenden Kräuter wurden entweder schon von den Römern oder den christlichen Klosterbrüdern eingeführt und von den Lachsnern aufgenommen. Beim Kerbel handelt es sich entweder um die Süßdolde (Myrrhenkerbel, *Myrrhis odorata*, englisch *sweet cicely*), die sich inzwischen in Wales und Cornwall ausgewildert hat, oder um den Gartenkerbel (*Anthriscus cerefolium*, englisch *french chervil*). Kerbel und Fenchel galten, wie andere aromatische Doldenblütler (Dill, Kümmel, Bibernelle, Engelwurz), wegen ihres starken, angenehmen Dufts schon immer als dämonenabwehrend. Dämonen mögen keine guten Gerüche. Auch die vielen feinen Blätter mögen sie nicht, denn sie stehen unter Zwang, diese zu zählen. Deswegen hing man zu Mittsommer Johanniskraut und Fenchel über Tor und Tür: Die Hexen, die nachts ins Haus eindringen wollen, müssen die spitzen Blätter zählen. Dabei verzählen sie sich so oft, dass sie immer wieder von vorne anfangen müssen, bis sie, von der aufgehenden Sonne überrascht, unverrichteter Dinge wieder abschwirren müssen.



Fenchel.

Die Angelsachsen bereiteten als *Leechdom* (*laechentum*, »Arznei«) ein Getränk aus Fenchel gegen den Teufel. Das war auch auf dem Festland nicht anders. Die

Hebamme des Till Eulenspiegel soll bei seiner Geburt gesagt haben: »Ich bringe dem Glückskind Engelwurz, die bewahrt den Menschen vor Wollust, und Fenchel, der vertreibt den Teufel.« In der Volksmedizin galt der Fenchel als Augenheilmittel. Plinius behauptet, die Schlangen, wenn sie sich häuten, reiben die Augen mit Fenchel, um klare Sicht zu behalten. Fenchelsaft in einem Kupfergefäß im Harn eines gesunden Knaben gesotten und tropfenweise tagsüber in die Augen geträufelt, galt in der mittelalterlichen Volksmedizin als wirksame Augenmedizin.

9. **Apfel, Holzapfel** (*Malus ciommunis, M. sylvestris*)

Der wilde Apfel gedeiht in den lichten Waldlandzonen von Norwegen bis in den Kaukasus. Für die europäischen Waldlandvölker war der Apfel keineswegs Sinnbild des von Sünde beschmutzten sterblichen Fleischs, wie es die Bibel darstellt. Der Apfel war der Göttin Freya geweiht. Blühende Apfelzweige schmückten die Maikönigin beim Maifest. Der Apfel war Sinnbild der Schönheit, Reinheit und Gesundheit. In einer nordischen Sage ist es die Göttin Iduna, die die Äpfel der ewigen Jugend hütet, welche die Götter essen, um sich dadurch zu verjüngen. Auch den Verstorbenen taten die Äpfel wohl und galten, neben Haselnüssen und Hanfsaat, als die angemessene Totenspeise.

Die kleinen, herbsauren Holzäpfel, deren verkohlte Reste schon bei den jungsteinzeitlichen Pfahlbauern gefunden wurden, machen gegenüber dem prächtigen Tafelobst der heutigen Zeit einen recht mickrigen Eindruck. Dennoch war der Holzapfel das wichtigste Obst für die Kelten und die Germanen. Sie bereiteten aus den kleinen, goldgelben Früchten Most und Essig; sie machten Apfelschnitz oder Dürrobst und kochten ein Mus, welches aufgrund des hohen Pektingehalts leicht geliert. Das gab ihnen die nötigen Vitamine, um die langen Winter zu überstehen. Noch immer heißt es in England: »Der täglich

gegessene Apfel hält den Arzt fern.«[136] Im angelsächsischen Kräutersegen heißt es:

»Der Apfel zerstörte des Wurmes Gift,
dass er nie wieder in sein Haus wollte.«

Was das »Haus« betrifft, so war es allgemeiner Glaube, dass der Krankheitsdämon in einem »Wurmhaus« im Körper lebt. Noch lange glaubte man, er öffne die Tür an bestimmten Tagen – in Oberdeutschland am Allerseelentag, anderswo am Freitag oder Samstag – daher sollten an diesen Tagen Wurmmittel verabreicht werden. Haben diese Erfolg, dann sagen die Franzosen: »*La poche de ver est crevée*« –, »die Wurmtasche ist geplatzt« (Bächtold-Stäubli IX 1987: 844).

Entsorgung der Elbenwürmer

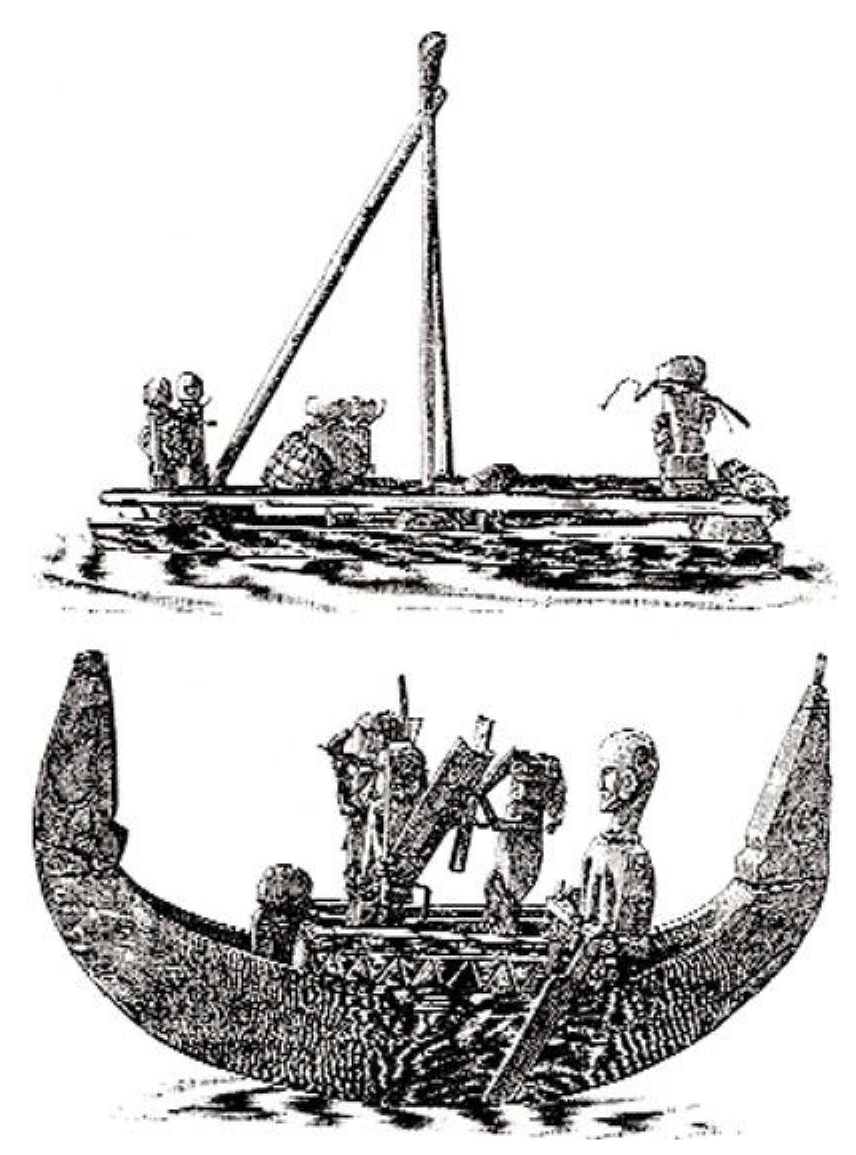
Die Kräuter – so lesen wir neun im *Lacnunga* – werden in einem aufwendigen Verfahren zu Pulver zerstoßen, mit alter Seife und Apfelsaft vermischt, mit geschlagenem Ei, Asche und Wasser zu Brei verrieben und dabei drei Mal mit dem Zaubergesang *(Galdor)* besungen. Auch der Patient wird über dem Mund, in beide Ohren und über seiner Wunde besungen, ehe man ihm die Salbe aufträgt.

Es gab noch viele andere solche, vom Lachsner verwendete »wurmtreibende Wurze« – Baldrian, Brombeeren, Brennnesseln, Enzian, Fichtennadeln, Gundelrebe, Johanniskraut, Möhre, Rainfarn, Sauerklee, Wegerich, Wurmfarn, Wermut (englisch *wormwood*) usw. (Marzell 1958: 633) –, die dann noch Jahrhunderte später als Wurmkräuter (*Anthelminthica, Vermifuga*) in den alten Kräuterbüchern erwähnt und in der Volksmedizin verwendet wurden. Viele dieser volksmedizinischen »Wurmmittel« richten nicht viel gegen Maden-, Spul- oder Bandwürmer aus, da man inzwischen vergessen hatte, dass sie ursprünglich gegen die »Würmlein klein, ohne Haut und Bein, ohne Fleisch und Blut« eingesetzt wurden.

Die Lachsner heilten den Wurm mit »Wort und Wurz« (Spruch und Kraut). Diese Begriffe, die etymologisch zusammenhängen – alle entstammen der indogermanischen Wurzel **uer*, »drehen, winden, herausdrehen, herauswirbeln, entpuppen« –, ergeben auch einen therapeutischen Zusammenhang: Der würgende Wurm wütet tief verborgen im Finsteren der Erde oder im dunklen Leibesinneren. Die mit dem Sonnenlicht verbundene Heilpflanze wurzelt tief in die Erde hinein: sie hat Kraft, die verborgene Höhle des Wurms zu erreichen. Das heilende Wort oder der Zaubergesang entwindet sich der Seele des Heilers und dringt ebenfalls tief in das leiblich-seelische Gefüge des Befallenen ein, so dass der Wurm fliehen muss. Das heilende Wort ist ein »Berufen« im positiven Sinne.

Auch nach der Bekehrung wurde mit »Wurz und Wort« geheilt. Die Mantra ähnlichen Beschwörungsformeln wurden weiterhin, unter christlichem Vorzeichen, gesprochen. Noch immer beschwören norwegische Bauern den Tauwurm *(dugorm)*, indem sie Wolle aus den Kleidern zupfen und diese dem Wurm mit dem Spruch geben: »*Dugorm* befreie mich vom *Hugorm* (Giftnatter), dann sollst du Kleider für den Winter bekommen.« In der ländlichen Normandie wird gegen Würmer, die das Herz stechen oder ins Herz pissen, noch immer der heilige Médard beschworen: »St. Médard, der du alle Macht besitzest, nimm die Würmer von diesem Kind. Es sind Mitbewohner, die stets darauf aus sind, es zu erwürgen. Sie kommen aus dem Nichts; du kannst sie dahin zurückschicken« (Loux 1980: 222). In ihrer Struktur älter sind jene Sprüche, die sich auf den im ganzen deutschsprachigen Raum bezeugten »Wurmacker« beziehen. Ein Beispiel aus Schwaben:

»Gott der Herr fart gen Akher,
er akhert gar wakher,
er akhert drei Würm aus,
einer war weiß, der andere schwarz, der dritte rot,
hir ligen alle würm todt.«



Boote zum Wegschicken der Kankheitsgeister (Indonesien).

Wenn die anstrengende Arbeit des Heraussingens mit Zaubergesängen, des Räucherns oder Aussaugens erfolgreich war, dann wussten der Lachsner sowie die anwesenden Verwandten, dass der Kranke – egal wie elend er noch aussah oder sich fühlte – wieder genesen würde. Der gefangene Wurm musste anschließend entsorgt werden. Da es sich um einen Geisterwurm handelt, kann man ihn eigentlich nicht töten. Bei einigen Völkern, wie den See-Dayak auf Kalimantan (Indonesien), wird er auf ein mit Nahrungsmitteln bestücktes Boot gesetzt und stromabwärts

befördert. Dabei weint man »Krokodilstränen« und wünscht ihm gute Reise.

Die Inder bannen den Krankheitsdämon mit Zaubersprüchen in die harten, schrumpeligen, braunen Nüsse des Ganiterbaums *(Elaeocarpus ganitrus).* Diese so genannten *Rudrakshas* werden dann als Schmuck getragen, müssen aber immer wieder gepflegt, gebadet, geölt und mit heiligen Mantras besungen werden, damit sie klein und schön bleiben. Wenn man sie vernachlässigt, gewinnen sie wieder an bösartiger Potenz, sie »wachsen« und werden unkontrollierbar. Man weiht die Rudrakshas dem Shiva, dem Gott, der allen Wahn zerstört (Storl 2002: 68).

Wie anderswo, bannten die nordeuropäischen Heiler die gefährlichen Würmer und Krankheitsgeister unter einen Stein, schickten sie in die Wüstenei, verschossen sie mit Pfeilen, gaben sie einem Vogel mit. Vor allem aber übertrugen sie die Schädlinge auf Bäume (Mannhardt 2002: 16). Das machte, gemäß der kulturellen Konstruktion der Wirklichkeit dieser Völker, durchaus Sinn. In der Anschauung der vorchristlichen, nordeuropäischen Waldlandvölker sind Bäume und Menschen eng verwandt und können ähnlich leiden. Die elbischen Würmer befallen die Bäume ebenso wie Mensch und Tier. Als Larven nisten sie unter der Borke der Waldbäume, nagen und saugen des Baumes Lebenskraft; gelegentlich fliegen sie aus und nisten sich als Krankheitsdämonen in tierische und menschliche Körper ein (Bächtold-Stäubli IX 1987: 842). Bäume sind den Menschen wesensverwandt, sie leben jedoch länger, besitzen mehr Kraft und Weisheit und können ihr Leben im Jahresrhythmus immer wieder erneuern. Bäume stellen eine Verbindung zur »Anderswelt«, zur numinosen Dimension her, unter ihnen wird geopfert, und die Götter sprechen (raunen) durch sie. Bäume sind älter als Menschen: Im keltischen, slawischen wie auch im germanischen Mythos entspringt das erste Menschenpaar den Bäumen.[137] Und da sie so stark sind,

können sie mit dem Gewürm besser fertig werden. Der gefangene Wurm wurde mit einem Spruch in den Baum hineingezaubert, oder er wurde in ein Loch im Stamm verpfropft. In Mecklenburg spricht der Kranke bei abnehmendem Mond, die Würmer anredend:

»Ji söllt mi führen to Holt
Dar steit en Bömken köl un stolt,
Darin will ik ju versenken, ertränken.«[138]

Oder der Befallene geht frühmorgens, rückwärts laufend, zum alten Weidenbaum, knüpft den Fiebergeist mit drei Knoten ins Gezweig und spricht: »Gôn morgen, Olde, ick gêf u de Kolde; gôn morgen, Olde!«[139]

Am liebsten benutzte man den Hofholunder *(Sambucus nigra)*, dieser gehört nämlich der Hollerfrau oder der Frau Ellhorn (dänisch *Hyllemoer*, englisch *Mother Elder*), die keine andere ist als die Frau Holle, die archaische Göttin des Lebens und des Todes, die in ihrem brodelnden Kessel das Leben immer wieder vernichtet und neu gebiert. Der Baum ist der Zugang zu ihrem Reich. Lebensmüde und schädliche Wesen werden vom Holunder angezogen, werden nach unten gezogen und plumpsen in diesen Kessel, wo sie zerkocht und transformiert werden. Im Mittelalter, als die Holle längst zu »Teufels Großmutter« mutierte, hing man immer noch eitrige Bandagen und Krankheiten an den Holunderbaum. Man erzählte, dass sogar Judas, der Verräter des Heilands, unwillkürlich vom Holunder angezogen wurde und sich in seinen Ästen erhängte. Als Beweis kann man heute noch gelegentlich das Ohr des Judas am Holunder finden: Es ist der Holunderschwamm oder das Judasohr *(Auricularia auricula-judae)*.[140]

Eine mittelalterliche, schwäbische Legende erzählt, wie Christus selbst die Krankheitsgeister, die so genannten »Gichter« – darunter verstand man Krämpfe, Schlag, Zuckungen und Lähmungen –, in den Hollenbaum bannte:

»Als Gott, der Herr, eines Tages über das Land ging, da begegneten ihm siebzigerlei feixende Gichter und Gichtinnen. Da sprach der Herr: ›Ihr siebzigerlei Gichter und Gichtinnen, wo wollt ihr hin?‹ Da sprachen sie: ›Wir gehen über das Land und bringen die Menschen um ihre Gesundheit und geraden Glieder.‹ Da sprach der Herr: ›Ihr sollt zur Hollerstaude gehen, da sollt ihr alle Ästlein abbrechen; lasst nur den Menschen ihre geraden Glieder‹« (Storl 2003: 222). So heilte auch der Heiland auf schamanische Weise.

Der Durchzug der Perchten

In vielen traditionellen Gesellschaften versuchen Schamanen eine Krankheit, noch ehe sie sich auf körperlicher Ebene manifestiert, abzufangen. Sie kennen die uralten, paläolithischen Techniken – Versenkung, Trance induzierendes Trommeln, Tanzen und Zauberkräuter –, um in die »jenseitige Dimension«, in die Welt der Geister und Dämonen zu reisen, um dort die krankheitsbringenden Wesenheiten zu konfrontieren.

Für mich ist das nicht nur graue Theorie. Wir leben abgelegen, fern von Dorf und menschlichem Treiben. In den Wintertagen, wenn wir eingeschneit sind und es ganz still ist, da kommt es gelegentlich vor, dass sich in den Momenten zwischen Schlafen und Wachen eigenartige Wesen zeigen. Oft sind sie buckelig und verkrüppelt, manchmal jedoch verführerisch schön; ihre Gesichter erinnern an die Perchten und Masken der alemannischen Fasnacht, an tibetische Dämonenmasken oder an die »Falschen Gesichter«, mit denen die Irokesen die Krankheitsdämonen darstellen. Sie sind alle irgendwie leidend, es fehlt ihnen etwas, zugleich sind sie erschreckend und furchterregend. Wenn ich diese Entitäten wahrnehme und dabei Angst bekomme oder gar gegen sie ankämpfe, dauert es erfahrungsgemäß nicht lange und ich oder

jemand anders im Haus oder im Stall wird krank. Es ist besser, wenn ich den Mut fasse, ihnen zu sagen, sie sollen weiterziehen. »Wohin sollen wir ziehen?«, fragen sie meist mit rauhen Geisterstimmen. Da sag ich: »Zieht nach Osten, geht ins Licht, der Heiland kann euch geben, was euch fehlt!« Manchmal klagen sie: »Aber wir haben kein Reisegeld.« Dann gebe ich ihnen einen Kupferpfennig. Mit ihrem Glückspfennig ziehen sie weiter, und das Haus bleibt vor einer Krankheit verschont. Nach solch einem Besuch räuchern wir oft noch mit Beifuß, Wacholder und Mariengras, um die Atmosphäre zu reinigen.

Schneegeisterbesuch

Während ich dieses schreibe, schneit es große Flocken in die weiße Februarlandschaft. Wir sind auf diesem Berg vollkommen eingeschneit, die Kinder haben bereits eine Woche Schule versäumt. Der letzte Schneepflug versagte am Hang. Herrlich, diese Stille! Eine wunderbare Zeit, Inspirationen von den Musen mit weißem Schwanengefieder zu empfangen!

In der Nacht träumte ich, dass eine Gruppe recht wilder, verwegener Wanderer ins Haus hereinspazierte.

Ich stellte mich ihnen in den Weg, als sie durch die Tür ins Haus drangen: »He, was soll das, was macht ihr!«

Aber sie ließen sich nicht aufhalten, sie spazierten munter an mir vorbei. Ich regte mich aber nicht sonderlich auf und gab mich eher freundlich. Einer berührte mich.

»Du hast erhöhte Temperatur«, sagte er.

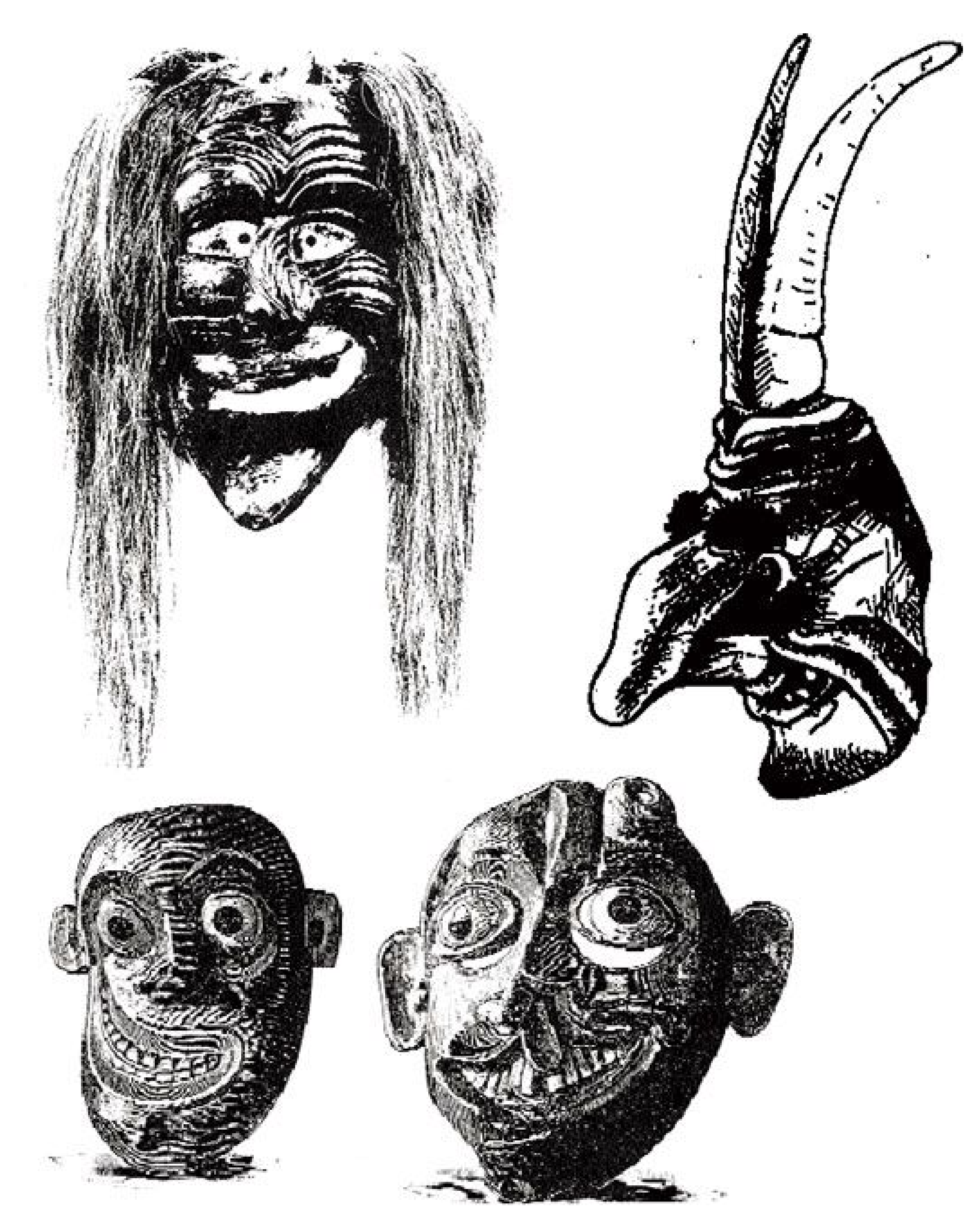
Als ich kurz darauf aus dem Schlaf aufwachte, war mir tatsächlich heiß, und die Haut war feucht. Nun wusste ich, das war kein gewöhnlicher Traum, sondern ein Besuch. Naturgeister, die mit dem starken Schneefall über das Land zogen, sind mir durch Leib und Seele

spaziert. Ihre Berührung war ein Geschenk. Ich konnte es nehmen, wie ich wollte. Es war wie des Messers Schneide – so oder so: Entweder ich würde physisch erkranken, bekäme Fieber, oder ich würde mich beim Schreiben mit dem Feuer der Inspiration erhitzen und etwas Schönes herüberbringen, eine echte *Mär* (althochdeutsch, »eine Botschaft aus übersinnlichen Welten«, im Sinne von Luthers Weihnachtslied: »Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring euch gute, neue Mär«). Wenn ich Angst gehabt hätte, ihnen die Gastlichkeit verwehrt oder den Besuch einfach nicht bewusst erlebt hätte, wäre ich wirklich krank geworden und hätte wohl die Woche im Bett verbringen müssen. Aber ich nahm es nicht auf körperlicher Ebene an, sondern als Feuer der Begeisterung. Mit einer kleinen Puja dankte ich es ihnen.

Die zu bestimmten Jahreszeiten durchziehenden Naturgeister sind weltweit bekannt. Überall werden sie auf ihrem Durchzug zur Kenntnis genommen, mit Festen und Ritualen gewürdigt und jenseits der Dorfgrenzen hinauskomplimentiert. Während dieser Zeit, die in die Jahresübergänge, insbesondere in den Vorfrühling fallen, werden die Menschen selbst närrisch. Sie werden von den Wesen, die auch ihnen durch Leib und Seele tanzen, ergriffen. In traditionellen Gesellschaften trägt man Masken, die exakt den visionär geschauten Geistern entsprechen.

Diese Geister kommen vom »Jenseits«, von außerhalb der alltäglichen, gesitteten Gesellschaft. Sie kommen aus Wald und Wildnis, aus den Bergen, Seen und Sümpfen. Auch Geister Verstorbener und Gruppengeister der in der Landschaft lebenden wilden Tiere schließen sich ihnen an. Es ist eine starke, ungezügelte Naturenergie, die sie mitbringen: Eine Energie, die ausgelassen, geil und fruchtbar macht, aber auch genauso leicht das

Gleichgewicht stört und krank machen kann. Diese Geister bringen kreatives Chaos, aus dem – so oder so – Neues entstehen kann.



Singhalesische, irokesische und alpenländische Geister- und Dämonenmasken.

Wie alle Naturvölker, so kannten auch unsere heidnischen Vorfahren diese wilden Geisterzüge. Den Germanen waren sie als die Faselnächte (mittelhochdeutsch *vasnaht*, alemannisch *fasnet;* von *vaseln, viseln*, »fruchtbar machen, gedeihen, vermehren«) bekannt. *Fasel* bedeutet althochdeutsch »Nachkommenschaft«, mittelhochdeutsch »Zuchtvieh« (Faselvieh, Faselhengst), wobei *visel* oder *viselin* das männliche Glied bezeichnet. Es handelte sich also um wilde Feste mit Vermummungen, Maskenläufen, Trinkgelagen und phallischen Umzügen. Es war ein Winteraustreiben, ein lärmendes Erwecken der Natur und ihrer Fruchtbarkeitskräfte. Es waren jene »unflätigen Feste im Februar«, die im 3. Artikel des Synodenbeschlusses von Liftinae (743 unserer Zeit) unter Vorsitz von Bonifatius – das ist der »Apostel der Deutschen«, der die heiligen Bäume fällen ließ – aufs strengste verboten wurden. In Artikel 24 werden auch »die heidnischen Zusammenläufe, Yrias genannt, mit zerrissenen Kleidern und Schuhen« verdammt. Da Papst Gregor um 600 unsrer Zeit die Anweisung gegeben hatte, die heidnischen Feste zu übernehmen und umzugestalten, wurden aus den Vaselnächten die Fastennächte, jene vierzigtägige Fastenzeit vor Ostern. Trotzdem haben sich die Bräuche in Form von Perchtenläufen, Fasnet und Karnevalsumzügen[141] erhalten.



Famachtszug.

Besonders die alemannische Fasnet trägt archaische Züge. Die Art der Masken, die von den Narrenzünften getragen werden, sind nicht beliebig hergestellt. Sie sind uralt. An ihnen darf nichts geändert werden. Auch wenn es in Vergessenheit geraten ist, so sind sie, ebenso wie die Masken in Tibet, Nordamerika oder Afrika, Träger hellsichtig geschauter übernatürlicher Wesenheiten.[142] Der lange Zug der halb tierischen, halb menschlichen Wesen, der Hexen, der Steinleute, der Moosweiblein und Holzmännlein, der Wölfe und Bären, der mit Hörnern, Fellen, Federn, Fuchsschwänzen ausgestatteten Holden und Unholden, der schönen und hässlichen Perchten (Percht, Berchta, die »Glänzende« = die Göttin Holle), der Hudler, des Fastnatbutz, des Kuttlabetz, des Bögg und wie sie alle heißen, ist ein zeremonielles Geschehen. Es sind die Geister selbst, die sich da verkörpern und vorbeiziehen, nicht menschliche Maskenträger. Bis vor kurzem durften nur Männer die Masken, auch die der Hexen, Moosweiblein und Perchten tragen, denn Frauen sind allgemein sensibler und empfänglicher und könnten leichter von dem dargestellten Wesen besessen werden.

Die Zuschauer am Straßenrand stehen still, staunend, oft leicht entrückt. Das Trinken und wilde Feiern findet erst nach dem Durchzug der Geister statt. Jede Maskengruppe – wie jeder Naturgeist auch – hat ihr Losungswort[143], und wehe, man weiß es nicht. Dann spielen sie ihre Streiche, klauen die Mütze, den Schuhbändel, reiben Papierschnitzel in die Haare. Hübsche Mädchen werden von »Hexen« eine Strecke mitgeschleppt, herumgewirbelt und »besprungen« oder mit aufgeblasenen Schweineblasen verhauen; alte Jungfern werden verspottet. Nachklänge eines alten Fruchtbarkeitsfestes!

Wenn der Dämonenzug vorbei ist, hat er viel alten seelischen Unrat und Krankheiten mit sich gerissen und den Weg für den Frühling, für die Frühlingsgöttin geebnet.

Fasnacht ist ein Rest einer alten rituellen Kultur, die den Umgang mit den Naturgeistern zu regeln wusste. Ohne das Einbinden dieser Naturwesen in die menschliche Kultur werden diese Wesen wilder, böser, bedrohlicher. Verheerende Stürme mit Orkanschäden, wie Wiebke (1989) oder Lothar (Dezember 1999), Überschwemmungskatastrophen und Trockenheit, Bienensterben und Waldsterben sollten eine Warnung sein, uns wieder mit den wilden Kindern der Göttin zu versöhnen. Es ist Zeit, ihnen wieder Achtung und Respekt zu zollen. Das Puja-Ritual, ob einfach oder groß angelegt, ist dazu geeignet, die Verbindung mit diesen Naturgeistern wieder aufzunehmen.



Odin/Wotan auf seinem Schamanenpferd (Bildstein, Gotland).

---

128 Angelsächsisch Singular *ælf*, Plural *ylfe;* altnordisch *alfr;* verwandt mit russisch *lebed*, »Schwan«, und lateinisch *albus*, »weiß« – weiß ist die Farbe der Geister.

129 Die zarten, edlen, anmutigen, andersweltlichen *Elfen*, wie sie etwa im Film »Herr der Ringe« erscheinen, sind Produkte der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts und sind als Begriff durch Übersetzungen in den deutschen

Sprachschatz gelangt. Der *Ælf* der Angelsachsen war immer zweideutig und mitunter gefährlich.

130 In Skandinavien soll die Hausfrau beim Bierbrauen immer einige Tropfen für die Elben auf den Boden fließen lassen, damit sie nicht zornig werden. Als eine Frau unwillig dem stillen Volk sein Recht verweigert, fällt sie und bricht das Bein, so dass nun Blut statt Bier fließt (Bächtold-Stäubli 1987 IX: 31).

131 Der »Elbentrötsch« oder »Alberdrutsch« ist eine stumpfsinnige, verwirrte, von Elben verzauberte Person.

132 Ätiologie: Lehre von Krankheitsursachen.

133 In älteren heidnischen Bannsprüchen treten anstelle von Jesus und Petrus, Wotan und Phol (Baldur) oder Odin und Thor oder andere auf Erden wandelnde Heilgottheiten auf.

134 Das heilende Singen Wotans und der Frauen Sinthgunt und Sunna ist unter anderem aus den Merseburger Zaubersprüchen bekannt.

135 Nach Schmitz, einem bekannten Professor der Pharmakologie, dienten auch Schierling, Hanf, Giftlattich, Bilsenkraut und Nachtschattenkräuter als dämonenvertreibende Qualmkräuter (Schmitz 1998: 87). Eine derartige Anwendung dieser Giftpflanzen, welche die Germanen Lüppkräuter nannten, ist meiner Ansicht nach eher eine nicht bewiesene Vermutung.

136 »An apple a day, keeps the doctor away.«

137 Aus den am Meeresufer angeschwemmten Stämmen einer Esche und einer Ulme schaffen die drei Söhne des Urriesen Bor Mann und Frau: Odin hauchte den Lebensgeist in sie hinein, Hörnir beseelte sie und Lodur (Loki) gab ihnen Wärme und leuchtende Farbe (*Gylfaginning* IX; *Voluspö* 17/18).

138 »Ihr sollt mich führen in den Wald. Da steht ein Bäumchen kühl und stolz. Darin will ich euch versenken, ertränken.«

139 »Guten Morgen, Alte, ich geb dir das Kalte, guten Morgen, Alte.«

140 Es handelt sich dabei um den *Mu-Err*, den beliebtesten Speisepilz in China (und chinesischen Restaurants).

141 Das Wort »Karneval« wird über das italienische *carnevale*, aus dem lateinischen *carrus navalis.* »Schiffskarren oder Räderschiff«, hergeleitet. Es ist das Narrenschiff, das durch die Straßen gezogen wurde. Ursprünglich soll das Schiff die Vulva der Göttin symbolisiert haben.

142 Dass die Masken noch immer heilig sind, zeigt sich darin, dass sie nicht als Souvenir gekauft werden können. Joggi Weiß, Allgäuer Schnitzer nach traditionell-alemannischer Art, besteht darauf: »Da kann einer 10 000 Euro in der Tasche haben, er geht trotzdem leer aus« (*Allgäu Magazin*, Winter 2003/4 S. 60).

143 Losungsworte, einige Beispiele: »Übr dr Gosch – hogget dr Frosch« (Rottumtal); »Narri narum – nimm nix krumm« (Leupolz); »Spring fut, spring fut – dr Vogel kut« (Waldegg); »Goisterhung – Wilde Hund« (Aichstetten) usw.

Nachwort

»Ja, Schnecke,
besteig den Fuji, aber
langsam, langsam!«

Issa (1763–1827), japanischer Meister des Haiku

Erdölreserven reichen nicht mehr lange. Optimistische Prognosen sprechen von höchstens vierzig Jahren. Billige und leicht zu handhabende Alternativen gibt es kaum. Antibiotika wirken kaum mehr; die Rentenkassen sind leer. Schon bröckeln die Grundmauern der Verbrauchergesellschaft:

»Unter den Betonfundamenten
des Motels hecken die altehrwürdigen Geister
unseres Volkes heilige Späße aus.
Sie erzählen Geschichten und Witze und lachen
und lachen.

Durchreisende Amerikaner
steigen abends aus ihren heißen stickigen Autos,
zahlen wortlos ihr Geld
und sinken in Schlaf ohne den Segen der Träume.
Am nächsten Morgen stehen sie auf,
ziehen sich automatisch an, putzen die Zähne,
steigen in die Autos und fahren davon.

Sie haben nicht bemerkt, dass die Beton-
fundamente des Motels
zerfallen, Stück für Stück.
Die altehrwürdigen Geister erzählen Geschichten
und Witze und lachen und lachen.«

Simon J. Ortiz, Dichter der Pueblo-Indianer, Washyuma Motel

Keine Sorge, wir werden es schon schaffen:

»Der Bauer, beim Rübenausziehen,
zeigt den Weg
mit einer Rübe.«

Issa (1763–1827), japanischer Meister des Haiku



Runenstein (Sanda, Gotland).


LAUSCHEN & LESEN

Literatur

Angelus Silesius

1960 *Der cherubinische Wandersmann*, hrsg. v. Charles Waldemar. München: Goldmann.

Arens, Werner und Hans-Martin Braun

1994 *Der Gesang des schwarzen Bären: Lieder und Gedichte der Indianer.* München: C. H. Beck.

Armytage, Wayne

2000 »Ein Leben in der Traumzeit«, in: *Wanderer zwischen den Welten*, hrsg. v. Christine Gottschalk-Batschkus und Dieter Reichert. Murnau: Reichert.

Bächtold-Stäubli, Hanns und Eduard Hoffmann-Krayer

1987 *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.* 9 Bände, Berlin, New York: Walther de Gruyter.

Beuchert, Marianne

1995 *Symbolik der Pflanzen.* Frankfurt a. M., Leipzig: Insel.

Biedermann, Hans

2000 *Knaurs Lexikon der Symbole.* Augsburg: Droemer Knaur.

Braem, Harald

1990 *Der Kojote im Vulkan.* Berlin: Edition Orient.

Buhner, Stephen Harrod

1996 *Sacred Plant Medicine.* Bolder, Colorado: Robert Rinehart Publishers.

2002 *The Lost Language of Plants.* White River Junction, Vermont: Chelesa Green.

Cannon, Walter B.

1965 «Voodoo Death«, in: *Reader in Comparative Religion*, hrsg. v. William A. Lessa and Evon Z. Vogt. New York: Harper & Row Publ.

Chatterjee, Gautam

1996 *Sacred Hindu Symbols.* New Delhi: Abhinav Publications.

Conklin, Harold C.

1957 *Hanunoo Agriculture.* Rom: Food and Agriculture Organization of the United Nations.

Cowan, James G.

1997 *Offenbarungen aus der Traumzeit.* München: Goldmann Verlag.

Davidson, H. R. Ellis

1969 *Gods and Myths of Northern Europe.* Harmondsworth, Middlesex: Penguin Books.

Densmore, Francis

1927 *Papago Music.* Washington: Smithonian Institution, Bureau of American Indian Ethnology, Bulletin 90.
Derolez, R.L.M.
1976 *Götter und Mythen der Germanen.* Wiesbaden: Verlag F. Englisch.
Devereux, Paul
2001 *Schamanische Traumpfade.* Aarau: AT Verlag.
Diederichs, Ulf
1995 *Who's who im Märchen.* München: dtv.
Döbler, Hannsferdinand
1975 *Die Germanen.* Barcelona: Prisma.
Drösser, Christoph und Ulrich Schnabel
»Kann Wasser denken?«, in: *»Die Zeit«*, Nr. 49, 27. 11. 2003.
Dürr, Hans-Peter und Franz-Theo Gottwald
1999 *Rupert Sheldrake in der Diskussion.* Bern, München, Wien: Scherz.
Dürr, Hans Peter
1978 *Traumzeit.* Frankfurt a. M.: Syndikat.
Eck, Diana L.
1983 *Banaras: City of Light.* London: Routledge & Kegan Paul.
Eliade, Mircea
1982 *Schamanismus und archaische Ekstasetechnik.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Emoto, Masaru
2002 *Wasserkristalle.* Burgrain: KOHA-Verlag.
Ereira, Alan
1993 *The Elder Brothers.* New York: Vintage Books.
Erich, Oswald A. und Richard Beitl
1974 *Wörterbuch der deutschen Volkskunde.* Stuttgart: Alfred Kröner.
Gerlach, Walter
2000 *Das neue Lexikon des Aberglaubens.* München, Zürich: Piper.
Gerlt, Hennig und Michael Diesch
1995 *Yedaki.* Biblis: dreamtime didgeridoos.
Golther, Wolfgang
1985 *Handbuch der germanischen Mythologie* (Neudruck der Ausgabe von1908). Stuttgart: Magnus.
Golas, Thaddeus
1985 »Die Sphinx«, in: *Sphinx hoch zehn*, hrsg. v. Hagenbach, Dieter und Hannes Bertschi. Basel: Sphinx Verlag.
Golther, Wolfgang
1908 *Handbuch der germanischen Mythologie.* Nachdruck 1985. Stuttgart: Magnus
Verlag.
Goodmann, Felicitas

1995 *Wo die Geister auf den Winden reiten.* Freiburg im Breisgau: Verlag Hermann Bauer.
Gottschalk-Batschkus, Christine und Dieter Reichert
2000 *Wanderer zwischen den Welten.* Murnau: Reichert.
Gottwald, Franz-Theo, und Christian Rätsch
2000 *Rituale des Heilens.* Aarau: AT Verlag.
Graves, Robert
1961 *The White Goddess.* London, Boston: Faber & Faber.
Grinnell, George Bird
1923 *The Cheyenne Indians.* New Haven, Conn.: Yale University Press.
Grossinger, Richard
1982 *Wege des Heilens.* München: Kösel.
Habiger-Tuczay, Christa
1992 *Magie und Magier im Mittelalter.* München: Diederichs.
Hagemann, Ernst (Hrsg.)
1973 *Weltenäther – Elementarwesen – Naturreiche – Texte aus der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners.* Freiburg i. Br.: Die Kommenden.
Hart, Jeff
1976 *Montana – Native Plants and Early Peoples*. Helena, Montana: The Montana Historical Society.
1979 »The Ethnobotany of the Flathead Indians of Western Montana«, *Botanical Museum Leaflets* 27 (10), Helena, Mt.
Hasenfratz, Hans-Peter
1992 *Die religiöse Welt der Germanen.* Freiburg, Basel, Wien: Herder.
Heller, Gerhard
2000 »Tiergeister als Heilgehilfen nepalesischer Schamanen«, in: *Rituale des Heilens*, hrsg. v. Franz-Theo Gottwald und Christian Rätsch. Aarau: AT Verlag.
Henglein, Martin
1994 *Die heilende Kraft der Wohlgerüche und Essenzen.* Zürich: Oesch Verlag.
Heß, Gerhard
1993 *Oding – Wizzod.* München: Knaur.
Hess, Peter
2000 »Die psychedelische Musiktherapie«, in: *Rituale des Heilens*, hrsg. v. Franz-Theo Gottwald, und Christian Rätsch. Aarau: AT Verlag.
Hoffmann, Albert
1998 »50 Jahre LSD«, in: *Die berauschte Schweiz*, hrsg. v. Roger Liggenstorfer, Christian Rätsch, Agnes Tschudin. Solothurn: Nachtschatten.
Höfler, Max
1990 *Volksmedizinische Botanik der Germanen.* Berlin: VWB (Reprint d. Ausg. Wien: Ludwig, 1908).
Jaén, José

1999 *Manuel de Medicina popular Canaria.* Tenerife: Centro de la Cultur Popular Canaria.

Johnston, Basil

1992 *Und Manitu erschuf die Welt.* München: Diederichs Gelbe Reihe.

Koch, Klaus, E. Otto, J. Rohloff und H. Schmoldt (Hrsg.)

1992 *Reclams Bibellexikon.* Stuttgart: Philipp Reclam jun.

Krusche, Dietrich (Hrsg. u. Übers.)

1994 *Haiku, japanische Gedichte.* München: dtv.

La Flesche, Francis

1939 »War Ceremony and Peace Ceremony of the Osage Indians«, in: *Bulletin of the Bureau of American Ethnology – Nr.101.* Washington D.C.

Lawlor, Robert

1999 *Am Anfang war der Traum.* München: Droemer Knaur.

Levi-Strauss, Claude

1967 *Strukturale Anthropologie.* Frankfurt. a. M.: Fischer.

Lexers, Matthias

1980 *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch.* Leipzig: S. Hirzel Verlag.

Loux, Françoise

1980 *Das Kind und sein Körper in der Volksmedizin.* Stuttgart: Klett-Cotta.

Mabey, Richard

1993 *Das neue BLVBuch der Kräuter.* München, Wien, Zürich: BLV

Madejsky, Margret

1999 »Wenn Hormone verrückt spielen…«, in: *Naturheilpraxis* 9/99. München: Pflaum Verlag.

Mannhardt, Wilhelm

2002 (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1875) *Wald und Feldkulte: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme.* Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag.

Marzell, Heinrich

1943 *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen.* Erster Band, Leipzig: S. Hirzel.

1958 *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen.* Register, Leipzig: S. Hirzel.

1972 *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen.* Zweiter Band, Leipzig: S. Hirzel.

1977 *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen.* Dritter Band, Stuttgart, Wiesbaden: S. Hirzel und Franz Steiner.

1979 *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen.* Vierter Band, Stuttgart, Wiesbaden: S. Hirzel und Franz Steiner.

Mettke, Heinz (Hrsg.)

1979 *Älteste deutsche Dichtung und Prosa.* Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun.

Meyer, Elard Hugo

1903 *Mythologie der Germanen.* Straßburg: Athenaion.

Moerman, Daniel E.

1982 *Geraniums for the Iroquois.* Algonac, Michigan: Reference Publications Inc.
Mühlmann, Wilhelm E.
1984 *Die Metamorphose der Frau.* Berlin.
Müller-Ebeling, Claudia, Christian Rätsch und Wolf-Dieter Storl
2002 *Hexenmedizin.* Aarau: AT Verlag.
Mylius, Klaus
1981 *Älteste indische Dichtung und Prosa.* Leipzig: Reclam.
Nack, Emil
1977 *Germanien.* Wien: Verlag Carl Ueberreuter.
Nauwald, Nana
2002 *Bärenkraft und Jaguarmedizin.* Aarau: AT Verlag.
Neményi, Géza von
2003 *Heilige Runen.* München: Wilhelm Heyne.
Nougier, Louis-René
1992 *Die Welt der Höhlenmenschen.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Rambeck, Bernhard
1994 *Mythos Tierversuch.* Frankfurt a. M.: Zweitausendeins.
Rätsch, Christian
1996a *Urbock.* Aarau: AT Verlag.
1996b *Räucherstoffe – Der Atem des Drachens.* Aarau: AT Verlag.
1998 *Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen.* Aarau: AT Verlag.
Roloff, Rosemarie (Hrsg.)
1990 *Kleines spirituelles Wörterbuch; Sanskrit – Deutsch.* Bonn: Sathya-Sai-Vereinigung.
Rudgley, Richard
1998 *Lost Civilisations of the Stone Age.* London: Arrow Books.
1999 *Lexikon der psychoaktiven Substanzen.* München: Econ & List.
Sargent, Denny
1994 *Global Ritualism.* St. Paul, Minnesota: Llewellyn Publications.
Schad, Wolfgang und Ekkehard Schweppenhäuser
1986 *Blütenspaziergänge.* Frankfurt a. M.: Fischer.
Scheffer, Mechthild und Wolf-Dieter Storl
1995 *Die Seelenpflanzen des Edward Bach.* München: Hugendubel.
Schiff, Michel
1999 *Das Gedächtnis des Wassers.* Frankfurt a. M.: Zweitausendeins.
Schlesier, Karl H.
1985 *Die Wölfe des Himmels.* Köln: Diederichs.
Schmitz, Rudolf
1998 *Geschichte der Pharmazie.* Eschborn: Govi-Verlag.
Schwarzer Hirsch
1992 *Die heilige Pfeife* (Aufgeschrieben von Joseph Epes Brown). Göttingen: Lamuv.

Schwarz, Ernst (Hrsg.)
1978 *Laudse: Daudedsching.* Leipzig: Philipp Reclam jun.
Seligmann, Siegfried
1996 *Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der belebten Natur.* Berlin: Reimer.
1991 *Shiva Purana* (Transl. A Board of Scholars). Delhi: Motilal Banarsidass Publ.
Simpson, Jacqueline and Steve Roud
2000 *A Dictionary of English Folklore.* Oxford: Oxford University Press.
Solecki, Ralph S.
1977 »The Implications of the Shanindar Cave Neanderthal Flower Burial«, in: *Annals of the New York Academy of Science 293.* New York.
Spence, Lewis
1995 *North American Indians.* London: Senate.
Sprenger, Werner
1988 *Das Höhlenbuch.* Konstanz: Nie/nie/sagen-Verlag.
Stange, Manfred (Hrsg.)
1995 *Die Edda.* Augsburg: Bechtermünz.
Steiner, Rudolf
1961 *Geisteswissenschaft und Medizin.* Dornach, Schweiz: Rudolf Steiner Nachlassverwaltung.
Stoll, Günther und Rüdiger Vaas
2001 *Spurensuche im Indianerland.* Stuttgart: Hirzel.
Storl, Wolf-Dieter
1974 *Shamanism among Americans of European Origin.* Bern: Inaug. Diss. Universität Bern, Schweiz.
1992 *Berserker und Kuschelbär.* Braunschweig: Aurum.
1993 *Von Heilkräutern und Pflanzengottheiten.* Braunschweig: Aurum.
1997 »Ernährung, kulturelle Identität und Bewusstsein«, in: *Ernährung und Gesundheit*, hrsg. v. E. Diallo-Ginstl. Stuttgart: Hampp Verlag/Neckarsulm: Natura Med Verlagsgesellschaft.
2000a *Heilkräuter und Zauberpflanzen zwischen Haustür und Gartentor.* Aarau: AT Verlag.
2000b »Ein Medizinmann der Cheyenne«, in: *Wanderer zwischen den Welten*, hrsg. v. Gottschalk-Batschkus, Christine und Dieter Reichert. Murnau: Reichert.
2001a *Pflanzendevas.* Aarau: AT Verlag.
2001b *Der Kosmos im Garten.* Aarau: AT Verlag.
2002 *Shiva, der wilde gütige Gott.* Burgrain: KOHA-Verlag.
2003 *Pflanzen der Kelten.* Aarau: AT Verlag.
2004 *Ich bin ein Teil des Waldes.* Stuttgart: Kosmos.
Storl, Wolf-Dieter und Paul Silas Pfyl
2002 *Bekannte und vergessene Gemüse.* Aarau: AT Verlag.

Ström, Åke V und Haralds Biezais
1975 *Germanische und Baltische Religion.* Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: W. Kohlhammer.
Sun Bear and Wabun Wind
1991 *Das Medizinrad.* München: Goldmann.
Tompkins, Peter und Christopher Bird
1991 *Die Geheimnisse der guten Erde.* München: Knaur.
Trunz, Erich (Hrsg.)
1999 *Goethe – Faust.* München: C. H. Beck.
Turnbull, Colin M.
1962 *The Forest People.* Garden City, N. Y.: Doubleday & Co.
Urmes, Dietmar
2003 *Handbuch der geographischen Namen.* Wiesbaden: Fourier.
Vána, Zdebek
1992 *Mythologie und Götterwelt der slawischen Völker.* Stuttgart: Urachhaus.
Van Wyk, Ben-Erik und Nigel Gericke
2000 *People's Plants.* Pretoria, South Africa: Briza Publicantions.
Vitebsky, Piers
2001 *Schamanismus.* Köln: Taschen.
Vogel, Virgil
1982 *American Indian Medicine.* Norman, Oklahoma: University of Oklahoma Press.
Weiß, Rudolf Fritz.
1991 *Lehrbuch der Phytotherapie.* Stuttgart: Hippokrates.
Wheelwright, Edith Grey
1974 *Medical Plants and their History.* New York. Dover Publications.
Wolff-Windegg, Philipp
1981 *Die Gekrönten.* Stuttgart: Ernst Klett.
Zerling, Clemens und Wolfgang Bauer
2003 *Lexikon der Tiersymbolik.* München: Kösel.
Zignsem, Vera
1999 *Göttinnen großer Kulturen.* München: dtv.